

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE

Hugo von Hofmannsthal und »The Dial« **Briefe 1922–1929**
Clemens von Franckensteins Ernennung zum Münchner
Hoftheaterintendanten **Ein wiederentdecktes Interview**
Hugo von Hofmannsthals Rudolf Kassner – Marie
von Thurn und Taxis **Briefe und Dokumente Teil I,**
1902–1907 Peter Sprengel **Kriegsdienst, »Lippendienst«**
und Verantwortung. Rudolf Borchardt, Heinrich und Otto
Braun 1915–1918 (Mit unveröffentlichten Briefen)
Volker Mergenthaler **Das »Verlangen nach der Fortsetzung«.**
Begehren, Erzählen, »Die Zeit« und Hofmannsthals
»Märchen der 672. Nacht« Oliver Grill und Wolfgang Hottner
Wandverwandlung. Menzels »**Haus im Abbruch**« und
Rilkes »**Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge**«

22/2014

Rombach Verlag Freiburg

Hofmannsthal
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne
22/2014

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 22/2014

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Maximilian Bergengruen · Gerhard Neumann · Ursula Renner

Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

© 2014, Rombach Verlag KG,
Freiburg im Breisgau

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach

Redaktion: Dr. Friederike Wursthorn

Satz: TIESLED Satz & Service, Köln

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Freiburg i.Br.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9786-0

Inhalt

Hugo von Hofmannsthal und »The Dial« Briefe 1922–1929 <i>Herausgegeben und kommentiert von Alys X. George</i>	7
Clemens von Franckensteins Ernennung zum Münchner Hoftheaterintendanten 1912 Ein wiederentdecktes Interview Hugo von Hofmannsthals <i>Mitgeteilt von Olivia Varwig</i>	69
Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis Briefe (1902–1933) und Dokumente Teil I: 1902–1907 <i>Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkampf</i>	91
<i>Peter Sprengel</i> Kriegsdienst, »Lippendienst« und Verantwortung Rudolf Borchardt, Heinrich und Otto Braun 1915–1918 (Mit unveröffentlichten Briefen)	205
<i>Volker Mergenthaler</i> Das »Verlangen nach der Fortsetzung« Begehren, Erzählen, »Die Zeit« und Hofmannsthals »Märchen der 672. Nacht«	259
<i>Oliver Grill und Wolfgang Hottner</i> Wandverwandlung Menzels »Haus im Abbruch« und Rilkes »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«	285

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.
Mitteilungen

311

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis
327

Anschriften der Mitarbeiter
337

Register
339

Hugo von Hofmannsthal und »The Dial« Briefe 1922–1929

Herausgegeben und kommentiert von Alys X. George

*[W]as handschriftlich von einem zum andern geht ist mehr,
als was in den Zeitungen für tausende und keinen geschrieben wird*

Hugo von Hofmannsthal, 1923¹

Vor beinahe 100 Jahren, in den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs, erschien am 10. Januar 1915 in der Berliner »Vossischen Zeitung« ein Aufsatz von Hugo von Hofmannsthal: »Wir Österreicher und Deutschland«.² Zu der Zeit arbeitete der Dichter in der Presseabteilung des Kriegsfürsorgeamtes und kämpfte, wie eine Journalistin im April 2014 formulierte, »mit Worten statt mit Waffen an der Seite Österreichs«.³ Es mag daher verwunderlich erscheinen, dass Hofmannsthal gerade in diesem Kontext aus der Presseabteilung den Befehl erklingen ließ, es solle »über jedes Tor, das nach Österreich führt«, geschrieben werden: »Hier oder nirgends ist Amerika.«⁴ Obwohl Hofmannsthal zeitlebens nie amerikanischen Boden betritt, verkörperte das Land jenseits des Atlantiks für ihn das ›Junge‹ und ›Unverbrauchte‹. Mit aufklärerischer Intention stützte er sich deshalb während des Weltkriegs auf den »Begriff eines europäischen Amerika«, der zu einer Erneuerung der altehrwürdigen österreichischen Kultur beitragen möge.⁵ Nach dem Kollaps der Habsburgermonarchie jedoch behielt die Metapher »Amerika« ihre Bedeutsamkeit für den Dichter bei und gewann zudem sowohl an Relevanz als auch an Kontur.

¹ GW RA II, S. 201.

² SW XXXIV Reden und Aufsätze 3, S. 140–144.

³ Sandra Trauner, Hugo von Hofmannsthal im Schlachtenfieber. In: Frankfurter Neue Presse (9. April 2014). <http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/Hugo-von-Hofmannsthal-im-Schlachtenfieber;art679,807619> (Stand: 31.10.2014). Trauner bezieht sich auf die von Katja Kaluga kuratierte Ausstellung »Österreichs Antwort – Hugo von Hofmannsthal im Ersten Weltkrieg« (9. April – 3. Juni 2014) im Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt a. M.).

⁴ SW XXXIV Reden und Aufsätze 3, S. 143. Hofmannsthal schrieb diese Aussage in Anlehnung an Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. Vgl. ebd., S. 692.

⁵ Ebd., S. 143.

Von 1922 bis 1928 war Hofmannsthal der Wien-Korrespondent für »The Dial« (1920–1929), die führende amerikanische literarische Monatsschrift der Zwischenkriegszeit. Die Zeitschrift druckte insgesamt neun Texte von Hofmannsthal auf Englisch: Sechs »Wiener Briefe« (1922, 1923, 1924, 1928); ausgewählte Aphorismen aus dem »Buch der Freunde« (1922); »Lucidor. Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie« (1922); und eine geänderte Fassung seines »Balzac«-Aufsatzes (1925).⁶ Fünf der sechs »Vienna Letters« stellen sogar Erstveröffentlichungen Hofmannsthals dar. Diese Berichte entfalteten das Tagesgeschehen der österreichischen Kulturszene für ein amerikanisches Publikum und boten dem Autor zudem die Möglichkeit, seine kulturellen Bestrebungen außereuropäischen Lesern zu präsentieren. Hofmannsthal teilte Scofield Thayer (1889–1982), Mitbegründer und Herausgeber von »The Dial«, seinen Ansatz zu den »Wiener Briefen« in einem Schreiben vom 23. November 1923 mit:

[I]ch habe mir in dieser Beziehung, wie man es in allen Dingen des Lebens tun muss, eine gewisse Regel gemacht: nur dann zu schreiben, wenn sich mir Vorgänge des Kunstlebens oder andere geistige Erlebnisse als ein wirkliches Brief-sujet, und zwar für amerikanische Briefempfänger, darstellen.⁷

⁶ Hugo von Hofmannsthal, From 'The Book of Friends'. In: The Dial 73, Nr. 1 (Juli 1922), S. 23f.; Lucidor: Characters for an Unwritten Comedy. In: The Dial 73, Nr. 2 (August 1922), S. 121–132; Vienna Letter [I]. In: The Dial 73, Nr. 2 (August 1922), S. 206–214; Vienna Letter [II]. In: The Dial 73, Nr. 4 (Oktober 1922), S. 425–433; Vienna Letter [III]. In: The Dial 74, Nr. 3 (März 1923), S. 281–288; Vienna Letter [IV]. In: The Dial 75, Nr. 3 (September 1923), S. 271–277; Vienna Letter [V]. In: The Dial 76, Nr. 6 (Juni 1924), S. 529–534; Honoré de Balzac. In: The Dial 78, Nr. 5 (Mai 1925) 357–367; Vienna Letter [VI]. In: The Dial 85, Nr. 2 (August 1928), S. 147–157. Hofmannsthals »Gesammelte Werke« enthalten in GW RA II–III nur fünf der sechs »Dial«-Beiträge, ein Versehen, das in der Kritischen Ausgabe zweifellos berichtigt wird. SW XXXV Reden und Aufsätze 4 (1920–1929). Hg. von Jutta Rißmann in Zusammenarbeit mit Mathias Mayer und Ellen Ritter (†), ist noch in Arbeit. Der sechste »Vienna Letter« erschien – jedoch ohne Hinweis auf die englische Übersetzung in »The Dial« – in GW D V, S. 498–512. Der Aufsatz »Die Ägyptische Helena«, geschrieben im Vorfeld der Uraufführung der Oper in der Dresdner Staatsoper am 6. Juni 1928, erschien, vor der englischen Übersetzung in »The Dial«, erstmals am 8. April 1928, und zwar gleichzeitig in der »Neuen Freien Presse« und der »Vossischen Zeitung«. Dieser sechste »Vienna Letter« stellt die einzige Ausnahme der ansonsten englischen Erstveröffentlichungen der Hofmannsthal'schen Essayistik in »The Dial« dar.

⁷ Vgl. Dokument 27 dieser Edition.

Hofmannsthal zog also ganz bewusst in Betracht, welche Themen die kultivierte Leserschaft von »The Dial« interessieren könnten, und richte te seine Texte dementsprechend aus.

Der Österreicher war dem kulturinteressierten amerikanischen Publikum nicht fremd, denn sein Ruf als einer der führenden deutschsprachigen Dichter des frühen 20. Jahrhunderts war ihm schon vor der Einnahme des Korrespondentenpostens über den Ozean vorausgeilett. Amerikanische Journalisten, Kritiker, Verleger, Herausgeber und Übersetzer spielten, wie für andere europäische Autoren, auch bei der Vermittlung von Hofmannsthals Ansehen im englischsprachigen Raum eine wesentliche Rolle.⁸ Hofmannsthal konnte beispielsweise in anderen namhaften englischsprachigen Periodika der Zwischenkriegszeit, wie »The Freeman«, »The Nation«, »Hearst's International«, »The Criterion« und »The London Mercury«, publizieren. Trotz dieser Tätigkeiten schrieb Hofmannsthal im bereits zitierten Brief vom 23. November 1923 an Thayer über Amerika: »Ich schulde es Ihnen, dass mir die ganze dortige Welt nicht mehr fremd und unheimlich ist«.⁹

Die vorliegende Briefedition umfasst sämtliche aufgefudene Korrespondenzstücke zwischen Hofmannsthal und den Herausgebern von »The Dial« in den Jahren 1922 bis 1929. Den intensivsten und ausführlichsten Teil des Briefwechsels stellen die insgesamt 28 Briefe zwischen Hofmannsthal und Scofield Thayer dar, der die Zeitschrift von 1920 bis 1926 herausgab. Dazu kommen Briefe an und von Alyse Gregory (1884–1967), Managing Editor (geschäftsführende Herausgeberin) von »The Dial« von Februar 1924 bis Juni 1925; Marianne Moore (1887–1972), Acting Editor (stellvertretende Herausgeberin) von Juli 1925 bis Juni 1926 und Herausgeberin von Juli 1926 bis Juli 1929; und schließlich Gilbert Seldes (1893–1970), Managing Editor von Januar 1920 bis Januar 1924.¹⁰ Diese Briefe dokumentieren die Entstehung eines wach-

⁸ Neuere literaturgeschichtliche Studien widmen der internationalen, vor allem englischsprachigen Übersetzung und Vermittlung von Werken führender deutschsprachiger Autoren zunehmende Aufmerksamkeit. Vgl. z. B. David Horton, Thomas Mann in English. A Study in Literary Translation. London 2013; Tobias Boes, Aschenbach Crosses the Waters: Reading »Death in Venice« in America. In: Modernism/modernity 21, 2014, H. 2, S. 429–445.

⁹ Vgl. Dokument 27 dieser Edition.

¹⁰ Die Rolle der Hauptmitwirkenden von »The Dial« ist mittlerweile sehr gut erforscht. Für Scofield Thayer s.: James Dempsey, The Tortured Life of Scofield Thayer. Gainesville 2014, und Nicholas Joost, Scofield Thayer and »The Dial«. Carbondale 1967. Für Marianne Moore s.: Linda Leavell, Holding On Upside Down: The Life and Work of Marianne Moore.

senden intellektuellen und freundschaftlichen Austausches zwischen Hofmannsthal und Thayer, der zwei Jahre (1921–1923) seiner sechsjährigen Herausgeberschaft von »The Dial« (1920–1926) in Wien verbrachte¹¹ und sich rasch Kontakte zu den dortigen Intellektuellenkreisen (u. a. zu Arthur Schnitzler, Hermann Bahr und Béla Balázs) verschaffte und der schließlich Hofmannsthal als Wien-Korrespondenten der Zeitschrift rekrutieren konnte. Der Briefwechsel zeugt zudem auch von der Konzeption der sechs »Vienna Letters«, in denen Hofmannsthal von den aktuellen kulturellen Entwicklungen – und oft von der Entstehung seiner eigenen Werke – im Wien und Österreich der Zwischenkriegszeit berichtet.

»The Dial« zählt zweifellos zu den wichtigsten literarischen Zeitschriften des frühen 20. Jahrhunderts und gehörte mit ihrer Auflagenstärke zu den erfolgreichsten der ›little magazines‹ der Klassischen Moderne.¹² Ihre berühmte November-1922-Nummer brachte z. B. Kunstwerke von Pablo Picasso und Constantin Brâncuși, einen »Paris Letter« von Ezra Pound, eine Erzählung von Arthur Schnitzler sowie die amerikanische Erstveröffentlichung von T. S. Eliots »The Waste Land«.¹³ Die Zeitschrift existierte aber schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts und hatte eine eindrucksvolle, wenn auch etwas turbulente Geschichte. Ralph Waldo Emerson und Margaret Fuller hatten »The Dial« 1840 als wichtigstes Organ des amerikanischen Transzendentalsimus gegründet. Die Zeitschrift erlebte mehrere Neuorientierungen mit wechselnder Herausgeberschaft und war u. a. von Chicago nach New York umgesiedelt, bevor

New York 2013, und Marianne Moore, *The Selected Letters of Marianne Moore*. Hg. von Bonnie Costello, Celeste Goodridge und Cristanne Miller. New York 1997. Für Alyse Gregory s.: Barbara Ozieblo, Alyse Gregory, Scofield Thayer, and the »Dial«. In: Twentieth-Century Literature 48, 2002, H. 4, S. 487–507. Für Gilbert Seldes s.: Michael Kammen, *The Lively Arts: Gilbert Seldes and the Transformation of Cultural Criticism in the United States*. New York 1996.

¹¹ Marianne Moore nannte Thayer sogar einmal »a spiritual expatriate«, nach ihren Bemühungen, ihn zeitweilig in New York zu halten; zit. nach Dempsey, *Tortured Life* (wie Anm. 10), S. 157.

¹² Die monatliche Auflage von »The Dial« war 1922 z. B. 9500, wobei die Zahl der Abonnenten vorher unter 6500 lag. Vgl. Lawrence Rainey, *Institutions of Modernism. Literary Elites and Public Culture*. New Haven 1998, S. 98. Zu ›little magazines‹ vgl. des Weiteren: Robert Scholes/Clifford Wulfman, *Modernism in the Magazines*. New Haven 2010; Little Magazines and Modernism. New Approaches. Hg. von Suzanne W. Churchill und Adam McKible. Aldershot 2007.

¹³ Eliot hatte das Gedicht erst einen Monat zuvor in seiner eigenen Zeitschrift »The Criterion« mit Sitz in London veröffentlicht.

Scofield Thayer, vermögender Sohn eines Industriellen aus Massachusetts, und James Sibley Watson jun. (1894–1982), Erbe des Western-Union-Telegraphenimperiums, sie 1919 – als »Experiment« – für die enorme Summe von 25 000 US-Dollar kauften.¹⁴ Thayer und Watson brachten journalistisches Können mit: Als Studenten an der Harvard University hatten sie bereits gemeinsam »The Harvard Monthly« herausgegeben. Als »The Dial« dann in der bisherigen Form zu scheitern drohte, schritt das Duo ein, wobei Thayer federführend war. Die erste Nummer der Neuauflage erschien im Januar 1920, und bis die Zeitschrift mit der Juli-Ausgabe des Jahres 1929 endgültig eingestellt wurde, hatten Thayer und Watson pro Jahr Hunderttausende US-Dollar ihrer Privatvermögen investiert, um »The Dial« über Wasser zu halten.¹⁵ Mit ihren tiefen Taschen und ihrem Gespür für den Puls der Zeit, das sich im Konzept der Zeitschrift niederschlug, fungierten Thayer und Watson als wichtige Mäzene der Literatur und Kunst der Moderne.

Die Herausgeber orientierten ihren editorischen Auftrag von Beginn an international, und Qualitätsurteile wurden nach eigenem ästhetischen Empfinden getroffen. Sie setzten sich für »the sort of writing we liked to read and the sort of pictures we liked to see« ein, indem sie Literatur- und Kunstschaffende forderten, »whose work we thought the public should at least have a chance at«.¹⁶ Ein redaktioneller Kommentar aus dem Jahr 1921 fasst die Linie der Zeitschrift pointiert zusammen: »THE DIAL, by bringing European work immediately to America, fulfils a highly necessary function.« Und weiter:

[T]he greatest of our projects [is] to serve American letters by publishing the best work of known and unknown Americans, expressed in new or traditional forms, together with the best work of the same type produced in Europe.¹⁷

¹⁴ William Wasserstrom, Introduction. In: A Dial Miscellany. Hg. und eingeleitet von William Wasserstrom. Syracuse 1963, S. xx. Vgl. Dempsey, Tortured Life (wie Anm. 10), S. 49, 53, 55–62.

¹⁵ Allein in den ersten zwei Jahren (1920–1922) investierten Thayer und Watson über 220 000 USD ihres eigenen Geldes. Vgl. Rainey, Institutions of Modernism (wie Anm. 12), S. 94.

¹⁶ »The Dial«-Werbematerialien, zit. nach Wasserstrom, Introduction (wie Anm. 14), S. xx.

¹⁷ Comment. In: The Dial 71, Nr. 6 (Dezember 1921), S. 726–728, hier S. 726, 728. Ähnliche Formulierungen finden sich in anderen Werbematerialien.

SEP 7 1922

SEP 7 1922

THE DIAL

JULY 1922

Les Capucines	Painting	Henri Matisse
Doctor Graesler		Arthur Schnitzler 1
From the Book of Friends		Hugo von Hofmannsthal 23
Four Drawings	India Ink	Marc Chagall
Penitent Art		G. Santayana 25
Blue Hyacinths		Adelaide Crapsey 31
From the Workshop of Matisse		Hans Purrmann 32
The Woman of Samaria	Crayon	Boardman Robinson
Kazimir Stanislavovitch		Ivan Bunin 41
More Memories		William Butler Yeats 48
Garden in Winter	Black Chalk	Preston Dickinson
Apology of Genius		Mina Loy 73
The Fox		D. H. Lawrence 75
Two Portraits		Elizabeth Shepley Sergeant 88
Sheep	Bronze	August Gaul
Revue		Wallace Stevens 89
London Letter		T. S. Eliot 94
Book Reviews:		
Off the Shoals		John Dos Passos 97
The Freudian Incubus		Thomas Jewell Craven 103
A Trick of Memory		Gilbert Seldes 106
Keats and Hearst		Malcolm Cowley 108
Briefer Mention		112
The Theatre		G. S. 116
Comment		The Editors 118

VOLUME LXXIII NUMBER 1

50 cents a copy

Abb. 1: The Dial 73, Nr. 1 (Juli 1922). Titelblatt. University of California Libraries

In diesem Sinne platzierten Thayer und Watson »the new and the old created in America side by side with [...] the new and the old produced abroad«.¹⁸ Die erste Nummer von »The Dial«, in der Hofmannsthal veröffentlichte, die Ausgabe vom Juli 1922, versinnbildlicht diesen Auftrag (Abb. 1). Unter den bildenden Künstlern kommen Henri Matisse und Marc Chagall vor, und die Liste der Textbeiträge ist nicht minder beeindruckend: Aus Österreich steht Hofmannsthal neben Schnitzler; unter den englischsprachigen Autorinnen und Autoren erscheinen W. B. Yeats, Mina Loy, D. H. Lawrence, Wallace Stevens, T. S. Eliot und John Dos Passos.

Obwohl beinahe alle Größen der literarischen und künstlerischen Klassischen Moderne früher oder später in »The Dial« erschienen, war Thayers Hauptanliegen nicht primär die Veröffentlichung von Künstlern und Schriftstellern der Moderne und der Avantgarde. Er sah seinen Beitrag zur Kultur der Zwischenkriegszeit stattdessen in erster Linie darin, mit seiner Zeitschrift eine transatlantische geistige Sphäre für den kulturellen Austausch und Dialog zwischen Amerika und Europa zu schaffen.¹⁹ Wie eine Anzeige formuliert, sollte »The Dial« den »stimulating contact of minds from both sides of the Atlantic« ermöglichen.²⁰ Österreichische und deutsche Literatur spielten in diesem Auftrag eine besondere Rolle. »The Dial« war die erste amerikanische Publikation, die z. B. Kafka, Rilke und Brecht ausführliche kritische Aufmerksamkeit widmete. Die deutschsprachige literarische Moderne war auf den Seiten von »The Dial« häufig vertreten, und Arthur Schnitzler, Thomas und Heinrich Mann, Stefan Zweig, Hermann Hesse und Gerhart Hauptmann lieferten – neben Hofmannsthal – Beiträge.

Zu diesen Beiträgen kam es durch eine engagierte und gezielte Akquise von Seiten Thayers. Während Watson sich in erster Linie für die französische Literatur einsetzte, war Thayer dezidierter Kenner der deutschsprachigen Literatur und Kunst.²¹ Wichtiger Teil ihrer Bemühungen war das

¹⁸ »The Dial«-Werbeheft (1922), zit. nach Daniel Catton Rich, *Dial M for Modern. The Dial and the Dial Collection*. Worcester 1959, S. 8–24, hier S. 7.

¹⁹ Christina Britzolakis, Making Modernism Safe for Democracy: »The Dial« (1920–1929). In: *The Oxford Critical and Cultural History of Modernist Magazines*. Bd. 2: North America 1894–1960. Hg. von Peter Brooker und Andrew Thacker. Oxford 2012, S. 85–102, hier S. 95f.

²⁰ Anzeige in: *The Dial* 69, Nr. 2 (August 1920), S. III.

²¹ Dempsey, *Tortured Life* (wie Anm. 10), S. 101.

Anwerben von regelmäßigen Korrespondenten aus europäischen Metropolen. Diese sollten über Tagesgeschehen und kulturelle Entwicklungen in ihren jeweiligen Städten berichten, und jede Nummer von »The Dial« brachte einen »Letter« aus London, Paris und weiteren Städten. Solche Beiträge waren keine Innovation von »The Dial« gewesen. Bereits Zeitschriften für den Massenmarkt wie z.B. »Vanity Fair« veröffentlichten internationale Kulturberichte von namhaften Autoren. »The Dial« und ihr avantgardistisches Pendant, »The Little Review«, hatten diese Praxis übernommen. Im Gegensatz zu den anderen Zeitschriften erweiterten die Herausgeber von »The Dial« jedoch als erste amerikanische Literaturzeitschrift ihren Aktionsradius nach Mittel- und Osteuropa, indem sie »Briefe« aus Moskau, Budapest, Prag und Wien druckten.²²

Scofield Thayer war Ende September 1921 nach Wien gezogen,²³ um eine Psychoanalyse bei Sigmund Freud, den Thayer mal »der große Magier«, mal »der große Meister« oder »der große Mann« nannte,²⁴ zu beginnen. Er blieb bis zum Sommer 1923 in der Donaumetropole und führte trotz der Ferne die Herausgeberschaft seiner Zeitschrift weiter. Der Umfang der Korrespondenzstücke zwischen Thayer und der »Dial«-Redaktion in New York in diesen Jahren beweist, dass er die Tagesaktivitäten der Zeitschrift, inklusive Inhalt und Layout, bis ins kleinste Detail von Wien aus dirigierte.²⁵ Wien benutzte er als Stützpunkt, um vorwiegend österreichische und deutsche Beitragende für die Zeitschrift zu gewinnen.

Eine der ersten Bemühungen Thayers war, Hugo von Hofmannsthal als regelmäßigen Wien-Korrespondenten zu gewinnen. Thayers Meinung nach waren Arthur Schnitzler und Hofmannsthal die beiden einzi-

²² Britzolakis, Making Modernism Safe (wie Anm. 19), S. 86f. Zum Verhältnis des »Dial« zu seinem avantgardistisch orientierten Pendant, »The Little Review«, vgl. Alan Golding, »The Dial, 'The Little Review', and the Dialogics of Modernism. In: Churchill/McKibbe (Hg.), Little Magazines and Modernism (wie Anm. 12), S. 65–81.

²³ Der erste Brief Thayers aus Wien an seine Mutter, mit der er in regelmäßigem und ausführlichem Kontakt stand, ist 4. Oktober 1921 datiert (Signatur YCAL MSS 34, Kiste 43, Mappe 1218). Hier schreibt er, er sei am 29. September aus Berlin in Wien angekommen. Die Briefe an die Mutter sind für die Forschung unentbehrlich, denn hier schildert Thayer seine Aktivitäten in akribischem Detail. Im Folgenden werden lediglich Kisten- und Mappenummer angegeben, da alle weitere Schriften im selben Archiv abgelegt sind und dieselbe Obersignatur tragen: YCAL MSS 34.

²⁴ Dempsey, Tortured Life (wie Anm. 10), S. 97 u. 122.

²⁵ Vgl. Walter Sutton, Pound, Thayer, Watson, and »The Dial: A Story in Letters. Gainesville 1994.

gen österreichischen Schriftsteller von wirklich internationalem Rang.²⁶ Mit Schnitzler stand Thayer seit seiner Ankunft in Wien in Kontakt, und Schnitzler war es auch, der die Brücke zu Hofmannsthal schlug. Zu einem Treffen zwischen Hofmannsthal und Thayer kam es im Februar 1922, und Thayer fand in Hofmannsthal schnell einen Gleichgesinnten. Thayer erzählte seiner Mutter, Florence Scofield Thayer, von der ersten Begegnung mit dem Dichter in einem ausführlichen Brief vom 12. März 1922. Anfangs sei er unsicher gewesen, ob Hofmannsthal der Wien-Korrespondent von »The Dial« werde; Thayer wolle eventuell noch abwarten. Er schreibt: »When I went to meet von Hofmannsthal I had not yet definitely made up my mind whether to use this occasion to invite him to write for The Dial or whether to await further personal impressions of him.²⁷ Das anfängliche Zögern verflüchtigte sich aber binnen kürzester Zeit, spätestens nachdem die Unterhaltung auf die bildenden Künste gekommen war, wie Thayer seiner Mutter berichtete. Thayer erinnerte sich, dass Hofmannsthal Kokoschka und Wiegele als die besten österreichischen Maler der Gegenwart pries. Weil Thayer »had already found this to be the fact I then knew that his taste was good (in other words mine) and so immediately invited him to be The Dial's Vienna correspondent.« Nach wenigen Wochen Bekanntschaft zeigt sich Thayer nach wie vor begeistert von dem österreichischen Dichter. Thayer berichtete seiner Mutter beispielsweise am 30. April 1922: »In many ways he is more congenial to me than anyone else whom I have met in Vienna and I am glad to have as our correspondent here someone who expresses my own point of view²⁸ In den nächsten Jahren wiederholte Thayer diese Ansicht, vor allem über Hofmannsthals literarischen und künstlerischen Geschmack, und der Briefwechsel zwischen den beiden Männern vertiefte sich zunehmend.

Thayers Urteil über Hofmannsthal kristallisierte sich in dem geteilten regen Interesse an den bildenden und plastischen Künsten.²⁹ Es kam we-

²⁶ Nach einiger Zeit in Wien schrieb Thayer am 12. März 1922 in einem Brief an seine Mutter: »In Austria the only two writers who really interest me are Schnitzler and von Hofmannsthal« (Kiste 43, Mappe 1221).

²⁷ Kiste 43, Mappe 1221.

²⁸ Kiste 43, Mappe 1222.

²⁹ Hofmannsthal schrieb bekanntlich: »Ich bin ein Dichter, weil ich bildlich erlebe«. Vgl. hierzu: Ursula Renner, »Die Zauberschrift der Bilder«. Bildende Kunst in Hofmannsthals Texten. Freiburg 2000, dort auch zu Hofmannsthals Picasso (s.u.).

nige Monate nach dem ersten Kennenlernen sogar zum Ankauf einiger Kunstwerke Hofmannsthals, u. a. Lithographien von Degas und Munch, durch Thayer, wie die Dokumente dieser Edition von Mai und Juni 1922 belegen. Parallel zu der Herausgeberschaft von »The Dial« war Thayer vor allem 1923 oft auf Reisen in Europa gewesen, um Kunstwerke für seine 1924 erschienene »Living Art«-Folie zu erwerben.³⁰ Während und nach Thayers Zeit in Wien druckte »The Dial« zunehmend graphische und plastische Kunst von Quellen aus dem deutschsprachigen Raum. Aus Berlin waren z. B. Kunstwerke der Galerie Flechtheim (Alfred Flechtheim, 1878–1937) und des »Sturms« (vermutlich durch Herwarth Walden, 1878–1941) sowie aus Museen wie der Albertina in Wien vertreten. Was aber die Bekanntschaft zwischen Thayer und Hofmannthal betrifft, bewunderte Thayer stets Hofmannsthals Kunstsammlung und begehrte beispielsweise seinen Picasso, »Yo Picasso« von 1901, der in Rodaun hing. Obwohl das Gemälde nicht zum Verkauf stand, ließ Thayer es 1923 für »The Dial« fotografieren. Das Selbstporträt Picassos bekam erst Jahre später einen Ehrenplatz, indem es die allerletzte Nummer von »The Dial« im Juli 1929 als Frontispiz schmückte.³¹ Nachdem Thayer Wien verlassen hatte, beweisen die Briefe vom Oktober 1923 zudem, dass er Hofmannthal sogar eine Picasso-Zeichnung als Geschenk aus Paris hat zukommen lassen. Hofmannthal zeigte sich danach bereit, in Wien Kunstwerke für Thayer zu kaufen und nach New York schicken zu lassen. Der Amerikaner gab in seinem Antwortschreiben seine innige Zustimmung:

There are so few people to whom one can entrust the selection of a drawing. But I know that you would choose exactly the ones I myself should want. And I shall like them better than though I had chosen them myself since they will henceforth have for me not only their intrinsic value as beautiful things, but also another value as reminders of your kindness to me.

³⁰ Von The Dial Publishing Company veröffentlicht. *Living Art: Twenty Facsimile Reproductions after Paintings, Drawings, and Engravings, and Ten Photographs after Sculpture, by Contemporary Artists*. New York 1924. Vgl. Dempsey, Tortured Life (wie Anm. 10), S. 125 f. In den »Dial«-Heften ab 1924 bildete Thayer oft Kunstwerke aus seinem Folio ab. Von Werken aus seiner Privatsammlung erschienen zudem regelmäßig Abbildungen. Seine vollständige Kunstsammlung stiftete Thayer 1982 posthum dem Metropolitan Museum of Art in New York, das eine Ausstellung seiner Sammlung plant.

³¹ Pablo Picasso, *Portrait of the Artist*. (Property of Hugo von Hofmannsthal.) In: The Dial 86, Nr. 7 (Juli 1929), Frontispiz. Vgl. Dokument 24 dieser Edition.

In künstlerischen sowie in literarischen Angelegenheiten kam Thayer immer wieder auf das Gefühl gegenseitiger geschmacklicher Übereinstimmung zwischen ihm und Hofmannsthal zurück.

Im Gegensatz zu Thayer mit seinem Reichtum war die Lebenssituation für viele, gerade auch Künstler, in Wien in der unmittelbaren Nachkriegszeit äußerst prekär. Eine Schlagzeile der »New York Times« aus dem Jahr 1920 verkündete zum Beispiel: »A. Schnitzler Starving«.³² Unter solchen Umständen war der Anreiz natürlich groß, englische Übersetzungen oder gelegentliche Auftragsarbeiten, wie die »Wiener Briefe«, gegen amerikanisches Geld im Ausland erscheinen zu lassen. Thayers Äußerungen über die finanzielle Lage der mit ihm bekannten Autoren widersprechen sich teilweise. In einem Brief an die Mutter vom 17. April 1922 erzählt Thayer, dass er eine Woche zuvor bei den Hofmannsthals in Rodaun zu Mittag und von dem idyllischen, noblen Umfeld beeindruckt war. Dem ersten Anschein nach gehe es Hofmannsthal sowie Strauss und Schnitzler gut. Thayer vermutete, dass der gewohnte Lebensunterhalt der Männer durch Einnahmen von ausländischen Produktionen gesichert sei. Ihr Wohlstand stehe im auffälligen Kontrast zum übrigen Wiener Allgemeinbefinden, das Thayer als »general impoverishment« bezeichnet.³³ Einen Monat später aber, am 14. Mai 1922, schreibt Thayer an seine Mutter über Hofmannsthals Bereitschaft, einen »The Dial« versprochenen Balzac-Essay umzu-schreiben und zu kürzen:

This re-writing of a part of the essay makes this good impression upon me not merely as showing his [Hofmannsthal's] diligence, but also as showing that he is more anxious to appear in The Dial with his best foot forward than he is to making a few more American dollars, for he knows that we pay for translated work at the rate of one cent the word and that therefore he will only receive three quarters of what he would have received had he not himself insisted upon re-writing the essay. Here in Vienna one is constantly aware of the interest Viennese take in American dollars and it is therefore agreeable to know that other things count also.³⁴

³² A. Schnitzler Starving. In: New York Times, 69, Nr. 22.793 (20. Juni 1920), S. 18.

³³ »Hofmannsthal, like Strauss and Schnitzler, makes so much money through the production of his things outside of Austria that despite the general impoverishment of Vienna he seems to be able to keep up his accustomed manner of living« (Kiste 43, Mappe 1222).

³⁴ Kiste 43, Mappe 1222.

Mit einem amerikanischen Cent pro Wort für übersetzte Werke zahlte »The Dial« mehr als vergleichbare Zeitschriften und Zeitungen.³⁵ Zudem war die finanzielle Grundlage der Zeitschrift durch Thayer und Watson gesichert, so dass die Nachfrage nach Veröffentlichungsmöglichkeiten in »The Dial« dementsprechend hoch war.

Hofmannsthal für seinen Teil empfand große Wertschätzung für die amerikanische Zeitschrift, und nicht nur für die Schecks, die von der »Dial«-Redaktion regelmäßig in Wien eintrafen, wie er in den Briefen wiederholt höflich anmerkt. Nachdem er Ende 1922 und Anfang 1923 die ersten der »Wiener Briefe« lieferte und »The Dial« von Thayer zugeschickt bekam, nahm seine Achtung zu. Hofmannsthal schrieb beispielsweise am 21. Juni 1923 nach der Lektüre einer Rezension über Hermann Hesses »Demian« in »The Dial«, dass er es bemerkenswert finde, seine eigene Meinung in der des Rezensenten, Thomas Craven, widergespiegelt vorzufinden. Hofmannsthal schlussfolgerte: »Also kann man doch für möglich halten, dass es mit der Zeit zu einer Art von geistiger Conversation zwischen Hüben u. drüben kommen könnte, trotz der großen Verschiedenheit der Ausgangspunkte«.³⁶ Nach der Veröffentlichung des vierten »Wiener Briefes« im September 1923 in Amerika äußerte sich Hofmannsthal zunehmend positiv über »The Dial«. Ende November 1923 schickte er einen Brief an Thayer, in dem er erläutert:

die Zeitschrift interessiert mich jedesmal sehr, ich finde in ihr immer mehrere Aufsätze oder Dialoge die mich besonders interessieren [...] und es ist mir ein angenehmes und merkwürdiges Gefühl, in den Spalten dieser Zeitschrift »Europa« eigentlich deutlicher wiederzufinden als an irgend einer geistigen Stelle in Europa selber.³⁷

Es scheint, als hätte Hofmannsthal »Die Idee Europa« – um den Titel seines 1917 in der Schweiz gehaltenen Vortrags zu übernehmen – viel eher auf den Seiten einer der führenden amerikanischen Literaturzeitschriften der Zwischenkriegszeit als bei sich auf dem Kontinent repräsentiert vorgefunden.

³⁵ Zum Vergleich war das Honorar von »The Dial« für Prosa in der Originalsprache zwei Cent pro Wort und für Lyrik zwanzig Dollar pro Seite. Vgl. Wasserstrom, Introduction (wie Ann. 14), S. xiv.

³⁶ Vgl. Dokument 23 dieser Edition.

³⁷ Vgl. Dokument 27 dieser Edition.

Der letzte bekannte Brief Scofield Thayers an Hugo von Hofmannsthal ist auf den 11. Februar 1924 datiert, also kurz nach der Intensivierung des Briefwechsels zwischen den beiden Männern. Da Thayer im Sommer 1923 wieder nach New York zog, hatte der Umfang der Briefe Ende 1923 zugenommen. Mitte der 1920er Jahre spitzten sich Thayers psychische Probleme zu, weswegen er zur Behandlung durch Freud überhaupt nach Wien gekommen war. Er erlitt im Februar 1926 einen Nervenzusammenbruch, von dem er sich nie vollkommen erholte. Erst die Juni-Ausgabe 1926 von »The Dial« gab kund, dass Thayer seinen Posten als Herausgeber ablegen würde.³⁸ In Wahrheit hatten Alyse Gregory und nach ihr Marianne Moore die geschäftlichen Angelegenheiten bereits in den Jahren davor großenteils übernommen. Obwohl Thayers Interesse an der Zeitschrift Mitte und Ende der 1920er Jahre nie gänzlich erlosch und er darin vereinzelt Gedichte veröffentlichte, verbrachte er den Rest seines langen Lebens weitgehend fern von New York in Massachusetts, Florida und verschiedenen Sanatorien.

Marianne Moore, die die Herausgeberschaft der Zeitschrift Mitte 1926 offiziell antrat, nahm Hofmannsthal gegenüber eine geschäftsmäßige Haltung ein. Sie bemühte sich, wie ihre Vorgänger Thayer und Alyse Gregory, weiterhin aktiv um neue Beiträge von ihm. Hofmannsthal seinerseits zeigt sich in seinen in den Jahren 1927 und 1928 auf Englisch verfassten Briefen an Moore nach wie vor begeistert von der Zeitschrift:

The »Dial« really gives me much pleasure as often as I receive it, and I feel so homely among its contributors – it gives me a feeling better than any of the European reviews. There is something more generous in it, I think, just the contrary of »blasé« or »routinier«.

Und ferner:

I feel connected through it [The Dial] with [sic!] a group of artists spread over the wide world and personally unknown to me, it is a charming franc-maçonnerie, ghostly and nevertheless very real, very expressive of that present state of things.³⁹

³⁸ Scofield Thayer/Marianne Moore, Announcement and Comment. In: The Dial 80, Nr. 6 (Juni 1926), S. 532–534, hier S. 532. Ab dem Juli-Heft 1926 erschien Thayer fortan als »Advisor« (Berater) im Impressum.

³⁹ Vgl. die Dokumente 41 u. 36 dieser Edition: 18. April 1928 u. 7. Februar 1927.

Gerade in der Arbeit an der Konzeption einer transnationalen geistigen Gemeinschaft – einer Art »Freimaurerei«, wie Hofmannsthal es nennt –, die der Dichter in der amerikanischen Zeitschrift verkörpert sah, liegt die Bedeutung des hier dokumentierten Briefwechsels.

Hofmannsthals Beziehung zu Amerika ist bisher noch kaum erschlossen,⁴⁰ obwohl der Dichter in wichtigen amerikanischen Zeitschriften sogar gelegentlich Erstveröffentlichungen publizierte. So stellte Thayer die Verbindung zu T.S. Eliot her, in dessen namhafter britischer Zeitschrift »The Criterion« Hofmannsthal einen Aufsatz veröffentlichte.⁴¹ Die vorliegende Briefedition gewährt Einsicht in die transnationalen Netzwerke Thayers und Hofmannsthals.⁴² Vorwiegend aber hilft sie, die genannte Leerstelle zu füllen. Denn betrachtet man Hofmannsthals essayistisches Schaffen (vor allem das der Zwischenkriegszeit), wird deutlich, dass er sich thematisch zunehmend mit einer Neuorientierung der österreichischen Kultur beschäftigte und sich auf die Suche nach einer geistig-intellektuellen und kulturellen Sphäre begab, die pluralistisch und übernational sein sollte.⁴³ Zwei andere groß angelegte Projekte – die Salzburger Festspiele und die von Hofmannsthal herausgegebene und nach nur sechs Ausgaben eingestellte Literaturzeitschrift »Neue Deutsche Beiträge« – entstammen ungefähr dem gleichen Zeitraum wie der Kontakt zu Thayer. Sie verdeutlichen, dass sich Hofmannsthal Europa nach dem Ersten Weltkrieg viel eher als kulturelles Vermächtnis denn als politisch-nationales Territorium vorstellte.⁴⁴ In diesem Kontext sind die hier besprochenen Briefe von immenser Bedeutung, da Hofmannsthal in »The Dial« eine solche überationale geistige Sphäre kulturellen

⁴⁰ Ausnahmen sind: Sylvie Arlaud, Hugo von Hofmannsthal et la modernité viennoise racontée aux lecteurs du »Dial«. In: Les »Jeunes Viennois« ont pris de l’âge: Les œuvres tardives des auteurs du groupe »Jung Wien« et de leurs contemporains autrichiens. Hg. von Rolf Wintermeyer und Karl Zieger. Valenciennes 2004, S. 47–64; und Hanna B. Lewis, Hofmannsthal in America. In: Rice University Studies 55, 1969, H. 3, S. 131–142. Ferner die jüngste Erwähnung des ersten Wiener Briefes in: Abigail Gillman, Viennese Jewish Modernism. Freud, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, and Schnitzler. University Park 2009, S. 142–144.

⁴¹ Hugo von Hofmannsthal, Greece. In: The Criterion. A Quarterly Review, 2, H. 5 (Oktober 1923), S. 95–102.

⁴² Im Falle Hofmannsthals haben sich diese Netzwerke in den frühen 1920er Jahren infolge der Anfänge der Salzburger Festspiele zusätzlich verstärkt.

⁴³ Katherine Arens, Hofmannsthal’s Essays: Conservation as Revolution. In: A Companion to the Works of Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Thomas A. Kovach. Rochester 2002, S. 181–202, hier S. 181 ff., bes. S. 186.

⁴⁴ Ebd., S. 186.

Schaffens verwirklicht sah, wie er Thayer und Moore gegenüber wiederholt betonte. Genau in dieser utopisch gedachten Welt fühlte er sich zu Hause, auch wenn Amerika für ihn eine ferne – obschon »nicht mehr fremd[e] und unheimlich[e]« – Welt blieb.

In seinem letzten Lebensjahr schrieb Hofmannsthal eine Ansprache für das Deutsche Haus der Columbia University in New York, in der er als Gegenpol zu einem erstarkten Asien prophetisch für potenzierte, transatlantische Beziehungen argumentierte. Europa und Amerika stellten zwar »zwei Geistesverfassungen« dar, seien aber »aus gemeinsamer Wurzel entsprungen«. Anstatt die zahlreichen Unterschiede als Trennungslinien zu betrachten, müsse viel eher »ein doppeltes Europa« zum Vorschein treten, und zwar »diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans«: »Die wechselseitige Annäherung, ja die wechselseitige Durchdringung dieser beiden Geisteswelten, der europäischen und amerikanischen, ist heute die Aufgabe aller Aufgaben«, konstatierte der Österreicher 1929.⁴⁵

⁴⁵ GW RA III, S. 232.

Zur Edition

Die vorliegende Edition umfasst in chronologischer Reihenfolge sämtliche bislang aufgefondene und unveröffentlichte Briefe zwischen Hugo von Hofmannsthal, dessen Familienmitgliedern, den Herausgebern und Herausgeberinnen sowie der Redaktion von »The Dial«, einschließlich Scofield Thayer, Marianne Moore, Alyse Gregory und Gilbert Seldes. Sie beinhaltet insgesamt 44 Dokumente: 16 Briefe von Hofmannsthal an Scofield Thayer; einen von Hofmannsthal erstellten Beleg an Thayer; elf Briefe von Thayer an Hofmannsthal; einen Brief von Christiane von Hofmannsthal an Scofield Thayer; einen Brief von Hofmannsthal an Gilbert Seldes; zwei Briefe von Alyse Gregory an Hofmannsthal; einen Brief von Gerty von Hofmannsthal an »The Dial«; sechs Briefe von Marianne Moore an Hofmannsthal; drei Briefe von Hofmannsthal an Marianne Moore; ein Überseetelegramm von »The Dial« an Hofmannsthal; und eine von Hofmannsthal verfasste biographische Skizze. Die Ordnung der Briefe im Archiv entspricht teilweise der Chronologie, wobei einige Briefe aus ihren Umschlägen entnommen und fehlerhaft eingeordnet worden sind. Diese konnten anhand von Poststempeln und innerbrieflichen Hinweisen zugeordnet und datiert werden.

Diese Edition gibt die handschriftlich und maschinell geschriebenen Originale ungekürzt wieder, und die Transkription folgt sowohl dem Deutschen als auch dem Englischen der Verfasser und Verfasserinnen wort-, buchstaben- und zeichengetreu. Fehlerhafte Orthographie und Interpunktions sowie die wechselnde Schreibung von Titeln, Vor- und Familiennamen wurden nicht korrigiert. Bei Hofmannsthal wurden lediglich vereinzelt überstrichene »m« und »n« zu »mm« und »nn« aufgelöst. Bei den maschinell hergestellten Schriften wurden einfache Buchstabendreher sowie getippte Überschreibungen der Verfasser richtiggestellt und, wie auch alle anderen Nachträge der Herausgeberin, in eckige Klammern gesetzt. Eruierte Daten und Ortsnamen wurden in eckigen Klammern ergänzt. Spitze Klammern bezeichnen von den jeweiligen Autoren und Autorinnen eigenhändig hinzugefügte Zusätze, Nachträge und Korrekturen meist redaktioneller Art.

Sämtliche Objekte befinden sich in der Dial/Scofield Thayer Papers, Yale Collection of American Literature, Beinecke Rare Book and Manuscript

Library an der Yale University in New Haven, Connecticut, U.S.A. (Signatur: YCAL MSS 34), die Briefe erscheinen mit freundlicher Genehmigung der Yale University Library. Mein besonderer Dank gilt David M. Moore, Esq. (Avon, Connecticut) als dem Vertreter der Erben Marianne Moores und The Literary Estate of Marianne Moore für die großzügige Erlaubnis, die sechs bislang unveröffentlichten Briefe Marianne Moores zu drucken. Als dem Vertreter der Erben Alyse Gregorys danke ich Christopher Sinclair-Stevenson (London) sowie The Literary Estate of Alyse Gregory für die Erlaubnis, die zwei bisher unveröffentlichten Briefe Alyse Gregorys zu drucken. Alle Rechte für diese Briefe bleiben bei den Erben Moores und Gregorys. Trotz intensiver Recherche konnten die Rechteinhaber bzw. Erben Scofield Thayers nicht ermittelt werden.

An der Beinecke Library gaben Nancy Kuhl und Diane Ducharme wertvolle Hinweise, und die Hilfsbereitschaft des Archivpersonals hat meine Forschungsaufenthalte wesentlich erleichtert. Im Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt a.M.) lieferten Katja Kaluga von der Hofmannsthal-Redaktion und Konrad Heumann, Leiter der Handschriften-Abteilung, unentbehrliche Hilfestellung und zahlreiche aufschlussreiche Hinweise. Ellen Ritter (1943–2011) ermutigte mich, dem Editionsprojekt nachzugehen.

Für persönlich, telefonisch und brieflich erteilte Auskünfte und freundliche Unterstützung danke ich außerdem James Dempsey (Worcester, Massachusetts), dem Biographen von Scofield Thayer, Margarete Lengger (Wien), Franziska Schenker (München/Wien) und Kurt Ifkovits (Wien). Diese Arbeit wurde durch ein Forschungsstipendium des Dietrich W. Botstiber Institute for Austrian-American Studies großzügig unterstützt.

Die Briefe

1. *Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 5. Februar 1922*⁴⁶

Scofield Thayer
Wien I. Habsburgergasse 2.
5. Feber, 1922.

Wohlgeboren Herrn
Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Liesing.

Verehrter Herr: –

Herr Dr. Schnitzler⁴⁷ den ich gestern abend gesprochen habe, hat mir gesagt, dass Sie jetzt in Rodaun sind und dass ich leicht auf die Freude hoffen kann, Sie nächstens in Wien kennenzulernen. Ich glaube er war so freundlich um meinen Namen Ihnen zu erwähnen.

Schon im Sommer, 1910, habe ich Ihr schönes Stück, »Der Tor und der Tote« in München gesehen und bewundert.⁴⁸ Da ich jetzt Redakteur der Dial bin, möchte ich gerne etwas von Ihrer Feder in Amerika drucken lassen.

Durch Herrn Dr. Sil-Vara⁴⁹ erfahre ich, dass Ihre Wr. Wohnung ganz in meiner Nähe liegt. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie die Zeit

⁴⁶ Ein maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Signatur YCAL MSS 34, Kiste 34, Mappe 910). Im Folgenden werden lediglich Kisten- und Mappenummern angegeben, da alle weitere Schriften im gleichen Archiv abgelegt sind und die gleiche Obersignatur tragen: YCAL MSS 34.

⁴⁷ Arthur Schnitzler (1862–1931), Schriftsteller und Arzt.

⁴⁸ Thayer meint »Der Tor und der Tod« (entstanden 1893; Erstdruck 1894; Uraufführung 1898).

⁴⁹ Sil-Vara war das Pseudonym des österreichischen Journalisten und Schriftstellers Geza Silberer (1876–1938), der in seiner Generation als wichtigster Kenner Englands galt. Sil-Vara war bis 1914 London-Korrespondent der »Neuen Freien Presse« und schrieb auch Beiträge für andere deutschsprachige Zeitungen. Seine Bücher über England, u. a. »Londoner Spaziergänge« (1914) und »Englische Staatsmänner« (1916), wurden in mehrere Sprachen übersetzt, und Sil-Vara übersetzte selbst aus dem Englischen. Über Sil-Vara schreibt Thayer in einem Brief vom 29. Januar 1922 an seine Mutter: »The day before yesterday I took tea with the critic Sil-Vara who lived before the war in London and whose books upon England are the in German<y> standard. There I met his sister a sculptress some of whose work is in museums

finden könnten, mich hier zu besuchen und eine Tasse Tee bei mir zu trinken. Meine Telephon No. 35-89.

Ich zeichne mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung

2. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 8. Februar 1922⁵⁰

Rodaun 8. II. 22

Lieber Mr. Thayer

wenn es Ihnen passt, würde ich mich sehr freuen Sie Samstag vormittag 10^h20 bei mir zu sehen: Stallburggasse 2^V.

Wenn es nicht passt würde ich versuchen, eine andere Zeit vorzuschlagen, aber leider ist meine Zeit sehr besetzt.

Bitte lassen Sie ein Wort beim Portier Stallburggasse 2 damit ich weiss ob ich Sie erwarten soll.

Der Ihre

Hofmannsthal

3. Christiane von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 12. Februar 1922⁵¹

Rodaun bei Wien, am 12. II. 1922

Sehr geehrter Mr. Thayer,

Im Auftrag meines Vaters übersende ich Ihnen das vollständige Manuskript der Aphorismen, mit der Bitte, sich so viele und welche Sie wollen für den »Dial« auszusuchen.⁵²

in America and who also writes tiresomely. They live just <a>round the corner from me and in the same house where the poet Hofmannsthal keeps a small apartment and stays whenever he comes to Vienna which is not often» (Kiste 43, Mappe 1221). Die Schwester von Sil-Vara war die Bildhauerin und Journalistin Rosa (Miriam Rose) Silberer (1873–1942).

⁵⁰ Zwei beschriebene Blätter; zusammen mit zwei Umschlägen ohne Poststempel (Kiste 34, Mappe 911). Ein Umschlag ist handschriftlich adressiert: Mr. Scofield Thayer / Habsburgergasse 2; der andere ist maschinengeschrieben: Mr. Scofield Thayer / WIEN I / Habsburgergasse 2.

⁵¹ Zwei maschinenschriftliche Blätter; mit Unterschrift; zusammen mit einem maschinenschriftlichen Briefumschlag (Kiste 34, Mappe 910). Adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien I / Kantgasse 1; von fremder Hand durchgestrichen und hinzugefügt: I. Habsburgerg. 2 / III 5; Absender: Hofmannsthal, / Rodaun b. Wien; Poststempel: Mauer bei Wien, 13.II.22. Der Umschlag ist archivarisch falsch zugeordnet worden (Kiste 34, Mappe 911).

⁵² Christiane von Hofmannsthal (1902–1987), Tochter Hofmannsthals und seine zeitweilige Sekretärin. Vgl. TB Christiane. Die Aphorismen stammten aus Hofmannsthals 1922 im Insel-Verlag erschienenen »Buch der Freunde«.

Die vielen [f]remden Zitate bitte ich Sie, zu streichen und sich nur Eigenes auszusuchen.

Mit herzlichem Gruss Ihre ergebene
Christiane Hofmannsthal

4. *Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 28. März 1922⁵³*

S. Thayer,
Wien I.,
Habsburgergasse 2.
Wien, den 28. III. 1922.

Herrn Hugo von Hoffmannstal,
Rodaun bei Wien.

Sehr geehrter Herr von Hoffmannstal!

Die Grippe und Ihre Folgen haben mich leider verhindert, Ihnen früher mitzuteilen, welche Ihrer Aphorismen ich in die Dial aufnehmen kann. Ich schicke Ihnen hiemit diejenigen von meiner Sekretärin abgeschriebenen, die ich besonders treffend und für unsere Zeitschrift geeignet gefunden habe.

Ich sende heute Ihrer Tochter den Abzug aller Aphorismen, die sie so liebenswürdig war, mir zu schicken.

Die »Frau ohne Schatten« hat mir grosse Freude gemacht. Leider habe ich mich doch am Ende entschliessen müssen, dieses prachtvolle Buch wegen seiner Länge nicht in unserer Zeitschrift aufzunehmen.

Darf ich erwähnen, dass ich vor einigen Tagen bei der mühevollen Übersetzung eines kleinen Artikels, den ich eben über Schnitzler geschrieben habe,⁵⁴ heftig mit dem deutschen Übersetzer über die deutschen

⁵³ Vier maschinenschriftliche Blätter; Durchschlag; erstes Blatt beidseitig beschrieben: Auf der Rückseite stehen Adressen, Ortsangabe und Datum; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 910). Es folgen auf S. 2 bis 4 eine Abschrift der von Thayer für »The Dial« ausgewählten Aphorismen aus dem »Buch der Freunde«, die ins Englische übersetzt wurden und als erster Beitrag Hofmannsthals für »The Dial« erschienen. Vgl. Anm. 55.

⁵⁴ Es handelt sich um einen Beitrag Thayers für die von Ludwig Hirschfeld, dem langjährigen Mitarbeiter der »Neuen Freien Presse«, herausgegebene Wiener Literatur- und Kunstschrift »Moderne Welt«, die ein Themenheft zu Schnitzlers 60. Geburtstag veröffentlichte. Übersetzer ungenannt. Scofield Thayer, Arthur Schnitzler. In: Moderne Welt. Illustrierte Monatsschrift für Kunst, Literatur, Mode 3, 1922, H. 12, S. 22f. In einem Brief an seine Mut-

Wörter »nüchtern« und »Fleisch« stritt. Ich war gar nicht zufrieden mit diesen 2 Wörtern, die jedenfalls mein Übersetzer als die genaue Übersetzung der französischen Wörter »sobre« und »chair« erklärte. Deshalb tat es mir wohl, vorgestern als ich Ihre Aphorismen durchlesen konnte, zu erfahren, dass Sie auch nicht mit diesen Wörtern zufrieden sind.

Wollen Sie bitte die Güte haben, diese Abschrift [me]iner Sekretärin durchzulesen und zu korrigieren? Dann werde ich sie gleich nach New York schicken und dort übersetzen lassen; und die Aphorismen werden in diesem Sommer in der Dial erscheinen.⁵⁵

Darf ich fragen, wie es mit unserem ersten »Vienna letter« geht? Ich hoffe ihn bald <> zu können.

Wollen Sie mich bitte verständigen ob die Dial Ihren Namen mit dem »von« darin drucken darf? Ich finde in Ihren Büchern, die Sie so freundlich waren, mir zu schenken, den Namen ohne »von«. Wegen des schönen Klanges, wenn aus keinem andern Grund möchte ich gern das »von« beibehalten. Wollen Sie mir bitte auch eine kurze biographische Notiz übersenden?⁵⁶ Auf der Innenseite des Einbandes unserer Zeitschrift werden Sie ungefähr das erfahren, <> ich brauche.

Ich sende Ihnen hiemit die Dial für März, jetzt habe ich Ihren Namen und Adresse der Dial übergeben und von der Nummer April an werden Sie die Dial direkt aus New York bekommen.

ter vom 14. Mai 1922 schreibt Thayer über seine Unzufriedenheit mit dem Beitrag, der Übersetzung und der österreichischen Zeitschrift: »I wrote of course in English and am of course dissatisfied with the German translation which I did my best to better, but not successfully. Also the editor has cut down my notes and has run paragraphs together and has generally played ducks and drakes with my work. Considering the fact that he invited me and urged me most insistently to contribute and considering the fact that no mention of payment has been made to me for my work, I think he might at least have done me the courtesy to publish what I wrote in a fit form. I regret intensely the time devoted to the composition of this note (a week in which I could have read a couple more of Schnitzler's inestimable books). Of course some of the ideas here developed will go into my notes on contemporary German literature in The Dial, but at least half of what I have here written will not be suitable for any other occasion than for that for which it was intended, that is to say the Schnitzler number of a Viennese journal upon the occasion of Schnitzler's sixtieth birthday. I also have a low opinion of the journal in question, but there is nothing else much better in Austria at present« (Kiste 43, Mappe 1222).

⁵⁵ Die Aphorismen wurden wahrscheinlich von Kenneth Burke ins Englische übersetzt (vgl. Anm. 80 u. 182). Sie erschienen als: Hugo von Hofmannsthal, From »The Book of Friends«, In: The Dial 73, Nr. 1 (Juli 1922), S. 23f.

⁵⁶ Vgl. Dokument 6 dieser Edition.

Ich war mit Herrn Dr. Schnitzler bei der Erstaufführung Ihrer Josefs-legende.⁵⁷ Die reiche Aus[s]tattung ziemt dem reichen Inhalt.

Mit herzlichem Gruss Ihr ergebener

Liste der Aphorismen.

Sprache.

L'avilissement des mots est une de ces bizarries des moeurs, qui pour être expliquée, voudrait des volumes. Scribez à un avoué en le qualifiant d'homme de loi, vous l'aurez offensé tout autant que vous offenseriez un négociant en gros de denrées coloniales, à qui vous adresseriez ainsi votre lettre:- Monsieur un tel, épicier. Un assez grand nombre de gens du monde qui devraient savoir, puisque c'est là toute leur science, ces délicatesses du savoir-vivre, ignorent encore, que la qualification d'homme de lettre est la plus cruelle injure qu'on puisse faire un auteur.

Von denen, die wirklich [i]hr Schicksal zur Schauspielerei gedrängt hat, sind die heroischen und tragischen Schauspieler auf der Flucht vor dem Ich, die Komischen auf der Flucht von der Welt.

Die bedeutenden Deutschen scheinen immer unter Wasser zu schwimmen, nur Goethe wie ein einsamer Delphin streicht auf der spiegelnden Oberfläche.

Balzac ist die grösste Annäherung des französischen Geistes an deutsche Denk und Darstellungsweise, Goethe in der zweiten Lebenshälfte folgt der entsprechenden umgekehrten Tendenz.

Die Natur durchsetzt alles mit dem Geheimnis des Nichtverständens: dieses waltet noch zwischen dem geistigen Produkt und dem eigenen Erzeuger.

Talent ist nicht Leistung, Glieder sind kein Tanz.

⁵⁷ Die »Josephslegende«, die Hofmannsthal 1912 mit Harry Graf Kessler konzipierte und schrieb, wurde am 14. Mai 1914 von Diaghilews Ballets Russes mit Musik von Richard Strauss in der Pariser Grand Opéra uraufgeführt. Die deutsche Erstaufführung fand am 4. Februar 1921 in der Berliner Staatsoper erst Jahre später statt.

Die Literarhistoriker machen ein ungeheueres Wesen aus gewissen [Ä]usserlichkeiten, aber sie übersehen dabei, worauf es dem einzelnen Künstler im besonderen Fall angekommen ist. Racine legt alles auf innere Entscheidungen an, was sollten ihm da Shakespeares bunte und wechselnde Schauplätze; die vier Wände eines fürstlichen Gemaches würdig aber fast kahl, sind genau bis zum Symbolischen das was er [b]raucht.

Der gewöhnliche Erzähler erzä[h]lt, wie etwas beiläufig geschehen sein könnte. Der gute Erzähler lässt etwas vor unseren Augen wie gegenwärtig erscheinen geschehen. Der Meister erzählt, als gesch[ä]he etwas längst Geschehenes aufs Neue.

Der Fleischhauer in Kaschau der an seinem Hochzeitstage sich so fröhlich fühlt, dass er – bevor er zu seiner Frau hineingeht – sich den stärksten Ochsen herführen lässt und ihn kunstgerecht abschlägt, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Wirklichkeit ist die fable convenue der Philister.

Am Anfang des Lebens ist man am subjektivsten und begreift am wenigsten die Subjektivität der andern.

Die Frauen sind geborenene Französinnen durch ihren Sinn für das Mass und ihren Hang zum Masslosen.

Die Dummheit des Klugen, die Plumpheit des Feinen, wo wurzelt sie? In ungezügelter Nachahmungslust.

Wer im Verkehr mit Menschen die Manieren einhält, lebt von seinen Zinsen, wer sich über sie hinwegsetzt, greift sein Kapital an.

Kinder sind dadurch unterhaltend, dass sie leicht zu unterhalten sind.

Eine Frau erträgt es unter Umständen, dass ein Mann sie von seiner Liebe zu einer andern unterhält, aber es muss der ganze Akzent auf der Liebe liegen, und nicht auf dem Gegenstand der Liebe.

Uebereinstimmung ohne Sympathie gibt ein widerwärtiges Verhältnis.

Nicht der Täter wird unrein durch die Tat; nur die Tat durch den Täter.

Indem sie ihre Gedanken hingeben und hinnehmen, kommunizieren die Menschen wie in den Küssen und Umarmungen; wer einen Gedanken aufnimmt, empfängt nicht etwas, sondern jemanden.

Es gibt eine Stille des Herbstes bis in die Farben hinein.

Die ganze Seele ist nie beisammen, ausser in der Entzückung.

Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er sein Geheimnis mit sich: wie es ihm – gerade ih[m] im geistigen Sinne zu leben möglich gewesen sei.

Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die Du erlitten

5. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 1. April 1922⁵⁸

Rodaun bei Wien, am 1. April 1922

Sehr geehrter Mr. Thayer,

Es tut mir sehr leid, dass Sie krank waren doch freut es mich zu erfahren, dass Sie noch in Wien sind. So kann ich hoffentlich bald einmal das Vergnügen haben, Sie hier in Rodaun in meinem Haus zum Lunch zu sehen. Das Wetter wird ja bestimmt sehr freundlich werden und ich freue mich, Ihnen das Haus zu zeigen und nochmals mit Ihnen zu sprechen.

Die ausgewählten Aphorismen sehe ich durch. Zu dem ersten Wiener Brief <für Dial> habe ich mir schon die Disposition gemacht. Es tut mir leid, dass Sie das Märchen der Frau ohne Schatten nicht im Dial bringen können, doch begreife ich den Grund natürlich sehr gut. Es würde mir viel daran liegen, zu den Lesern des Dial durch eigentliche dichterische

⁵⁸ Zwei maschinenschriftliche Blätter; mit Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 910).

Arbeit, natürlich in Prosa, in ein Verhältnis zu treten, das dann durch die mehr journalistische Betätigung ergänzt würde. Ich schicke Ihnen ein Buch, enthaltend eine viel kürzere Erzählung, die ich zu meinen besten Arbeiten rechne. Ich müsste Sie nur sehr bitten, mir das Buch wovon ich kein zweites Exemplar mehr besitze, und auch keines mehr käuflich ist, in jedem Fall zurückzugeben. Haben Sie aber den Entschluss gefasst, diese Erzählung für den Dial zu erwerben, dann würde ich Ihnen eine genaue Kopie der Erzählung auf der Maschine herstellen lassen.⁵⁹

Wollen Sie nicht gleich einen Tag der nächsten Woche, vielleicht <Dienstag 11^{ten} oder> Mittwoch<12^{ten}> <Montag 10^{ten} oder Dienstag 11^{ten}> zum Herauskommen in Aussicht nehmen? Sie fahren vom Neuen Markt mit dem 58 oder 59, das weitere sagt Ihnen der Schaffener, wenn Sie als Endziel Rodaun angeben. Fahrzeit 1 Stunde 45 Min. Sie müssen also etwa um 11 Uhr 45, am Neuen Markt wegfahren. Bitte lassen Sie mich die Antwort, ob wir Sie <nächste Woche> erwarten können am Montag <bis Freitag> beim Portier des Hauses Stallburggasse 2 finden.

Ihr aufrichtig ergebener
Hofmannsthal

6. Hugo von Hofmannsthal [nach dem 28. März 1922]⁶⁰

Hugo von Hofmannsthal lebt in Wien in Österreich, wo er 1874 geboren ist. Sein Studium war die romanische Philologie und er <is>t Doktor der Philosophie, an der Universität Wien.

Seine ersten Arbeiten erschienen früh: Gedichte und lyrische Dramen, darunter der Tor und der Tod (cka 1898). 1903 erschien Elektra, eine Tragödie in einem Akt, in Blankversen, die zuerst in Deutschland, dann im ganzen übrigen Europa viel gespielt wurde; auch in Japan durch eine japanische Truppe und in den Vereinigten Staaten durch die Truppe des

⁵⁹ Wahrscheinlich »Lucidor. Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie«. Die erste Buchausgabe erschien 1919 mit Originalradierungen von Karl Walser in einer handnummerierten Auflage von 240 Exemplaren im Erich Reiss Verlag. Der Erstdruck der Erzählung war in der »Neuen Freien Presse« am 22. März 1910 erschienen. Thayer nahm die Erzählung für »The Dial«. Hugo von Hofmannsthal, »Lucidor: Characters for an Unwritten Comedy. In: The Dial 73, Nr. 2 (August 1922), S. 121–132.

⁶⁰ Maschinenschriftliches Blatt; ohne Unterschrift; undatiert [nach dem 28. März 1922] (Kiste 34, Mappe 910). Es handelt sich um die »biographische Notiz«, um die Thayer Hofmannsthal im Brief vom 28. März 1922 gebeten hatte, und war womöglich eine Anlage zum Schreiben Hofmannsthals vom 1. April 1922. Vgl. Dokument 4 dieser Edition.

Mr. Patrick – Kemble, in einer Übersetzung von Arthur Symons.⁶¹ Von Tragödien folgten Ödipus und die Sphinx (1906) und das gerettete Venedig (1905), eine freie Transformation des Otway'schen Trauerspieles.⁶²

Die Reihe der Lustspiele beginnt mit »Der Abenteurer und die Sängerin« 1899, setzt sich fort mit »Christinas Heimreise« 1908, dem »Rosenkavalier« 1911, (eine Komödie für Musik, zu der Richard Strauss die Musik componiert hat) und dem Schwierigen, einer Comödie aus demn österreichischen aristokratischen Milieu, in Prosa.

Die Prosaschriften (Essays, Appr<e>ciationen, imaginäre Gespräche und Briefe, Gedenkreden und Ansprachen) füllen mehrere Bände.

Die Collaboration mit Richard Strauss, der zuerst das Trauerspiel Elektra in Musik setzte, führte noch zu »Ariadne«, (1912) einer phantastischen Oper mit Figuren aus der Mythologie und der *comedia del arte*, und zu der grossen Oper »Die Frau ohne Schatten<<>. (1919)

7. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer [zwischen April und Juli 1922]⁶³

Rodaun
Sontg abends

Lieber Mr. Thayer

hier ist der erste Brief. Ich habe länger geschrieben, und über das was ich für die Hauptsache hielt: das Wiener Theaterleben. Andere Male schreibe ich über andere Dinge.

Das Aprilheft von The Dial hat mir aus mehreren Gründen besonders gefallen. Ich werde Ihnen die Gründe mündlich sagen.

Den Stil von Mr. Esra Pound liebe ich nicht.⁶⁴

⁶¹ Hugo von Hofmannsthal, Electra: A Tragedy in One Act. Ins Englische übersetzt von Arthur Symons. New York 1908.

⁶² Thomas Otway, Venice Preserv'd (1682).

⁶³ Ein beschriebenes Blatt; zusammen mit einem unfrankierten Umschlag handschriftlich adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I Habsburgergasse 2; Absender: Hofmannsthal / Rodaun (Kiste 34, Mappe 911). Der undatierte Brief ist deshalb zwischen April und Juli 1922 anzusetzen, weil Hofmannsthal die April-Nummer von »The Dial« bereits erhalten hatte und der erste »Wiener Brief« im August-Heft, 73, Nr. 2, erschienen ist.

⁶⁴ Die April-Nummer 1922 von »The Dial« enthielt u.a. Beiträge von Conrad Aiken, Benedetto Croce, E.E. Cummings, Ezra Pound und Bertrand Russell. Hofmannsthal reagiert vermutlich auf Pounds »Paris Letter«. Ezra Pound, Paris Letter. In: The Dial 72, Nr. 4 (April 1922), S. 401–405.

Passt es Ihnen wenn ich Donnerstag zum Thee komme? Aber ich möchte schon um 4^h 30 kommen weil ich später ins Theater muss.

Aufrichtig Ihr

Hofmannsthal

8. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 2. Mai 1922⁶⁵

Rodaun 2 V 22.

Lieber Herr Thayer

hier sind die Zeilen für Meier-Graefe.⁶⁶ Unser heutiges Gespräch hat mich sehr interessiert.

Ich habe die Beträge für die Kunstblätter noch einmal von einer Valute in die andere umgerechnet. Ich würde den Klimt gerne zurückbehalten und Ihnen die sämtlichen französischen Blätter und den Munch alle zusammen um 100 Dollar gern überlassen – das gäbe circa 2000 lire also eine Woche meiner Reise.⁶⁷

Mais vous n'êtes aucunement tenu à y revenir, bien entendu!⁶⁸

Aufrichtig Ihr

Hofmannsthal.

⁶⁵ Ein Blatt, beidseitig beschrieben; zusammen mit einem unfrankierten Umschlag handschriftlich adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I Habsburgergasse 2^{III} (Kiste 34, Mappe 910).

⁶⁶ Julius Meier-Graefe (1867–1935), Kunsthistoriker, Kunsthändler und Schriftsteller aus dem Banat, gründete mit Otto Julius Bierbaum (1865–1910) und Richard Dehmel (1863–1920) die Zeitschrift »Pan« und stand in engem Kontakt mit Hofmannsthal (vgl. BW Meier-Graefe [1998]). Meier-Graefe veröffentlichte 1923 einen Aufsatz in »The Dial«: Julius Meier-Graefe, German Art after the War. In: The Dial 75, Nr. 1 (Juli 1923), S. 1–12. Ins Englische übersetzt von Kenneth Burke.

⁶⁷ Dieses Schreiben dokumentiert den Anfang eines Kunstaustausches zwischen Thayer und Hofmannsthal. Es scheint sich um den zustande gekommenen Ankauf zu handeln, s. Dokument 12 dieser Edition. In einem Brief vom 26. Dezember 1921 an seine Mutter schreibt Thayer einige Monate davor über seine bisherigen Käufe und seine Beweggründe: »I have also bought two more drawings by the Austrian artist Gustav Klimt whom I have mentioned to you before and who was the leading artist here until his death a few years ago. As Klimt has not an international reputation, these drawings cost me four and five dollars respectively. They are both very fine indeed. I have also bought some folios of reproductions of paintings and drawings. This work is done better in Germany and Austria than anywhere else in the world and because of the present rate of exchange if one is ever to buy a reproduction anywhere one should do it now here.« Er merkt zudem an, er habe bis zu dem Zeitpunkt lediglich 3000 USD für Kunstwerke ausgegeben (Kiste 43, Mappe 1220).

⁶⁸ Franz.: Aber Sie sind natürlich keineswegs verpflichtet darauf zurückzukommen!

PS. Ich könnte Mittwoch den 7^{ten} um 5^h bei Ihnen Thee trinken. Bitte die Antwort, ob es Ihnen passt, an den Portier, Stallburggasse!

9. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 3. Mai [1922]⁶⁹

in Eile, 3. Mai

Lieber Mr. Thayer

hier ist der kleine Maillol.⁷⁰ Ich kann wieder darüber verfügen. Man bietet mir fünfhundert französische Francs. Zum den gleichen Preis steht es auch Ihnen zur Verfügung, wenn Sie es wollen. Wenn es Sie nicht interessiert bitte schicken Sie die Statuette in der gleichen Schachtel ohne weiteren Kommentar an den Portier Stallburggasse 2.

Viele Grüsse

Hofmannsthal.

10. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 9. Mai 1922⁷¹

Rodaun bei Wien, am 9. V. 22

Lieber Mr. Thayer,

In beiliegendem Abdruck⁷² ist der Balzacaufsatzt sehr stark gekürzt, ich habe einen wichtigen Teil wieder eingeschoben, doch bleibt er um etwa ein Viertel gekürzt, gegenüber der Form in der Sie ihn gelesen haben und ich glaube dadurch noch geeigneter für The Dial.

⁶⁹ Ein Blatt, beidseitig beschrieben; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 910).

⁷⁰ Aristide Maillol (1861–1944), französisch-katalanischer Bildhauer. In einem Brief an seine Mutter vom 14. Mai 1922 erwähnt Thayer den Kauf einer kleinen Plastik von Hofmannsthal. Angesichts des Datums bezieht er sich wahrscheinlich auf diese Plastik, die Hofmannsthal ihm vermutlich als »Vorschau« hat zukommen lassen. Thayer zahlte Hofmannsthal 50 USD für das Werk, »a very lovely little thing«, wie er schreibt (Kiste 43, Mappe 1222). Maillol zählte zu Thayers bevorzugten Bildhauern, und er bildete Maillols Werke mehrmals in »The Dial« ab. Vgl. u.a. 74, Nr. 2 (Februar 1923); 75, Nr. 4 (Oktober 1923); 76, Nr. 2 (Februar 1924); 76, Nr. 3 (März 1924).

⁷¹ Maschinenschriftliches Blatt; mit handschriftlicher Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 910).

⁷² Es handelt sich um den 14-seitigen Abdruck in Kiste 21, Mappe 439. Es kommen vier zusätzliche Seiten Typoskript von Hofmannsthal hinzu. Die Blätter sind in Tinte von Hofmannsthals Hand und mit Bleistift von Thayers Hand lektoriert.

(Es ist in der Hauptsache ein vielleicht für das Ausland minder interessanter, weit ausgeführter Vergleich zwischen Balzac und Goethe weggefallen.)⁷³

Viele Grüsse und hoffentlich auf Wiedersehen

Ihr Hofmannsthal

*11. Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 11. Juni 1922*⁷⁴

I. Habsburgergasse 2.

VIE NNA.

June 11th 1922.

Dr. Hugo von Hofmannsthal.
RODAUN.

Dear Dr. von Hofmannsthal,

I was very sorry to receive a telephone call from your home saying that you would not be able to take tea with me on the day suggested. I trust you were not ill?

I have considered your kind offer in regard to the French pictures which you have, but feel that I am not sufficiently interested in them all

⁷³ Der Aufsatz ist eine veränderte Fassung von Hofmannsthals »Balzac«, am 22. und 24. März 1908 in »Der Tag« (Berlin) veröffentlicht. Obwohl die Aufnahme des Essays in »The Dial« bereits 1922 besprochen wurde, erschien er erst drei Jahre später. Hugo von Hofmannsthal, Honoré de Balzac. In: *The Dial* 78, Nr. 5 (Mai 1925), S. 357–367. Der Aufsatz bestärkte Thayers äußerst positiven Eindruck von Hofmannsthal in den ersten Monaten ihrer Bekanntschaft. An seine Mutter schrieb Thayer: »Von Hofmannsthal has made a further good impression upon the editor of *The Dial* [Thayer] by re-writing a large part of his essay on Balzac and by leaving out a considerable section of the original essay and by thus making the total of his essay as it now stands only about three quarters as long as it was before. This he has done to improve the essay and to make it more generally acceptable. It was at first written for a particular purpose, that is to say as an introduction to the German edition of Balzac's works and was therefore written very much from the angle of the German writer reader. This re-writing of a part of the essay makes this good impression upon me not merely as showing his obligeance diligence, but also as showing that he is more anxious to appear in *The Dial* with his best foot forward than he is to making a few more American dollars, for he knows that we pay for translated work at the rate of one cent the word and that therefore he ~~would~~ will only receive three quarters of what he would have received had he not himself insisted upon re-writing the essay. Here in Vienna one is constantly aware of the interest Viennese take in American dollars and it is therefore agreeable to know that other things count also« (Kiste 43, Mappe 1222).

⁷⁴ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 910).

to care to buy. The only ones that I should like myself to possess are the lithograph of Degas and the Munch etching. For these two together I should be glad to pay forty dollars. But I fear this sum is not what you would require.⁷⁵

Anyhow may I not have the pleasure of entertaining you to tea upon some afternoon this week? Could you not call me on the telephone any morning between 9.30 and 10.30 to set a day?

I am anxious to read your new Vienna Letter.

Sincerely yours,

12. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 14. Juni [1922]⁷⁶

Rodaun b.W. 14. Juni

Ich bestätige, von Mr. Scofield Thayer für eine farbige Lithographie von Degas und eine Lithographie von E. Munch zusammen vierzig Dollar erhalten zu haben.

Dr Hugo von Hofmannsthal

13. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 28. August 1922⁷⁷

Bad Aussee,
Steiermark
28 VIII. 22.

Lieber Mr. Thayer

unendlich gerne wäre ich Ihnen gefällig – da Sie immer so sehr freundlich gegen mich waren. Aber die Wiener Wohnung kann ich Ihnen leider nicht geben, aus zwei Gründen: erstens könnte ich selbst praktisch nicht existieren wenn ich auf Rodaun beschränkt wäre, und dann habe ich den städtischen Behörden mehrmals die Versicherung gegeben, dass

⁷⁵ Trotz Thayers Zweifel, 40 USD seien für Hofmannsthal zu wenig, kam es zu einem Ankauf, wie Dokument 12 dieser Edition bestätigt.

⁷⁶ Maschinengeschriebenes Blatt; mit handschriftlicher Unterschrift; ohne Umschlag; ohne Jahresangabe (Kiste 69, Mappe 1867).

⁷⁷ Ein Blatt, beidseitig beschrieben; zusammen mit frankiertem Briefumschlag; Poststempel: Bad Aussee 30.VIII.22; adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Neuendorf / auf Hiddensee / bei Rügen (Kiste 34, Mappe 911). Thayer verbrachte einen Teil des Sommers 1922 auf Hiddensee.

ich die Wohnung brauche, und ich möchte in dieser bösen Zeit nicht von meinem natürlichen Standard von Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe heruntergehen.⁷⁸

Es hat mir grosses Vergnügen gemacht im Augustheft vom Dial meine beiden Beiträge⁷⁹ zu finden, und beide wie mir scheint, ausgezeichnet übersetzt.⁸⁰ (Die Schecks sind pünktlich eingetroffen.) Es war mir auch eine Freude dass viele Amerikaner aus New York, Boston u. Chicago, die ich in Salzburg sprach,⁸¹ meist Leute von bekannten Namen, vom Dial mit grosser Achtung sprachen. Von denselben Personen wurde nahegelegt, das Welttheater nach dem grossen Eindruck, den es in Salzburg machte, nach Amerika zu bringen.⁸² Es wäre für mich Freude und grosser Vortheil. Mr. u. Mrs. Untermyer, Mr. Edgar Filene, Otto Kahn, McCormick von Chicago u. a. wollen dafür tätig sein.⁸³ Ich schickte zu-

⁷⁸ Thayer hatte seinen Wiener Bekanntenkreis, inklusive Hofmannsthal und Schnitzler, in Bewegung gesetzt, als er im Sommer 1922 eine neue Wohnung suchte. Vgl. auch Dokument 14 dieser Edition.

⁷⁹ Im Jg. 73, Nr. 2 (August 1922), befindet sich sowohl der erste »Vienna Letter« (S. 206–214) als auch »Lucidor: Characters for an Unwritten Comedy« (S. 121–132).

⁸⁰ Im Index von Jg. 73 wird Kenneth Burke als Übersetzer für »Lucidor« angegeben (S. III), und es ist zu vermuten, dass er auch den anderen Beitrag im August-Heft sowie weitere Beiträge von Hofmannsthal übersetzte. Vgl. Jack Selzer, Kenneth Burke in Greenwich Village: Conversing with the Moderns, 1915–1931. Madison 1996, S. 257f. In Selzers Buch findet sich eine (evtl. nicht vollständige) Liste von Burkes Übersetzungen, u. a. für »The Dial«. Vgl. Anm. 55 u. 182.

⁸¹ Bei den Salzburger Festspielen (12.–25. August 1922). Die 1920 ins Leben gerufenen Festspiele lockten bereits in den Anfangsjahren wohlhabende Gäste aus dem Ausland an, auch aus den Vereinigten Staaten.

⁸² Am 13. August 1922 war Hofmannsthals »Das Salzburger Große Welttheater« in der Salzburger Kollegienkirche uraufgeführt worden. Der Plan, das »Welttheater« unter der Regie von Max Reinhardt nach Amerika zu bringen, kam nie zustande, obwohl die »New York Times« die »Welttheater«-Pläne bereits 1923 ankündigte (Max Reinhardt Coming. In: New York Times 72, Nr. 23.798 [22. März 1923], S. 22). Stattdessen wurde »Jedermann«, nach wie vor das Kernstück der Festspiele, im Dezember 1927 unter Reinhardts Leitung mit Alexander Moissi in der Hauptrolle auf Deutsch im New Yorker Century Theater aufgeführt. In der Regie Reinhardts war Karl Gustav Vollmoellers »Das Mirakel« im Januar 1924 bereits im gleichen Theater erfolgreich gezeigt worden. Vgl. Dokument 30 dieser Edition sowie Anm. 83, 150, 151, 163.

⁸³ Samuel Untermyer (1858–1940), amerikanischer Rechtsanwalt und Millionär. Zusammen mit seiner Frau Minnie unterstützte er Kunst und Kultur. Sie machten sich beispielsweise in Amerika für das geplante Salzburger Festspielhaus mit dem Salzburg Festival Playhouse Committee bereits 1921/22 stark (vgl. Joseph Urban Papers, Rare Book and Manuscript Library, Columbia University Libraries; Signatur: MS#1279). Edgar Filene gehörte zu den Bostoner Filene-Brüdern, Inhaber eines der größten Kaufhäuser der Zeit. Otto Kahn (1867–1934), der in Deutschland geborene Bankier und Unternehmer, der sich zuerst in London und danach in New York niederließ, zählte zu den bedeutendsten Kulturmäzenen der Zwischenkriegszeit. Kahn war ein großer Unterstützer Max Reinhardts in den USA und gab z. B. einen Vorschuss von ca. einer halben Million US-Dollar aus seinem privaten Vermögen, um

gleich ein Buch an Sie. Wollen Sie mir einen Rat geben für einen Übersetzer, der zugleich ein Dichter. Man nannte Eugene O'Neil.⁸⁴ Doch wird dieser keine Zeit haben. Jemand nannte mir Sidney Howard.⁸⁵ Bitte geben Sie mir bald einen möglichst guten Rat. – Wegen einer guten Wohnung für Sie habe ich Personen beauftragt, glaube ich werde Ihnen bald etwas schreiben können von 2 guten Zimmern am Schwarzenbergplatz. Ich freue mich dass Sie wieder in Wien sein werden.

Aufrichtig Ihr Hofmannsthal.

14. Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 5. Oktober 1922⁸⁶

I. Habsburgergasse 2.
VIENNA.
October 5th 1922.

Mr. Hugo von Hofmannsthal.
RODAUN.

Dear Mr. von Hofmannsthal,

Thank you very much indeed for the copy of your distinguished play⁸⁷ which you were good enough to send me to Neuendorf. As I wrote Mrs. von Hofmannsthal at the time I wanted to read it before writing you. I myself of course enjoyed the reading. Nevertheless I do not feel that I am able to designate to you any one in particular in New York who would be capable of successfully handle it for the American stage.

Reinhardts Inszenierung von Vollmoellers »Mirakel« 1924 nach Amerika zu bringen (vgl. Theresa M. Collins, Otto Kahn: Art, Money, and Modern Time. Chapel Hill 2002, S. 175 ff.). Der Industrielle Harold McCormick (1872–1941) aus Chicago war in erster Ehe mit Edith Rockefeller, Tochter des Großunternehmers John D. Rockefeller, Sr., Mitbegründer der Standard Oil Company, verheiratet.

⁸⁴ Eugene O'Neill (1888–1953), amerikanischer Dramatiker und Literaturnobelpreisträger (1936).

⁸⁵ Sidney Howard (1891–1939), amerikanischer Dramatiker und Drehbuchautor, der neben anderen Auszeichnungen 1925 den Pulitzer Prize für Drama und 1940 posthum den Academy Award für sein Drehbuch für »Gone with the Wind« (1939) verliehen bekam. Howard übersetzte in der Tat einen Aufsatz von Hofmannsthal ins Englische. Hugo von Hofmannsthal, Reinhardt as an International Force. In: Hearst's International 46, 1924. Vgl. Ann. 142.

⁸⁶ Zwei maschinenschriftliche Blätter; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 911).

⁸⁷ Vermutlich »Das Salzburger Große Welttheater«. Vgl. Dokument 13 dieser Edition.

I am not positive that it would go as well with the American public as your version of »Jedermann« which I remember I saw well given in Los Angel[e]s in 1917 by a company largely directed by my friend Mr. Irving Pichel who was with me at Harvard and who would be as serviceable a man to you in such affairs as anyone of whom I know in America provided that he did not happen to be engaged upon other pursuits at the time you might want him.⁸⁸ Robert Edmund Jones is of course the best known scenic artist in America and a man of indubitable talent and taste.⁸⁹ He was here for a few days last June and perhaps you may have met him at that time. But I do not myself know that he is any better than two or three other men doing that sort of work in New York. When you return to Vienna I should be glad to talk about the matter further with you could I be of any help by so doing.

You have perhaps been surprised at finding at the heading of this letter my old address. Just before I left Berlin Mr. Alfred Garasch looked me up at my hotel and to my surprise said that he had decided to let me have his apartment after all.⁹⁰ That is my excuse for being here. Believe me I am extremely sorry to have caused you and Mrs. von Hofmannsthal so much bother as I am sure must have been entailed by your generous offer to look up a dwelling for me. Dr. Schnitzler tells me that so many wheels were put in motion on my behalf that he also knew of my need and of apartments which were ready to receive me.

⁸⁸ Irving Pichel (1891–1954), amerikanischer Schauspieler und Regisseur. Es ist fraglich, ob Pichel bei dieser Aufführung Regie führte. Er hat auf jeden Fall mitgespielt. Die Erstaufführung dieser englischsprachigen Fassung in Blankvers fand am 9. Januar 1917 im Trinity Auditorium in Los Angeles statt (Hugo von Hofmannsthal, Everyman. Übersetzt und adaptiert von George Sterling, in Zusammenarbeit mit Richard Ordynski. San Francisco 1917).

⁸⁹ Robert Edmond Jones (1887–1954), amerikanischer Bühnenbildner und wie Thayer und Pichel Harvard-Absolvent (1910). Er hat bei Max Reinhardt am Deutschen Theater in Berlin studiert und zählte zu den führenden amerikanischen Bühnenbildnern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

⁹⁰ Garasch war Hofmannsthals Vermieter in Wien. Über die Wohnsituation schrieb Thayer in einem Brief vom 5. Oktober 1922 an seine Mutter, dass Hofmannsthal bei der Wohnungssuche behilflich sein wolle. Als Thayer drohte, aus der Habsburgergasse auszuziehen, bot ihm der Vermieter einen vorteilhafteren Mietpreis an. Über die Inflation hieß es: »As everything in Vienna is twice as dear in dollars as when I left and four times as dear as a year ago I am now paying for this apartment a rent which while rather high is not excessive and not a fancy rent such as I had to pay to get it last year. The cost of living in Vienna is now fully as high as in Italy and almost the same as the cost of living in Paris and London, in other words about what it was before the war. Of course the crown has fallen still further, but the prices have risen more than the crown has fallen. Nevertheless the city continues to be filled with foreigners and the a most depressing lot they are« (Kiste 43, Mappe 1225).

Please explain my apologies to Mrs. von Hofmannsthal and thank her from me for her great kindness.

Immediately upon [unleserlich] I tried to telephone you and Mrs. von Hofmannsthal in Rodaun, but learnt that you are not in town and would not be here for several weeks. Yesterday I got in touch with your son to whom I explained the matter of the apartment.

The young English critic Mr. Raymond Mortimer⁹¹ is my guest here and I hoped he might have had the pleasure of meeting you and perhaps of seeing your Picasso in your Maria Theresia home in Rodaun.⁹² But as he leave[s] in a few days for Paris this pleasure will not be vouchsafed him.

Ever gratefully yours,

15. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 23. Oktober 1922⁹³

Bad Aussee, am 23. X. 1922
ab 28. X. Rodaun b. Wien

Lieber Mr. Thayer,

Es tut mir leid, dass ich Sie mit Ihrem Freund nicht in Rodaun sehen konnte, doch freue ich mich sehr, Sie in Wien, wohin ich bald zurückkehre, noch vorzufinden. Den zweiten meiner Wiener Briefe fand ich mit Vergnügen wieder ausgezeichnet übersetzt im Dial.⁹⁴ Da ich die Gastfreundschaft von Dial nicht zu oft in Anspruch nehmen will, werde ich den nächsten, den über die Salzburger Festspiele erst in einiger Zeit schreiben. Ich lege aber einen Aufsatz über Griechenland bei, von dem ich denke, dass er wegen des Themas, das für alle cultivierten Amerikaner ungefähr

⁹¹ Raymond Mortimer (1895–1980), britischer Schriftsteller, Kritiker und Literaturredakteur des »New Statesman«, einer führenden britischen Kultur- und Politikzeitschrift.

⁹² Thayer äußert sich in einem Brief an seine Mutter über Hofmannsthals Picasso sowie über den Geschmack des Besitzers begeistert, wie ein Brief vom 17. April 1922 zeigt: »The only picture in Hofmannsthal's study is a self-portrait by Picasso done when he was still a fairly young man. It is beautiful and unfortunately not for sale. So far as I know this is the only Picasso painting in private possession in Vienna. Here there is little interest in the contemporary wave in art. Vienna is in this point strangely different from Berlin and even from the more conservative Munich. Hofmannsthal again gave witness to his good taste by observing that Beardsley and Picasso were the finest of all draftsmen« (Kiste 43, Mappe 1222).

⁹³ Maschinenschriftliches Blatt; mit Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 911).

⁹⁴ Hugo von Hofmannsthal, Vienna Letter [II]. In: The Dial 73, Nr. 4 (Oktober 1922), S. 425–433.

dieselben Emotionen auslöst <wie für uns>, vielleicht für Dial opportun sein könnte.⁹⁵ Wo nicht, so erbitte ich ihn nach Rodaun zurück –

Ich freue mich herzlichst darauf, Schnitzler im Jahr seines Geburtstages⁹⁶ endlich einmal Aug in Aug zu sehen und will ihn gleich besuchen. Bitte sagen Sie es ihm gelegentlich und seien herzlichst begrüßt von

Ihrem aufrichtigen

Hofmannsthal

Ich lege eine Wohnungsanzeige bei Freunden von mir in München bei. Vielleicht haben Sie Freunde, die in München eine Unterkunft suchen und denen diese Anzeige nützen könnte. Es sind sehr schöne Zimmer in der besten Gegend von München.

16. Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 31. Oktober 1922⁹⁷

I. Habsburgergasse 2.
VIE N N A.
October 31st 1922.

Mr. Hugo von Hofmannsthal.
R O D A U N.

Dear Mr. von Hofmannsthal,

Thank you very much for letting me read the very charming and very characteristic enclosed essay. You certainly make one want to go to Greece. But I find I have accepted so many things from your pen and from that of Dr. Schnitzler and from that of Thomas Mann that I do not at present see my way to taking this essay for The Dial.⁹⁸

⁹⁵ Es handelt sich um Hofmannsthals Aufsatz »Griechenland«. Der Erstdruck erschien kurz nach diesem Brief in der »Prager Presse« (5. November 1922), also hatte Hofmannsthal den Aufsatz vermutlich soeben abgeschlossen. Für Thayers Antwort vgl. Dokument 16 dieser Edition.

⁹⁶ Schnitzler feierte 1922 seinen 60. Geburtstag.

⁹⁷ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 911).

⁹⁸ Es gab zwischen Thayer und seinem Mitherausgeber James Sibley Watson Differenzen bezüglich der Anzahl deutschsprachiger Autoren, die »The Dial« veröffentlichte. Ein Brief von Watson an Thayer aus dem Jahr 1923 verdeutlicht die laufende Debatte. Am 10. März 1923 schrieb Watson: »Criticism of the amount of German & Austrian material we are publishing grows. [...] I realize you blame us for not concealing the German preponderance more skillfully in laying out numbers of the magazine. [...] Would it not be possible to publish German

An article upon the Salzburger Festspiele has been submitted to me and I have declined it among other reasons because you say that in your next Vienna Letter you will deal with this subject. Thomas Mann's first German Letter will appear in The Dial for December or for January.⁹⁹ I have already sent it to New York. So you see we are ready for another Vienna Letter from you when you find the leisure to write it.

Thank you for the information as to an apartment in Munich which I shall bring to the attention of anyone who may be considering passing some months in Munich.

Sincerely yours,

17. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 15. November [1922]¹⁰⁰

Rodaun 15 XI

Lieber Mr. Thayer

wenn es Ihnen passen würde diesen Samstag um 5^h für mich zuhause zu sein würde ich Sie gerne besuchen. Bitte hinterlassen Sie ein Wort in jedem Fall (zustimmend oder absagend) beim Portier Stallburggasse.

Aufrechtig Ihr

Hofmannsthal

things less frequently – to send fewer things that must go in right away? What we now have on hand ought to last 2 years: 3 Schnitzler stories, 1 Hauptmann serial, H. Mann story, [...] Freud essay, Hofmannsthal essay, and more letters that come from any other one language except possibly the English.« In einem Nachtrag schrieb Watson weiter: »I also realize that I agreed last summer that the more good German materials we had the better. But I register the fact [...] that the course seems financially harmful« (zit. nach Sutton, Pound, Thayer, Watson, und »The Dial« [wie Anm. 25], S. 261). Nachdem Thayer Hofmannsthals Essay ablehnte, wurde er neben Texten von T. S. Eliot und Ford Madox Ford in Eliots Literaturzeitschrift »The Criterion« veröffentlicht: Hugo von Hofmannsthal, Greece. In: *The Criterion. A Quarterly Review* 2, H. 5 (Oktober 1923), S. 95–102. Thayer vermittelte Hofmannsthals Kontakt zu Eliot und fungierte als Überbringer des Manuskriptes. Thayer und Eliot kannten sich seit Schulzeiten; beide waren im angesehenen Internat Milton Academy in Massachusetts gewesen. Vgl. Anm. 129, 134, 176.

⁹⁹ Thomas Mann, German Letter. In: *The Dial* 73, Nr. 6 (Dezember 1922), S. 645–654. Als Deutschland-Korrespondent von »The Dial« schrieb Mann von 1922 bis 1928 insgesamt acht »German Letters«.

¹⁰⁰ Postkarte; beidseitig beschrieben; frankiert; Poststempel: Rodaun, 16. XI. 22; adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I. Habsburgergasse 2^{III} (Kiste 34, Mappe 911).

18. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 12. Dezember [1922]¹⁰¹

12 XII

Lieber Mr. Thayer

entschuldigen Sie dass der III^{te} Brief sich etwas verzögert hat. Ich will diese Briefe ans Dial immer mit freiem Kopf schreiben, als eine angenehme Arbeit, u. ich habe darum warten müssen bis ich freiere Tage hatte.

Ich hoffe dass der Aufsatz so geworden ist dass er zugleich als realer Bericht einen gewissen Wert hat u. auch Höheres streift und dadurch in die cultivierte Atmosphäre die im Dial angestrebt wird hineinpasst.

Viele Grüsse u. auf baldiges Wiedersehen, sobald ich wieder etwas häufiger in die Stadt komme.

Ihr Hofmannsthal

19. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 4. Februar 1923¹⁰²

Rodaun 4 II 1923.

Lieber Mr. Thayer

Sie werden mir verzeihen wenn ich nur Ordnung halber mitteile dass ich von Ihrem englischen Freund dem Herausgeber der Criterion (Mr. Mortimer?)¹⁰³ keinerlei Antwort bekommen habe!

Gewiss hat er ja das Mpt.¹⁰⁴ durch Sie empfangen.

¹⁰¹ Ein Blatt; beidseitig beschriftet; zusammen mit einem frankierten, selbstgebastelten äußeren Briefumschlag; Poststempel: Rodaun, 14. XII. 22; handschriftlich adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I Habsburgergasse 2; Absender: Hofmannsthal / Rodaun (Kiste 34, Mappe 911). Der Umschlag hat eine von fremder Hand beschriftete Rückseite: »Stadttheater Halle a/ S. / Tantiémen-Abrechnung pro März, April, Dezember 1911 / Rosenkavalier 1911.«, und weitere Kalkulationen. Der Umschlag deutet evtl. auf den Papiermangel in Wien, den Thayer seiner Mutter in einem Brief vom 20. November 1921 beschreibt: »I was glad [...] to note that paper cannot now be bought so cheaply in Germany. Here in Austria they have no paper at all so I myself am not going into the possibility of importing paper to America for The Dial« (Kiste 43, Mappe 1219).

¹⁰² Ein Blatt; beidseitig beschriftet; zusammen mit einem frankierten Briefumschlag; Poststempel: Wien, 5.2.23; adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I Habsburgergasse 2 (Kiste 34, Mappe 912).

¹⁰³ Hier hat Hofmannsthal zwei Namen verwechselt. »The Criterion« war eine britische Literaturzeitschrift, herausgegeben und ins Leben gerufen von T. S. Eliot. Raymond Mortimer hingegen war der Literaturredakteur des »New Statesman« (vgl. Anm. 91). Hofmannsthal meint Eliot.

¹⁰⁴ Abk.: Manuskript.

Auch von Mr. Seldes¹⁰⁵ habe ich vorläufig noch keine Nachricht über Empfang des III^{ten} Wiener Briefes.

Ich war im Jänner etwas unwohl und sehr selten in Wien.

Jetzt fahre ich für ganz kurze Zeit nach Deutschland um Pallenberg mein neues Lustspiel vorzulesen.¹⁰⁶

Nachher hoffe ich Sie bald zu sehen.

Immer der Ihre

Hofmannsthal

20. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 6. Februar [1923]¹⁰⁷

Rodaun 6 II.

Lieber Mr. Thayer

wenn sich Mr. Seldes für »Elektra« oder eine andere meiner dramatischen Arbeiten interessieren und die Aufführung durch The Theatre guild für möglich finden würde so wäre mir das natürlich sehr wertvoll.¹⁰⁸ Elektra hängt eigentlich nur davon ab, ob man eine starke Schauspielerin hat.¹⁰⁹

¹⁰⁵ Gilbert Seldes (1893–1970), amerikanischer Schriftsteller und Kulturkritiker – wie Thayer Harvard-Abgänger (1914) –, Managing Editor von »The Dial« von Januar 1920 bis Dezember 1923 (Alyse Gregory übernahm die Stelle im Februar 1924). Er schrieb u.a. für »Vanity Fair«, »The Dial« und »The Freeman«. Seldes verbrachte 1923 neun Monate in Europa, vorwiegend in Paris, und beschäftigte sich dort, wie Thayer, mit Netzwerk-Pflege und Akquise. Dort entstand im Frühjahr sein wichtigstes Werk, »The Seven Lively Arts« (1924), in dem er die Bedeutsamkeit der populären Kultur und einer demokratischen Ästhetik der Künste befürwortet. Vgl. Kammen, The Lively Arts (wie Anm. 10).

¹⁰⁶ Es handelt sich um Hofmannsthals »Der Unbestechliche«. Max Pallenberg (1877–1934) zählte zu den wichtigsten Wiener Schauspielern seiner Zeit und war in komischen Rollen besonders beliebt. Pallenberg spielte bei der Uraufführung am 16. März 1923 im Wiener Raimundtheater die Hauptrolle.

¹⁰⁷ Postkarte; beidseitig beschriftet; frankiert; Poststempel: [Ort unleserlich], 6. II. 23; adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I Habsburgergasse 2 (Kiste 34, Mappe 912).

¹⁰⁸ Seldes war in Europa, als Hofmannsthal diese Postkarte an Thayer schrieb. Thayer versuchte, den Österreicher mit Seldes zusammenzuführen, weil Seldes die monatliche Theater-Kolumne in »The Dial« bis zu deren Einstellung 1929 schrieb und zudem bei seinem Europa-Aufenthalt 1923 für das Theatre Guild tätig war. Die New Yorker Organisation war seit 1918/19 bemüht, das europäische Gegenwartstheater mit ihren besten Produktionen nach Amerika zu holen. Vgl. Kammen, The Lively Arts (wie Anm. 10), S. 77.

¹⁰⁹ Zweifellos denkt Hofmannsthal hier u.a. an Gertrud Eysoldt (1870–1950), die 1903 die Titelrolle in Hofmannsthals »Elektra« spielte. Unter ihren anderen wichtigen Rollen waren Lulu und Salome. Vgl. BW Eysoldt.

Ich würde Mr. Seldes in diesem Fall bitten lassen, mir in englischer Sprache nach München Hôtel Marienbad zu schreiben.

Mit vielen aufrichtigen Grüßen
der Ihre

Hofmannsthal

PS. Mein »Jedermann« ist für Amerika nicht frei, weil dieses Stück eine englische Truppe für eine Tournée durch die Verein. Staaten erworben hat.

PS. Die Rechte fürs Ausland vergabe ich selbst, nicht mein Verleger!

21. Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 9. Februar 1923¹¹⁰

I Habsburgersasse 2,
W I E N.
February 9. 1923.

Herrn Hugo von Hofmannsthal,
Hotel Marienbad,
M U N C H E N.

Dear Mr. von Hofmannsthal,

Mr. Seldes and I much enjoyed the really excellent presentation of Elektra in the Burgtheater. I found the Bleibtreu¹¹¹ exceptionally fine.

But I doubt whether this play would not lose so much in the English translation as to make it scarcely the most appropriate to take for New York. I am sorry that Mr. Seldes cannot see Dame Kobold in the fine presentation given by Reinhardt in the Redoutensaal.¹¹² Mr. Mortimer and I enjoyed that much.

¹¹⁰ Maschinenschriftliches Blatt; ohne Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912).

¹¹¹ Hedwig Bleibtreu (1868–1958), österreichische Burgtheater- und Filmschauspielerin. Interessant ist hier, wie Thayer die österreichische Art, Personennamen mit Artikeln zu versehen, ins Englische überträgt (»die Bleibtreu«).

¹¹² Max Reinhardt führte bereits bei der Uraufführung der »Dame Kobold« am 3. April 1920 im Deutschen Theater in Berlin Regie. Erst am 16. September 1922 kam es zur Wien-Premiere.

We were apparently cut off by the operator in our conversation by telephone, but I believe we were almost ready to say »good-bye«.

Sincerely yours,

22. *Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 5. Juni 1923*¹¹³

I Habsburgergasse 2
VIENNA
June 5th, 1923

Herrn Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Wien.

Dear Mr. von Hofmannsthal,

I wonder have you returned from your trip to Germany and may I be hoping one of these days to receive from you your Vienna Letter? Your last letter appeared in the March number and I should very much have liked to have had another from your pen in either the June or July number. It is already too late for these numbers (the July number goes to press on May 25th) but if you could let me have a letter in the course of the next week or so I should hope to be able to get it to New York and to have it translated in time for the August number.

Next time you are coming to Vienna, do drop me a line so that if it is convenient to you I may have the pleasure of seeing you at tea.

Sincerely,

¹¹³ Maschinenschriftliches Blatt; ohne Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912).

Rodaun
21. VI.

Lieber Mr. Thayer

der neue Brief für »The Dial« ist fertig und bei der Copistin.¹¹⁵ Sie bekommen ihn in wenigen Tagen. – Er ist etwas verschieden von den früheren, aber ich glaube, er wird gut für »The Dial« passen.¹¹⁶

Es hat mich interessiert dass mein Urteil über das Buch »Demian« das ich Ihnen zurückschicke, ziemlich mit dem von Mr. Thomas Craven übereinstimmt.¹¹⁷ Also kann man doch für möglich halten, dass es mit der Zeit zu einer Art von geistiger Conversation zwischen Hüben u. drüben kommen könnte, trotz der großen Verschiedenheit der Ausgangspunkte. –

Ich habe abermals 6 Hefte bekommen u. retourniere 5 davon.

Sehr interessant waren mir Max Reinhardts mündliche Berichte von New York. Er fürchtet dass er aus gewissen technischen Gründen mein »Welttheater« nicht als erste Production bringen kann, sondern nur als zweite; doch ist dies noch nicht sicher.¹¹⁸

Ich hoffe dass »The Dial« uns immer in einem freundlichen u. lebendigen Contact erhalten wird. – Den ziemlich sonderbaren Einacter »Herbstmondnacht« schicke ich hinüber, sobald er fertig ist.

Alles Gute Ihnen für die nächsten Jahre!¹¹⁹

Ihr Hofmannsthal

¹¹⁴ Ein Blatt, beidseitig beschrieben; zusammen mit frankiertem Briefumschlag; Poststempel: Rodaun, 22. VI. 23; adressiert an: Mr. Scofield Thayer / Wien / I Habsburgergasse 2 (Kiste 34, Mappe 912).

¹¹⁵ Hugo von Hofmannsthal, Vienna Letter [IV]. In: The Dial 75, Nr. 3 (September 1923), S. 271–277.

¹¹⁶ Der Ton des vierten »Vienna Letter« ist in der Tat ein anderer. Er ist kein Bericht über die Wiener oder österreichische Kunst und Kultur der Gegenwart; er ähnelt eher Hofmannsthals sonstiger Essayistik der Zeit, indem er die geistig-intellektuelle Situation Österreichs in der Nachkriegszeit in den Mittelpunkt rückt. Der Brief handelt auch von der politischen Neuordnung Europas. Zum Schluss wird Hölderlin als geistiger Wegweiser gepriesen.

¹¹⁷ Roman von Hermann Hesse, veröffentlicht 1919. Die englische Übersetzung erschien 1923 und Thomas Cravens Rezension des Buches 1923: Thomas Craven, German Symbolism. »Demian«. In: The Dial 74, Nr. 6 (Juni 1923), S. 619f. Thomas Craven (1888–1969), amerikanischer Kunsthistoriker und Kritiker, für seinen bissigen Stil und seine konservativ-antimoderne ideologische Haltung bekannt.

¹¹⁸ Vgl. Anm. 82.

¹¹⁹ Hofmannsthal verabschiedet sich von Thayer, der im Sommer 1923 wieder in die USA zieht.

24. *Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 27. Juni 1923*¹²⁰

I. Habsburgergasse 2.
VIE NNA.
June 27th 1923.

Hugo von Hofmannsthal Esq.
R O D A U N.

Dear Mr. von Hofmannsthal,

Thank you very much indeed for your splendid Vienna Letter which I am forwarding today to The Dial in New York.

Thank you also for The Dials which you were so good as to send me through the photographer and indeed especially for your kindness in allowing the photographer to photograph your Picasso. I enclose a photograph of your own picture for yourself. The other photograph I send to New York to be reproduced in The Dial perhaps in conjunction with a few words I am now writing about Picasso.¹²¹

I look forward to reading in New York Herbstmondnacht. It will be a great pleasure to me if I find I can have it in The Dial.

Allow me to thank you again and also Mrs. von Hofmannsthal for your many kindnesses to me during my stay in Austria.

Sincerely yours,

25. *Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 11. Oktober 1923*¹²²

Bad Aussee 11. X 23.

Lieber Mr. Thayer

Sie haben mir aus Paris ein herrliches Blatt von Picasso geschickt und mir damit eine unglaubliche Freude gemacht. Ich danke Ihnen vielmals und herzlich. – Ich hoffte immer ich würde während des Sommers einmal durch einen Zufall oder eine Zeile von Ihnen erfahren wo in Europa

¹²⁰ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912).

¹²¹ Das Gemälde wurde erst Jahre später als Frontispiz in der letzten Nummer von »The Dial« abgebildet. Pablo Picasso, Portrait of the Artist. (Property of Hugo von Hofmannsthal.) In: The Dial 86, Nr. 7 (Juli 1929). Vgl. Anm. 31.

¹²² Ein Blatt; beidseitig beschrieben; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912).

Sie wären und würde Ihnen dahin danken können. Aber es kam kein Zufall und keine Zeile – und einige sympathische Amerikaner, die ich kennen lernte, waren Ihnen nicht begegnet – so Mr. Sidney Howard und Miss Susanne La Follette,¹²³ die ich besonders sympathisch fand und die auch zwei Tage hier bei uns verbracht hat.

So geht dann mein Dank jetzt über den Ocean Ihnen nach. Zugleich muss ich ein Wort über »Herbstmondnacht« sagen. Der merkwürdige dramatische Beitrag von Papi Pirandello im Oktoberheft des Dial¹²⁴ erinnert mich – an dieser Stelle wird ja, hoffe ich, meine Arbeit einmal stehen.¹²⁵ Aber ich konnte sie noch nicht ausführen: der letzte Act des »Turm« hat noch nicht seine endgültige letzte Fassung – und bevor dieser fertig ist, will ich eine andere schwere Arbeit (und »Herbstmondnacht« ist eher eine schwere Arbeit) nicht anfangen. Ich habe dazwischen etwas leichteres gemacht: der erste Act einer »aegyptischen Helena« – Helen of Egypt als Gegensatz zu Helen of Troy – aber es ist die gleiche Person – eine Art von romantischem Lustspiel, aber für Musik bestimmt – und die ersten Scenen sind schon in Strauss Händen. – Sobald die »Herbstmondnacht« entstanden ist, werde ich sie zuerst dem Dial anbieten. Das letzte Heft hat mich wieder sehr interessiert – und ich fühle mich wenn das Heft kommt, immer recht vertraut u. verbunden mit der schönen Zeitschrift. Aber bitte, sagen Sie dem Herren, der die Versendung dirigiert, dass ich jedesmal noch immer 6 Exemplare empfange auch von solchen Heften die nichts von mir enthalten – und auch Jacob Wassermann¹²⁶ empfing vor kurzem 6 Exemplare eines Heftes. Welche Verschwendungen!

Ich höre dass in kurzem in Wien Zeichnungen (auch farbige) von Wiegele werden in einem privaten Kreis verkauft werden – um seine Über-

¹²³ Howard tauchte bereits in den Gesprächen zwischen Hofmannsthal und Thayer auf. Vgl. Anm. 85. Hofmannsthal meint Suzanne La Follette (1893–1983), die amerikanische Journalistin, Kunsthistorikerin und libertäre, politisch engagierte Feministin, die bei der Mitbegründung und in der Herausgeberschaft einiger Zeitschriften mitwirkte, u. a. »The Freeman«, »New Freeman« und »National Review«. Vgl. Anm. 141.

¹²⁴ Luigi Pirandello, *The Man with the Flower in His Mouth*. In: The Dial 75, Nr. 4 (Oktober 1923), S. 313–322. Ins Englische übersetzt von Arthur Livingston.

¹²⁵ Es kam nie zu einer Veröffentlichung dramatischer Texte Hofmannsthals in »The Dial«, obwohl diese Äußerung davon zeugt, dass er eine solche Möglichkeit anstrehte und mit Thayer zumindest diskutiert hatte. Zur »Herbstmondnacht« s. SW XIX Dramen 17, S. 46–69 (Anm. d. Red.).

¹²⁶ Jakob Wassermann (1873–1934), deutscher Schriftsteller und Journalist, ab 1898 in Österreich ansässig. Autor u. a. von »Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens« (1908). Wassermann wurde auch in »The Dial« gedruckt. Vgl. Anm. 132.

siedlung von Zürich nach Wien zu ermöglichen.¹²⁷ Sollte ich da nicht versuchen (die Preise werden gewiss niedriger sein als Sie für die besten Kokoschkas zahlten¹²⁸) ein oder zwei Blätter für Sie zu erwerben? Wollen Sie mir eine limite geben? und gibt es eine Möglichkeit (am besten durch einen Zurückreisenden) wie ich Ihnen die Blätter schicken kann? – Ich empfing einen besonders guten Brief von Mr. T. S. Eliot,¹²⁹ für den ich auch Ihnen zu danken habe. – Ich hoffe dass Sie wohl sind und uns in Gedanken nahe bleiben.

Ihr Hofmannsthal.

26. *Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 29. Oktober 1923*¹³⁰

80 Washington Square East,
New York, October 29th, 1923.

Dear Dr. von Hofmannsthal,

Thank you for your nice letter. I am most interested in what you write of your own present work and of your intention to give us the opportunity to publish something with which you are taking such pains.

I am furious you should continue to receive the six copies when I had already written about this matter from Vienna last spring. I hope I shall

¹²⁷ Franz Wiegele (1887–1944), österreichischer Maler aus Kärnten. Die offensichtlich 1923 bereits angestrebte Rückkehr nach Österreich fand erst 1925 statt.

¹²⁸ Oskar Kokoschka (1886–1980), österreichischer Maler, zählt zu den bekanntesten Vertretern des Expressionismus. Thayer veröffentlichte Bilder von Kokoschka in »The Dial« und kaufte am 28. April 1922 vom Wiener Kunstsalon Max Hevesi für seine private Sammlung Kokoschkas Mappe »Die träumenden Knaben«, für die er 70 000 Kronen zahlte, wie ein Beleg beweist (Kiste 69, Mappe 1867).

¹²⁹ T[homas] S[tearns] Eliot (1888–1965), amerikanischer Dichter, Literaturkritiker und Herausgeber, zählt zu den wichtigsten Lyrikern des 20. Jahrhunderts; er schrieb u. a. neun »London Letters« für »The Dial« zwischen 1920 und 1922. Der durch Thayer hergestellte Kontakt führte zu Hofmannsthals späterer Veröffentlichung in Eliots »The Criterion« (vgl. Anm. 98, 134, 176). Hofmannsthal schickte Eliot später eine Kopie seiner Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« (1927) mit persönlicher Widmung (vgl. Jeroen Vanheste, *Guardians of the Humanist Legacy. The Classicism of T. S. Eliot's Criterion Network and Its Relevance to Our Postmodern World*. Leiden 2007, S. 25). Es scheint, als hätte Hofmannsthal eine englischsprachige Veröffentlichung der Rede angestrebt, denn er sandte sie 1927 an Marianne Moore, die sich bei Hofmannsthal am 24. November 1927 für die Zusendung bedankt. Die Rede erschien zu Lebzeiten Hofmannsthals nie auf Englisch. Vgl. Dokument 40 dieser Edition.

¹³⁰ Zwei maschinenschriftliche Blätter; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912).

succeed in settling that matter this time. And how absurd that Wassermann too should have been so persecuted!

Speaking of Wassermann you will, I am sure, be interested to know that Thomas Mann writes of him at some length in his German Letter which will appear in the January number.¹³¹ And we are running in the same number the translation of a story by Wassermann, got from his translator of representative in England.¹³²

It is good of you to volunteer to choose for me drawings by Wiegle. There are so few people to whom one can entrust the selection of a drawing. But I know that you would choose exactly the ones I myself should want. And I shall like them better than though I had chosen them myself since they will henceforth have for me not only their intrinsic value as beautiful things, but also another value as reminders of your kindness to me. By all means then do buy a couple of these drawings and let me know what I owe you for them. Not knowing what the prices are I prefer to set no limit. I shall be glad to pay whatever you find it necessary and appropriate to pay for the drawings. Please do have the drawings sent to me here through the mail, so that I may reproduce them in *The Dial* upon their arrival. Wiegle is among those few artists in Central Europe whose work we need, and need to day.¹³³

I had learned the Criterion was to publish your sketch in their next issue and am glad that my friend Mr. Eliot has written you.¹³⁴

But I have read on in your letter, from paragraph to paragraph, expecting always to come upon some mention of a new Vienna Letter. And you do not allude to your Letters at all. We really do so much admire your correspondence and do so much want it to appear more frequently in *The Dial* than it has done until now that we are particularly disappointed that apparently the interval between your last Letter and your next Letter is to be even greater than the intervals between your other

¹³¹ Thomas Mann, German Letter. In: *The Dial* 76, Nr. 1 (Januar 1924), S. 58–65.

¹³² Wassermanns Erzählung erschien erst fast zwei Jahre später. Jakob Wassermann, Adam Urbas. In: *The Dial* 79, Nr. 6 (Dezember 1925), S. 445–467. Ins Englische übersetzt von Marian Weigall. Vgl. Anm. 126.

¹³³ Vgl. Anm. 127.

¹³⁴ In einem Brief an seine Mutter vom 7. Januar 1923 schrieb Thayer, er habe von Hofmannsthal das hier erwähnte Manuskript entgegengenommen, um es an Eliot weiterzuleiten: »Last week Hofmannsthal took tea with me and I obtained from him a manuscript for Eliot to run in his Criterion« (Kiste 43, Mappe 1227). Hugo von Hofmannsthal, Greece. In: *The Criterion. A Quarterly Review*, 2, Nr. 5 (Oktober 1923), S. 95–102.

Letters have been. We want so much a Vienna Letter four or five times in the year. Of course, if you have not the time to write a Letter so frequently, we are happy to take what you have time for. I write merely to assure you of our eagerness to have you as a contributor as often as you find it to be not too great a drain upon your own time and energy.

I enjoyed so much your article upon Reinhardt in *The Freeman* and only wish you had given it to us instead of to them.¹³⁵ I should think you would not be displeased at the appreciative article by our former Prague correspondent, Edwin Muir, also in *The Freeman*.¹³⁶ We are printing a poem by Mr. Muir in *The Dial* for December.¹³⁷ I think it very pleasant.

The number of motor cars in New York having more than doubled since I went abroad two years ago, New York is twice as much like hell as it was before. You should surely put your head into it for one day if only the better to savour the rich quiet of Rodaun ever after.

Please make my compliments to Mrs. von Hofmannsthal.

Sincerely yours,

Dr. Hugo von Hofmannsthal,
Rodaun bei Wien,
Austria.

¹³⁵ Hugo von Hofmannsthal, Eugene O'Neill. In: *The Freeman* 7, H. 158 (21. März 1923), S. 39–41. Ins Englische übersetzt von Barrett H. Clark.

¹³⁶ Edwin Muir (1887–1959), schottischer Dichter und Kritiker, der gemeinsam mit seiner Frau Willa zu den führenden englischsprachigen Übersetzern deutscher Literatur zählte. Sie zogen von 1921 bis 1923 von Prag, Dresden und Italien nach Salzburg und Wien und übersetzten ab Mitte der 1920er Jahre u. a. Kafka, Broch und Feuchtwanger. Muirs von Thayer erwähnter Artikel über Hofmannsthal war in der Woche gerade erschienen. Edwin Muir, Hugo von Hofmannsthal. In: *The Freeman* 8, H. 189 (24. Oktober 1923), S. 152–154. Vgl. das Postskriptum des Dokuments 27 dieser Edition für Hofmannsthals Reaktion auf Muirs Artikel.

¹³⁷ Edwin Muir, Reverie. In: *The Dial* 75, Nr. 6 (Dezember 1923), S. 534f.

27. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 23. November 1923¹³⁸

HINTERHÖR BEI NEUBEUERN AM INN
(OBERBAYERN).

demnächst Rodaun.

23. November 23.

Lieber Mr. Thayer

ich danke sehr für Ihren freundlichen Brief vom 29. October. Es ist mir ein sehr angenehmer Gedanke, den Verkehr mit Ihnen auf diese Weise fortsetzen zu können. Alles was Sie über meine Mitarbeit am »Dial« sagen, ist mir sehr woltuend; die Zeitschrift interessiert mich jedesmal sehr, ich finde in ihr immer mehrere Aufsätze oder Dialoge die mich besonders interessieren (so wie neulich der meisterhafte Dialog von George Moore¹³⁹) und es ist mir ein angenehmes und merkwürdiges Gefühl, in den Spalten dieser Zeitschrift »Europa« eigentlich deutlicher wiederzufinden als an irgend einer anderen geistigen Stelle in Europa selber. Das »Criterion« übrigens erscheint mir auch als eine ausgezeichnete Stelle Zeitschrift und ich freute mich, die »Beiträge« darin sehr freundlich u. einsichtig recensiert zu finden.¹⁴⁰ Den Aufsatz über Reinhardt im »Freeman« habe ich nicht aus eigenem Antrieb geschrieben, sondern die Redaction des »Freeman« (genauer Miss La Follette, die ich später auch kennen zu lernen das Vergnügen hatte¹⁴¹) hatte mich darum ersucht; ebenso war es mit einem andern Artikel über den gleichen Gegenstand, den ich auf Bitte der Hearst'sche International Review schrieb.¹⁴² Einen

¹³⁸ Ein Blatt mit gedrucktem Briefkopf; beidseitig beschrieben; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912).

¹³⁹ George Moore (1852–1933), irischer Schriftsteller. Hofmannsthal erwähnt hier Moores Beitrag in Dialog-Format für das Oktober-Heft. *George Moore, George Moore and John Freeman*. In: *The Dial* 75, Nr. 4 (Oktober 1923), S. 342–362.

¹⁴⁰ »Neue Deutsche Beiträge«, die 1922 von Hofmannsthal ins Leben gerufene literarische Zeitschrift, die nach nur sechs Nummern 1927 eingestellt wurde (vgl. Corinne Wagner-Zoelly, Die »Neuen Deutschen Beiträge«. Hugo von Hofmannsthals Europa-Utopie. Heidelberg 2010). Der von Hofmannsthal erwähnte Artikel ist: Foreign Reviews. In: *The Criterion* Oktober 1923, S. 104. Ein anderer Kritiker schrieb in der gleichen Zeitschrift über die »Neuen Deutschen Beiträge«: »In appearance and contents the *Neue deutsche Beiträge*, edited by Hugo von Hofmannsthal is easily the most distinguished literary review now appearing in Germany«. Foreign Reviews. In: *The Criterion* (Juli 1924), S. 461.

¹⁴¹ Vgl. Anm. 123.

¹⁴² Beim ersten Aufsatz handelt es sich um Hugo von Hofmannsthal, Max Reinhardt. In: *The Freeman* 8 (26. September 1923), S. 66f. Ins Englische übersetzt von Joseph Dick. Der

dieser Aufsätze dem »Dial« anzubieten, wäre mir nicht richtig erschienen; denn ich habe in den Briefen, scheint mir, zu wiederholten Malen über Reinhardt das, was zu sagen ist, gesagt.

Wiener Briefe für den »Dial« zu schreiben, ist mir – zu den Zeiten wo meine dichterische Arbeiten mir Freiheit lassen (ich habe in der Zwischenzeit mir die Arbeit an meinem Trauerspiel, die noch nicht abgeschlossen ist, eine »Helena in Aegypten« gewandt, ein antikes Sujet, romantisch behandelt, das für Musik bestimmt ist, und dessen erster Act schon in den Händen von Strauss ist) – sehr lieb: aber ich habe mir in dieser Beziehung, wie man es in allen Dingen des Lebens tun muss, eine gewisse Regel gemacht: nur dann zu schreiben, wenn sich mir Vorgänge des Kunstlebens oder andere geistige Erlebnisse als ein wirkliches Briefsujet, und zwar für amerikanische Briefempfänger, darstellen. Diese Briefform zu missbrauchen, um in ihr Bücherrecensionen oder anderes, das eben in eine andere Rubrik gehört, zu geben, schiene mir langweilig und nicht ganz »fair«.¹⁴³ In dieser Weise sind es die Ereignisse selber, die mir den Rhythmus dictieren: aber ich schulde es Ihnen, dass mir die ganze dortige Welt nicht mehr fremd und unheimlich ist.

Herzlich der Ihre Hofmannsthal

PS. Mr. Muir ist ein Mann von Geist; aber ich finde es nicht richtig, über einen Lebenden in der Weise zu schreiben, wie er über mich geschrieben hat; es ist eine Tatsache.¹⁴⁴

Text auf Deutsch unter demselben Titel in: GW RA II, S. 310–316. Beim zweiten Aufsatz handelt es sich um Hugo von Hofmannsthal, Reinhardt as an International Force. In: Hearst's International 46, 1924. Ins Englische übersetzt von Sidney Howard. Vgl. Anm. 85; der Text auf Deutsch unter dem Titel »Reinhardt bei der Arbeit« in: GW RA II, S. 295–309. Beide Aufsätze erschienen als Nachdruck, der erste mit geändertem Titel (»Reinhardt the Actor«), in: Max Reinhardt and His Theatre. Hg. von Oliver Sayler. New York 1924.

¹⁴³ Hofmannsthal denkt hier gewiss an Thomas Mann, den er in einem späteren Brief wegen des »Missbrauchs« der Briefform kritisiert. Vgl. Dokument 34 dieser Edition.

¹⁴⁴ Vgl. Dokument 26 dieser Edition und Anm. 136.

28. Hugo von Hofmannsthal an Gilbert Seldes, 15. Dezember 1923¹⁴⁵

<For S.T.>

Mr. Gilbert Seldes
New York
152 W 13th Street
The Dial

Rodaun near Vienna/Austria

15th december 1923.

dear Mr. Seldes

I should not like to write on Hauptmanns »Heretic of Soana« – will you kindly excuse me?¹⁴⁶

Yours sincerely

Hofmannsthal

29. Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal, 11. Februar 1924¹⁴⁷

February 11, 1924.

Dr. Hugo von Hofmannsthal,
Rodaun bei Wien,
Austria.

Dear Dr. von Hofmannsthal:

Thank you for your kind letter of November 23 to myself. I wholly agree with you as to the points you make in regard to your contributions to the Dial. Nevertheless we do feel very much the absence of a Vienna

¹⁴⁵ Postkarte; beidseitig beschriftet; frankiert; Poststempel: Rodaun; Datum unleserlich.
»For S. T.« ist oberhalb der Adresse von Alyse Gregorys Hand hinzugefügt. Mit der Postkarte zusammengeheftet ist ein kleines Blatt Papier, ebenfalls von Alyse Gregorys Hand. Mit Bleistift: »File«; in Tinte: »Not answered because Mr Thayer will see him in autumn. / AG« [Alyse Gregory] (Kiste 3, Mappe 96). Dieses Schreiben setzt eine Anfrage vonseiten des damaligen Managing Editors Gilbert Seldes voraus, die im Archiv allerdings nicht vorhanden ist.

¹⁴⁶ »The Dial« veröffentlichte 1923 Hauptmanns Text in Fortsetzungen. Gerhart Hauptmann, The Heretic of Soana. In: The Dial 74, Nr. 4 (April 1923), S. 329–350; Nr. 5 (Mai 1923), S. 475–493; Nr. 6 (Juni 1923), S. 563–580. Ins Englische übersetzt von Bayard Quincy Morgan. Gilbert Seldes bat Hofmannsthal offensichtlich um eine Rezension.

¹⁴⁷ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

letter. It is now really a very long time since you have honored us. Can it be that you cannot yet find some aspect of the contemporary Viennese artistic life appropriate to your consideration in a Viennese letter for us?

But I wait patiently.

Sincerely yours,

*30. Scofield Thayer an Hugo von Hofmannsthal [nach dem 11. Februar 1924]*¹⁴⁸

[...] is starring in a play by the Italian dramatist Pirandello, a play which in the original is called I believe Henry the Fourth, but which here runs under the name of <> I wish New York might see him in your own plays.¹⁴⁹

The Miracle, thanks no less to the singeries of the Manager, Morris Gest,¹⁵⁰ than to the genius of Rheinhardt, is a great popular success.¹⁵¹ In advertising as in most other worldly affairs, vulgarity pays.

Sincerely,

¹⁴⁸ Letzte Seite eines mehrseitigen Briefes; undatiert; ein maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 34, Mappe 912). Die erste(n) Seite(n) ist/sind im Archiv nicht auffindbar. Das Datum lässt sich durch den vorigen Brief und die hier beschriebenen Theaterinszenierungen ungefähr erschließen.

¹⁴⁹ Es handelt sich um die Wiederaufnahme von Pirandellos »Henry IV« unter dem Titel »The Living Mask«, die Ende Januar bis Februar 1924 in New York im Forty-Fourth Street Theatre mit Arnold Korff als »Henry IV« gespielt wurde. Thayer ließ den alternativen Titel im Typoskript aus.

¹⁵⁰ Morris Gest (1875–1942), in Vilnius geborener amerikanischer Theaterproduzent, der vor allem in den 1920er Jahren mit dem Import renommierter ausländischer Theatergruppen nach Amerika, u. a. Stanislawsks Moskauer Künstlertheater, große Erfolge feierte. In diesem Kontext kam auch Max Reinhardts Inszenierung von Karl Vollmoellers »Mirakel« in New York auf die Bühne.

¹⁵¹ Die amerikanische Erstaufführung von Vollmoellers »Mirakel« in Reinhardts Inszenierung war am 15. Januar 1924 im New Yorker Century Theater. Vgl. John Corbin, »The Miracle, Fine Spectacle, Shown. In: New York Times 73, Nr. 24.098 (16. Januar 1924), S. 17.

31. Alyse Gregory an Hugo von Hofmannsthal, 10. April 1924¹⁵²

April 10, 1924

Dr Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Wien
Austria

My dear Dr von Hofmannsthal:

We are very happy indeed to receive your Vienna Letter and shall endeavour to have it in our June number since our May issue, we are sorry to say, has already gone to press.¹⁵³

We are most reluctant to return the Prologue. Unfortunately the exigencies of the mechanical side of our make up have made it necessary for us to limit the letters of our foreign correspondents to about 1500 words. Your present Letter is, I think, somewhat over 2000 words. We should be most gratified to hear more regularly from you, but I hope you will understand our present predicament. We also feel that since your Prologue was written for so unique an occasion, it would perhaps not be as extraordinarily interesting to those who could not participate in it, as it must have been extraordinarily pleasing to those who were so fortunate as to be able to do so.

Thank you so very much for the Letter for which we are enclosing a cheque.

Very sincerely yours,

Alyse Gregory
Managing Editor

AG:EWK

Enclosure: Cheque for \$55.00

¹⁵² Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁵³ Hugo von Hofmannsthal, Vienna Letter [V]. In: The Dial 76, Nr. 6 (Juni 1924), S. 529–534.

*32. Alyse Gregory an Hugo von Hofmannsthal, 1. Februar 1925*¹⁵⁴

February 1st, 1925

Dr Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Wien
Austria

My dear Dr von Hofmannsthal:

We have been hoping that we might have from you one of your delightful German Letters to which we always look forward with such pleasure.¹⁵⁵ Mr Thayer has asked me to remind you that we have had but one Letter from you during the year. We do not wish to trouble you, but could you not find it convenient to send us something within the next few weeks?

Very sincerely yours,
Alyse Gregory
Managing Editor

AG:EM

*33. Gerty von Hofmannsthal an »The Dial« [eigtl. an Alyse Gregory],
14. Februar 1925*¹⁵⁶

RODAUN BEI WIEN

d. 14 / II 25

Dear Sire.

My husband is just leaving Vienna for a tri<p> to north Afrika. It was his th<o>u<ght> to offer to the »Dial« a letter containing some of

¹⁵⁴ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁵⁵ Gregory verscheibt sich hier. Thomas Mann schrieb die »German Letters« für »The Dial«; Hofmannsthal hingegen die »Vienna Letters«.

¹⁵⁶ Ein Blatt; Typoskript mit gedrucktem Briefkopf; mit Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

his African impressions as he said that here nothing was going on worth his telling to the readers of the »Dial«¹⁵⁷

Yours sincerely,

Gerty v. Hofmannsthal

He is only coming back in 2 month[s]

34. Hugo von Hofmannsthal an Scofield Thayer, 16. Oktober 1925¹⁵⁸

Bad Aussee den 16. X. 1925.

Lieber Mr. Thayer

es macht mir immer großes Vergnügen wenn ein Heft von The Dial ankommt. – Es enthält immer etwas das mir Vergnügen zu lesen macht: so das letzte wieder Ihr sehr reizendes Gedicht und den so gescheidten Aufsatz von Roger Fry.¹⁵⁹ – Ich muß mich aber rechtfertigen, warum ich so lange keinen »Wiener Brief« gesandt habe. Es ist darum: es hat sich in Wien nichts zugetragen, das mir des Berichtes an Ihre Leser wert erschienen wäre. Und es scheint mir durchaus der Sinn dieser Form (des »Briefes«) zu sein, dass man über Vorfälle oder Veranstaltungen berichtet (so wie es Paul Morand¹⁶⁰ immer in ausgezeichneter Weise tut – dagegen scheint mir Thomas Mann diese Form zu missbrauchen, wenn er sie beständig mit einer anderen Form, der des Essay oder der Buchbesprechung verwechselt.)¹⁶¹ – Im Wiener Theater und Kunstleben hat

¹⁵⁷ Hofmannsthal reiste vom 3. bis 23. März 1923 mit Paul Zifferer, dem österreichischen Kulturattaché in Paris, von Paris aus über Avignon und Marseilles nach Casablanca, Marrakesch und Fez, bevor die Reise wieder in Paris endete. Obwohl von dieser Reise kein Brief für »The Dial« entstand, schrieb Hofmannsthal danach zwei Aufsätze für andere Publikationen: »Fez« erschien am 12. April 1925 im »Berliner Tagblatt« und kurz danach »Das Gespräch in Saleh« am 31. Mai 1925 in der »Neuen Freien Presse«.

¹⁵⁸ Ein Blatt; beidseitig beschrieben; zusammen mit frankiertem Umschlag; Poststempel: Bad Aussee, 16. X. 25; adressiert an: Mr. Scofield Thayer / c/o The Dial / New York / 152 West 13th Street (Kiste 34, Mappe 912).

¹⁵⁹ Roger Fry (1866–1934), britischer Künstler, Kunstkritiker und -sammler, Mitglied der Künstlergruppe »Bloomsbury Group«, zu deren bekannteren Mitgliedern auch Virginia Woolf zählte. Von 1904 bis 1910 war er am New Yorker Metropolitan Museum of Art Kustos der europäischen Gemäldesammlung. Die von Hofmannsthal erwähnten Texte sind Roger Fry, The Religion of Culture. In: The Dial 79, Nr. 4 (Oktober 1925), S. 305–309; und Scofield Thayer, Chanson Banale. In: Ebd., S. 310.

¹⁶⁰ Paul Morand (1888–1976), französischer Diplomat und Schriftsteller. Seine Beiträge für »The Dial« waren u.a. die »Paris Letters«.

¹⁶¹ Vgl. Dokument 27 dieser Edition und Anm. 143.

sich nichts Außerordentliches zugetragen. Wir haben in diesem Sommer wieder in Salzburg Theater gespielt, nicht mehr in der Kirche, sondern in einem neuerrichteten einfachen u. würdigen Festspielhaus,¹⁶² sowohl das »Große Welttheater« als das »Miracle«, das letztere mit den beiden Darstellerinnen die man in N. Y. kennt: Lady Diana Manners u. Miss Rosamond Pinchot.¹⁶³ Wir hatten das Vergnügen ziemlich viele Amerikaner dabei zu begrüßen, darunter so hochcultivierte Männer u. Europäkenner wie Dr Christian Brinton,¹⁶⁴ und so reizende junge Frauen wie Mrs. Thornton Wilson.¹⁶⁵

Wir sind im Begriffe, eine internationale Liste zusammenzustellen, welche die Namen der »Freunde der Salzburger Festspiele« enthält und ich möchte auch Ihren Namen daraufsetzen. Wollen Sie mir das durch ein telegraphisches Wort (Hofmannsthal Bad Aussee Austria) Ihre Zustimmung dazu geben. – Ich grüße Sie vielmals und schicke Ihnen ein Handexemplar (sozusagen ein Exemplar avant le lettre) des Trauerspiels »Der Turm« an dem ich 1920–25 gearbeitet habe.

Immer herzlich

Ihr Hofmannsthal

¹⁶² Die Salzburger Kollegienkirche war 1922 für die Uraufführung des »Salzburger großen Welttheaters« Schauplatz gewesen. Vgl. Constanze Schuler, Der Altar als Bühne. Die Kollegienkirche als Aufführungsort der Salzburger Festspiele. Tübingen 2007. 1923 und 1924 kam es u. a. wegen finanzieller Probleme und zunehmender Spannung innerhalb der Festspielleitung zu keiner Aufführung vom »Welttheater«. 1924 fanden die Festspiele nicht statt. 1925 wurden Teile der Salzburger Hofstallkaserne zu Theaterräumlichkeiten umgebaut. Somit kam es zu einem provisorischen Festspielhaus, das im gleichen Jahr mit der neuerlichen Aufführung des »Salzburger großen Welttheaters« eröffnet wurde. Vgl. Michael P. Steinberg, Austria as Theater and Ideology: The Meaning of the Salzburg Festival. Ithaca 2000.

¹⁶³ Vgl. Anm. 82, 150, 151. Reinhardts Inszenierung von Vollmoellers »Mirakel« hatte am 15. Januar 1924 im New Yorker Century Theater die amerikanische Erstaufführung. Lady Diana Manners (Mädchenname der Lady Diana Cooper, 1892–1986), britische Adelige, Theater- und Filmschauspielerin, spielte die Jungfrau Maria. Die Rolle verschaffte Cooper den internationalen Durchbruch. Rosamond Pinchot (1904–1938), amerikanische Theater- und Filmschauspielerin, spielte die Nonne. Ähnlich wie für Cooper, verhalf Pinchot die Rolle im »Mirakel« zum Durchbruch.

¹⁶⁴ Christian Brinton (1870–1942), amerikanischer Kunstkritiker, -sammler und -kurator, bekannt für seine Formulierung »Evolution, nicht Revolution in der Kunst«.

¹⁶⁵ Evtl. Harriet A. Post (1894–1969), die mit Richard Thornton Wilson (1886–1977), Mitglied der bekannten Astor-Familie, verheiratet war.

35. Marianne Moore an Hugo von Hofmannsthal, 22. November 1926¹⁶⁶

November 22, 1926

Dr. Hugo von Hofmannsthal,
Rodaun bei Wien,
Austria, Germany.

Dear Dr. von Hofmannsthal:

We hope that you continue to have an interest in The Dial; the sense of our pleasure in what you have written for it is undiminished. Upon referring recently to the work that you had sent us we felt very keenly our loss in not having had comment from you more recently upon matters in Vienna which we think may have been of interest to you and to The Dial. From time to time as it has come to us, we have enjoyed discussion of your work and should be happy if you would yourself tell us of it. Our readers would welcome literary news of Vienna, but might you not care too, to speak of your trip to North Africa?¹⁶⁷

In conferring recently with Mr Thayer I lamented the interval that has elapsed since we had had from you, a Vienna Letter, and he very heartily supplemented my proposal that I write to you to ask that you would give us such.

Sincerely yours.

Marianne Moore

Editor

MM:GS

¹⁶⁶ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁶⁷ Vgl. Dokument 33 dieser Edition und Anm. 157.

Rodaun bei Wien, Austria
February 7th 1927

dear miss Moore

let me thank you very heartily for your kind letter of november 22th.
I have not ceased to have interest in The Dial. Every number coming
gives me much pleasure – I feel connected through it with a group of
artists spread over the wide world and personally unknown to me, it is a
charming franc-maçonnerie,¹⁶⁹ ghostly and nevertheless very real, very
expressive of that present state of things.

But I could not go on doing that Vienna chronique d'art – there is
nothing going on here worth while to be told – it would tire me and your
readers if I were to refer on things which – as far as they are of general
interest – have been expressed in my first letters.

But would you like me to offer something else? What I write, are mostly
plays, and it is no good writing fragments of plays in a review – but
perhaps I will write something in prose which could suit The Dial?

May one send very kind thoughts and greetings to Scofield Thayer?

Your sincerely

Hofmannsthal.

¹⁶⁸ Ein Blatt; beidseitig beschrieben; zusammen mit einem frankierten Umschlag; adressiert an: Miss Marianne Moore / The Dial / 152 West 13th Street / New York; Poststempel: Rodaun, 7 [II] 27 (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁶⁹ Franz.: Freimaurerei.

37. Marianne Moore an Hugo von Hofmannsthal, 28. Februar 1927¹⁷⁰

February 28, 1927

Doctor Hugo von Hofmannsthal,
Rodaun, bei Wien,
Austria.

Dear Doctor von Hofmannsthal:

While we are full of regret that you feel that events furnish no suggestion for a Vienna Letter, we are happy in the thought that we may have from you, <>something in prose<>. Work which you have given to *The Dial* — I recall with such very great pleasure your comment upon Karl Neumann¹⁷¹ — is a present possession; but this is all the more reason for our wishing to give to our readers something further. As you suggest, »prose,« might be better for us than plays.

It will be indeed a pleasure to convey to Mr Thayer your kind message.

Sincerely yours,

Marianne Moore
Editor

MM:GS

¹⁷⁰ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁷¹ Moore verweist auf den zweiten »Vienna Letter« vom Oktober 1922, in dem es u. a. um Karl Eugen Neumann (1865–1915) geht. Neumann war österreichischer Übersetzer buddhistischer Texte und somit Wegbereiter für die europäische Buddhismus-Forschung.

*38. Marianne Moore an Hugo von Hofmannsthal, 29. August 1927*¹⁷²

August 29, 1927

Dr Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Wien
Austria

Dear Doctor von Hofmannsthal:

We were happy to know that it would not be uncongenial to you to write for *The Dial* and have hoped that a subject would before long suggest itself to you. If you have ready a piece of work that you could give us, we should be delighted. Could you perhaps consider commenting for us on the work of Thomas Mann? Wishing not long ago to direct attention to *THE MAGIC MOUNTAIN*, we bespoke and published a criticism of it, but the article was far from comprehensive.¹⁷³

We should be deeply grateful if you could consent to write for us, upon your own work and aesthetic convictions.

Sincerely yours

Marianne Moore

*39. Hugo von Hofmannsthal an Marianne Moore, 4. Oktober 1927*¹⁷⁴

Bad Aussee (Austria)

4. october 1927

No, in fact, dear miss Moore, I would not like to comment Thomas Manns Magic mountain!

Yours faithfully

Hofmannsthal

¹⁷² Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁷³ Die englische Übersetzung des »Zauberbergs« war soeben im renommierten Knopf-Verlag in New York erschienen. Thomas Mann, *The Magic Mountain*. Ins Englische übersetzt von Helen T. Porter-Lowe. New York 1927. Die von Moore erwähnte Rezension ist: Osbert Burdett, *The Magic Mountain*. In: *The Dial* 82, Nr. 6 (Juni 1927), S. 511–515.

¹⁷⁴ Postkarte; einseitig beschrieben; Poststempel: Bad [Aus]see. 8. X. 27; adressiert an: Miss Marianne Moore / *The Dial* / New York / 152 West 13th Street (Kiste 3, Mappe 96).

Nov 24 1927

Hugo von Hofmannsthal
Rodaun bei Wien Austria

Dear Doctor von Hofmannsthal,

The gift of your address, Das Schrift[t]um als Geistiger Raum der Nation, is indeed enriching. There are many Americans who would willingly reflect the truths that you have here expressed. Gigantic aspiration such as you impart us is today our only hope, and in its basis upon sympathy is valuably in contrast with a prosperity resting upon antagonism. I cannot but speak also, of the stately simplicity of typography & format.¹⁷⁶

For your kind word of reply to my somewhat recent letter, we do thank you. It would be a happiness to us if you will write something for us, be the subject what it may; though it is far from our wish to be tediously insistent.

Sincerely yours

Marianne Moore

¹⁷⁵ Ein Blatt; einseitig beschrieben (auf der Rückseite einer Druckfahne, »Note on Paul Valery«, S. 420); mit Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁷⁶ Es scheint, als hätte Hofmannsthal eine englischsprachige Veröffentlichung der Rede angestrebt, denn er sandte sie 1927 auch an T. S. Eliot (vgl. Anm. 129). Der Erstdruck der Rede erschien im Juli 1927 in der »Neuen Rundschau«, die erste Buchausgabe im selben Jahr im Verlag der Bremer Presse als Sonderveröffentlichung der »Neuen Deutschen Beiträge«. Hofmannsthal ließ Moore wahrscheinlich Letzteres zukommen, denn die stilvolle Ästhetik und das schlichte Format verband die »Neuen Deutschen Beiträge« mit »The Dial«.

41. Hugo von Hofmannsthal an Marianne Moore, 18. April 1928¹⁷⁷

Rodaun bei Wien, Austria, Europe
April 18th 1928.

dear Miss Moore,

The »Dial« really gives me much pleasure as often as I receive it, and I feel so homely among its contributors – it gives me a feeling better than any of the European reviews. There is something more generous in it, I think, just the contrary of »blasé« or »routinier.«

Now I have written the prose I include on my new libretto and as the opera Helene of Egypt is to be produced in Europe in June, and in New York in autumn, so I thought you would perhaps like to have it translated for The Dial (let the translation be done [...]).¹⁷⁸

42. »The Dial« an Hugo von Hofmannsthal, 16. Mai 1928¹⁷⁹

MAY 16, 1928

To. Hugo von HOFMANNSTHAL
RODAUN BEI WIEN
AUSTRIA

PUBLISHING VIENNA LETTER AUGUST MOST GRATEFUL ARE WRITING
DIAL

¹⁷⁷ Fotokopie der ersten Seite eines mehrseitigen Briefes; ohne Umschlag; lediglich die erste Seite ist im Archiv vorhanden (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁷⁸ Es handelt sich um Hofmannsthals sechsten »Vienna Letter«. Es kam am 6. November 1928 in der Tat an der Metropolitan Opera zur amerikanischen Erstaufführung der »Ägyptischen Helena« mit Maria Jeritza in der Haupdtrolle. Vgl. Olin Downes, American Premiere of »Egyptian Helen«. In: New York Times 78, Nr. 25.855 (7. November 1928), S. 32.

¹⁷⁹ Telegramm (Western Union Cablegram); maschinenschriftliches Blatt.

May 18, 1928,

Dear Doctor von Hofmannsthal:

It is a happiness to us to have for The Dial, as a Vienna Letter, the introduction to your Helen of Egypt. The many thoughts you embody in it and its eloquence greatly enrich us. I think you know our feeling for anything you may write; we should be glad even to have comment from others upon it; how much more a pleasure it is to have in your own words this Introduction. It will appear in <the> August <issue as a Vienna Letter,> and we shall send you extra copies.¹⁸¹ The July issue<Dial> is already in press. Mr Burke will be glad to make the translation.¹⁸²

We are happy in knowing that you enjoy The Dial. We could have no greater encouragement. You will not, we beg, leave us very long without some further contribution.

Enclosed is a cheque for fifty dollars. For work which has been published we pay at the rate of one cent a word.¹⁸³ I wish we had special prices for special contributors.

We look forward to the presentation of Helen of Egypt, in N.Y., (by The Metropolitan Opera Company) next autumn¹⁸⁴

Sincerely yours,

¹⁸⁰ Ein Blatt, einseitig beschrieben (auf der Rückseite einer Druckfahne, »Walter D. Edmonds«, S. 209); ohne Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁸¹ Hugo von Hofmannsthal, Vienna Letter [VI]. In: The Dial 85, Nr. 2 (August 1928), S. 147–157.

¹⁸² Kenneth Burke (1897–1993), amerikanischer Literaturtheoretiker, der 1923 vorübergehend als Managing Editor von »The Dial« fungierte. Von 1927 bis 1929 war er Musikkritiker für die Zeitschrift, später für »The Nation«. 1928 erhielt er – nach T. S. Eliot, Marianne Moore, E. E. Cummings, William Carlos Williams, Ezra Pound u. a. – den renommierten »Dial Award« für Literatur. Zusätzlich zu seinen eigenen Beiträgen war Burke zwar nicht der alleinige, aber der bevorzugte Übersetzer deutscher Texte für »The Dial«. Vgl. Anm. 55, 80 und Selzer, Kenneth Burke in Greenwich Village (wie Anm. 80).

¹⁸³ »The Dial« zahlte einen amerikanischen Cent pro Wort für ins Englische übersetzte Texte. Andere Werkarten wurden unterschiedlich honoriert. Vgl. Anm. 35.

¹⁸⁴ Vgl. Anm. 178.

*44. Marianne Moore an Hugo von Hofmannsthal, 22. Mai 1929*¹⁸⁵

May 22nd, 1929

Mr Hugo von Hofmannsthal,
Rodaun bei Wien,
Austria.

Dear Mr von Hofmannsthal:

After the July issue, The Dial is to be discontinued, so we must plan for nothing further.¹⁸⁶ I cannot say how much I wish that instead of sending you this word, I could be enquiring when we might have another Vienna Letter.

Sincerely yours,

<for his answer, see separate envelope, »Comments on discontinuing The Dial«>¹⁸⁷

¹⁸⁵ Maschinenschriftliches Blatt; Durchschlag; ohne Unterschrift; ohne Umschlag (Kiste 3, Mappe 96).

¹⁸⁶ Die letzte Nummer war The Dial 86, Nr. 7 (Juli 1929).

¹⁸⁷ Nachtrag mit Bleistift von Marianne Moores Hand. Der hier erwähnte Umschlag lässt sich allerdings nicht im Archiv auffinden.

Clemens von Franckensteins Ernennung
zum Münchner Hoftheaterintendanten 1912
Ein wiederentdecktes Interview
Hugo von Hofmannsthals

Mitgeteilt von Olivia Varwig

In der »Frankfurter Zeitung« erschien am 2. Oktober 1912 ein Interview, das Hofmannsthal anlässlich der Ernennung seines Jugendfreundes Clemens von Franckenstein (1875–1942) zum neuen Intendanten der Münchner Hoftheater gegeben hatte und das sich nun wiedergefunden hat.¹ Der vorherige Generalintendant der Münchner Hoftheater, der 54-jährige Albert von Speidel, war am 1. September 1912 gestorben.² Als sein Nachfolger wurde am 30. September 1912 überraschend der noch recht unbekannte 37-jährige Komponist und Dirigent Clemens von Franckenstein ernannt. Hofmannsthal, der sich zu dieser Zeit in München befand, wird in dem Interview ausführlich wörtlich zitiert, sagt aber in einem Brief an Franckenstein, der noch in Berlin weilte: »Es ist natürlich wie immer, alles etwas ungeschickt wiedergegeben«.³ Der Artikel beginnt mit der kritischen Einführung eines namentlich nicht genannten Journalisten, in der es heißt:

Da ist auf einen Posten, der für die Kunst und die Kunstpfllege so viel bedeutet, ein Mann in verhältnismäßig jungen Jahren gestellt worden, der seither sogut wie im Verborgenen gelebt hat, von dem die weite Oeffentlichkeit bis jetzt nur wenig wußte und von dem man auch jetzt nicht viel mehr erfährt, als daß er es auf der Laufbahn eines Musikers und Dirigenten bis zum *Chorrepitor*⁴

¹ Der neue Münchener Hoftheaterintendant. Bedenken. – Eine Unterredung mit Hugo v. Hofmannsthal. In: Frankfurter Zeitung, 57. Jg., Nr. 273, 2. Oktober 1912, zweites Morgenblatt, S. 1. Die in den zitierten Quellentexten kursiv hervorgehobenen Wörter sind im Original gesperrter (Zeitungsausschnitte) oder unterstrichener Text (Handschriften).

² Er starb nach einer Gallensteinoperation. S. den Nachruf in: Neue Freie Presse, 2. September 1912, Nachmittagsblatt, Nr. 17251, S. 10.

³ Brief vom 3. Oktober 1912. In: BW Clemens Franckenstein (1998), S. 102.

⁴ Clemens von Franckenstein war nach Stationen in Amerika, England und Wiesbaden seit 1908 Korrepetitor und Dirigent der Bühnenmusik an der Berliner Hofoper. Vgl. Der neue

an der königlichen *Oper in Berlin* gebracht und daß er zwei noch wenig bekannte Opern⁵ und einige kleinere Kompositionen verfaßt hat.

Es wird bezweifelt, ob er für die neue große Aufgabe das nötige Maß an Autorität mitbringe und ob der Musiker Franckenstein nicht das Sprechtheater vernachlässigen werde. Die Frage wird aufgeworfen, »ob nicht etwa bei der Berufung des Herrn v. Franckenstein, der ein naher Verwandter des einstigen Zentrumsführers⁶ sowie des heutigen Zentrumsabgeordneten⁷ gleichen Namens ist, gewisse ultramontane adelige Einflüsse mit Erfolg tätig« gewesen seien. Anschließend folgt das Interview:

Welcher Art die persönlichen Werte und Vorzüge des neuen Herrn sein würden, darüber äußerte sich heute zu uns einer der intimsten Freunde des neuen Intendanten: Hugo v. *Hofmannsthal*. Der Dichter freute sich herzlich der Berufung, die Herrn v. Franckenstein zu teil geworden. »Franckenstein und ich,« so erzählte er, »kennen uns seit unserer frühen Jugend. Das sind nun schon an die zwanzig Jahre. Franckenstein ist gar nicht so sehr exklusiver Musiker, wie man nach seinem beruflichen Werdegang wohl meinen könnte. Er hat auch für die *Literatur* von jeher ein starkes Interesse und feines Verständnis gezeigt. Schon vor langen Jahren, in der ersten Zeit unserer jungen Freundschaft, als noch nicht viele Leute in Deutschland den Namen *Wedekind* kannten, sandte mir Franckenstein aus Zürich, wo das Buch zuerst erschienen war, ein Exemplar von »Frühlings Erwachen«. Und wie er mich mit feinsinnigen Worten auf jene Dichtung hinwies, so war er es auch, der mir vor acht bis neun Jahren die Anregung zur Nachdichtung des »Jedermann« gegeben. Aus Dublin sandte er mir damals den englischen Text, den er mit vielen trefflichen Regiebemerkungen versehen hatte. Als Musiker bringt Franckenstein der *klassischen Oper* ebenso große Wertschätzung wie allen wertvollen *neuen* Erscheinungen entgegen. Einen Vorrang aber wird er *Gluck* einräumen und in der Verehrung dieses Meisters begegnet er sich wie in so vielen anderen Dingen mit *Walter*. Diesen Dirigenten von seinen Wiener Verpflichtungen zu lösen und dauernd an München zuketten, wird sicherlich des Intendanten erste und größte Sorge sein und er wird alle Mühe und Einflüsse aufwenden, um dieses Ziel zu erreichen. Im *Schauspiel* geht Franckensteins Wunsch

Hoftheaterintendant. In: Münchner Neuesten Nachrichten, 1. Oktober 1912, Morgen-Blatt, Nr. 501, S. 1f.

⁵ »Griseldis« (UA: Troppau, 2. Februar 1898); »Rahab« (UA: Budapest, 4. Dezember 1909).

⁶ Franckensteins Onkel Georg Arbogast von Franckenstein (Jg. 1825) war von 1875 bis zu seinem Tod 1890 Fraktionsvorsitzender der Zentrumpartei.

⁷ Franckensteins Cousin Moritz von Franckenstein (1869–1931) war ebenfalls ein bayerischer Zentrumpolitiker, der von 1905 bis 1914 Mitglied der bayerischen Abgeordnetenkammer und von 1915 bis 1918 Mitglied des Deutschen Reichstags war.

Der neue Münchener Hoftheaterintendant.

W München, 1. Oktbr. (Priv.-Tel.)

Bedenken. — Eine Unterredung mit Hugo v. Hofmannsthal.

Die Ernennung des Freiberger Clemens von und zu Franckenstein zum Leiter der Münchener Hofbühnen mußte Neubewerbung und Staunen hervorrufen. Da ist auf einen Boten, der für die Kunst und die Kunstsprache so viel bedeutet, ein Mann in verhältnismäßig jungen Jahren gestellt worden, der selber sogar wie im Verborgen gelehrt hat, von dem die weite Öffentlichkeit bis jetzt nur wenig wußte und von dem man auch jetzt nicht viel mehr erwartet, als daß er es auf der Bühne eines Künstlers und Dirigenten bis zum Chor-
repetitor am der königlichen Oper in Berlin gebracht und daß er zwei noch wenig bekannte Opern und einige kleinen Kompositionen verfaßt hat. Von Chorrepertior zum Nachfolger Bohmatis und Spiedels, — wodurch ein seltenes Advancement! Kein Wunder, wenn da mancherlei Zweifel lasten werden, ob in dieser Persönlichkeit wohl auch der rechte Mann für die große Aufgabe, die seiner vorsteht, gefunden sei. Da wird die Frage aufgeworfen, ob der neue Herr, der aus beschiedenen Wirksamkeitsräumen einen weittragenden Boten tritt, auch das Werk von Autorität mitbringt, ohne daß der Leiter eines Kunstimstituts vom Range des Münchener Hof- und Nationaltheaters sich nicht regen und nichts Erfüllbares wünschen kann. Man fragt sich, ob in dem neuen Intendanten der Künstler nicht so überzeugt, daß darunter die Lebendigkeit des Schauspiels an Leidern haben wird, ob es ihm gelingen werde, der Oper, bei dem es gilt, für Felix Mottl mit nur auch für Franz Böhmer einen Erfolg zu finden, den alten Blanz als erhalten und ihn noch zu mehren. Man fragt weiter, ob ihm die persönliche Rolle eiger sein wird, die man seit langem im Leben der führenden Bühnen der Hauptstadt München vermisst. Und schließlich hören wir die bei den gegenwärtigen Zeitenwänden noch vergebliche Frage, ob nicht etwa bei der Berufung des Herrn v. Franckenstein der ein hoher Vertreter des einstigen Zentrumsführers sowie des heutigen Zentrumsgeordneten gleichen Namens ist, gewisse ultimontane adelige Einfüsse mit Erfolg tätig waren und ob ihm diese Beziehungen nicht in einer unheilvollen Abhängigkeit von dem in Bayern auf allen Gebieten austauschenden Kleinstaatsmus bringt könnten.

Das sind Zweifel und Bedenken, die sich aufzudrängen müssen, die wissen, daß es sich mit der Zukunft der Münchener Hofbühne um viele und wichtige Dinge der deutschen Kunst handelt. Jene Stellen, denen die Wahl eines Nachfolgers für Clemens v. Hofmann oblag, sind sich, wie wir hoffen, ihrer Verantwortung bewußt gewesen, als sie den in weiteren Kreisen unbekannten Herrn v. Franckenstein zum Intendanten machten. Welcher Art die persönlichen Werte

und Vorzüge des neuen Herrn sein würden, darüber äußerte sich heute zu uns einer der intimsten Freunde des neuen Intendanten: Hugo v. Hofmannsthal. Der Dichter freute sich herzlich der Berufung, die Herrn v. Franckenstein zu teilen geworden. „Franckenstein und ich“ so erzählte er, „kennen uns seit unserer frühen Jugend. Das sind nur Idioten an die zwanzig Jahre. Franckenstein ist gar nicht so sehr exklusiver Künstler, wie man nach seinem beruflichen Werdegang wohl meinen könnte. Er hat auch für die Literatur von jeher einen starken Interesse und seines Verständnis gezeigt. Schon vor langen Jahren, in der ersten Zeit unserer jungen Freundschaft, als noch nicht viele Leute in Deutschland den Namen Edelstein kannten, sandte mir Franckenstein aus Zürich, wo das Buch zuerst erschienen war, ein Exemplar von „Frühlings Erwachen“. Und wie er mich mit feinringigen Worten auf jene Dichtung hinwies, so war er es auch, der mir vor acht bis nun Jahren die Anregung zur Nachdichtung des „Edelmann“ gegeben. Aus Dublin sandte er mir damals den englischen Text, den er mit vielen trefflichen Regiebemerkungen versehen hatte. Als Künstler bringt Franckenstein der klassischen Oper ebenso große Werksamkeit wie allen werblichen neuen Ercheinungen entgegen. Einen Vorhang aber wird er Glad einräumen und in der Berechnung dieses Meisters begreift er sich wie in so vielen anderen Dingen mit Walter. Diesen Dirigenten von seinen Wiener Verpflichtungen zu lösen und dauernd an München zu setzen, wird sicherlich des Intendanten erste und größte Sorge sein und er wird alle Mühe und Einflüsse aufzuwenden, um dieses Ziel zu erreichen. In Schauspielen geht Franckensteins Wunsch nach einer Lebendighaltung des klassischen Repertoires, wobei er sich gewiß nicht entgehen lassen wird, in der Gestaltung des Bühnenbildes und in der Erprobung der modernen Probleme der Bühnendekoration seine ungewöhnliche Kultur des künstlerischen Auges zu erweisen. Gegenüber der Kunst Reinhardts, der er Bewunderung entgegenbringt, hat sich Franckenstein eine starke selbständige Auffassung zu wahren gewußt. Es lassen sich kaum zwei so grundverschiedene Menschen denken wie er und Reinhard es sind. Aber eines haben beide miteinander gemein, das ist die ungewöhnliche stets unverbrauchte Arbeitskraft.“

Dann rühmte Hofmannsthal noch die großen Vorzüge, die das persönliche Wesen des künftigen Leiters der Münchener Hofbühne auszeichnen. Er lobte die Bescheidenheit und die strenge Sachlichkeit, die zielsichere Klarheit und ruhige Entschiedenheit, die ihn zu einem solchen schweren verantwortungsvollen Amte wie geschaffen erscheinen lassen. „Kein Bühnenleiter kann das Läger mehr leben und mit freudiger Hingabe an seine künstlerischen Aufgaben gehen!“ Als Bekennnis des Freunden sind die lebhaften Worte Hofmannsthals aufzunehmen — ein Programm des künftigen Intendanten wollten und sollten sie nicht sein. Es sind auf Beweisung begnügt. Hoffnungen, denen man gewiß wird, daß sie sich zum Segen deutscher Kunst erfüllen möchten.

Abb. 1: Der neue Münchener Hoftheaterintendant. Bedenken. — Eine Unterredung mit Hugo v. Hofmannsthal. In: Frankfurter Zeitung, 57. Jg., Nr. 273, 2. Oktober 1912, zweites Morgenblatt, S. 1

nach einer Lebendighaltung des *klassischen Repertoires*, wobei er sich gewiß nicht entgehen lassen wird, in der Gestaltung des Bühnenbildes und in der Erprobung der modernen Probleme der Bühnendekoration seine ungewöhnliche Kultur des künstlerischen Auges zu erweisen. Gegenüber der Kunst Reinhardts, der er Bewunderung entgegenbringt, hat sich Franckenstein eine starke selbständige Auffassung zu wahren gewußt. Es lassen sich kaum zwei so grundverschiedene Menschen denken wie er und Reinhard es sind. Aber eines haben beide miteinander gemein, das ist die ungewöhnliche stets unverbrauchte Arbeitskraft.“

Dann rühmte Hofmannsthal noch die großen Vorzüge, die das persönliche Wesen des künftigen Leiters der Münchener Hofbühne auszeichnen. Er lobte die Bescheidenheit und die strenge Sachlichkeit, die zielsichere Klarheit

und ruhige Entschiedenheit, die ihn zu einem solchen schweren und verantwortungsvollen Amte wie geschaffen erscheinen lassen. »Kein Bühnenleiter kann das Theater mehr lieben und mit freudigerer Hingabe an seine künstlerischen Aufgaben gehen!« Als Bekenntnisse des Freundes sind die lebhaften Worte Hofmannsthals aufzunehmen – ein Programm des künftigen Intendanten wollten und sollten sie nicht sein. Es sind auf Zuneigung begründete Hoffnungen, denen man wünschen wird, daß sie sich zum Segen deutscher Kunst erfüllen möchten.⁸

Wie zuverlässig die Wiedergabe dieses Interviews durch den unbekannten Journalisten ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Was sich von Hofmannsthals Aussagen belegen lässt, ist, dass er durch Franckenstein auf den »Everyman« aufmerksam gemacht wurde. Franckenstein hatte ihm tatsächlich am 12. April 1903 aus Dublin ein (nicht überliefertes) Exemplar samt einem (überlieferten) ausführlichen Brief über seine Eindrücke von einer Londoner Aufführung geschickt, in welchem er detailliert Szene für Szene beschrieb.⁹ Hofmannsthal antwortete:

Everyman hat mir einen sehr großen Eindruck gemacht, nicht so sehr der Text weil ich ziemlich viele wunderschöne solche Moralitäten und mystères kenne [...] aber diesmal habe ich einen besonderen Genuss gehabt durch deine genauen scenischen Angaben die mir ein fortwährendes Bühnenbild gegeben haben.¹⁰

Der Brief Franckens Steins vom 22. Dezember 1903 lässt erkennen, dass Hofmannsthal erneut nach dem »Everyman« gefragt hatte. Franckenstein ergänzte seine Eindrücke der Londoner Aufführung und bot zugleich an, die Musik für eine deutsche Fassung zu komponieren.¹¹

Dass Hofmannsthal erst durch Franckenstein auf Frank Wedekind (1864–1918) und dessen Adoleszenzdrama »Frühlings Erwachen« aufmerksam wurde, war bislang nicht bekannt. Es gibt dazu keine schriftlichen Mitteilungen und in Hofmannsthals Bibliothek ist nur ein Exemplar der dritten Auflage von 1903 erhalten.¹² Das Drama war erstmals 1891 bei Jean Groß in Zürich erschienen, drei Jahre bevor Franckenstein und Hofmannsthal sich kennengelernten. 1906 wurde es durch Max Reinhardt

⁸ Der neue Münchener Hoftheaterintendant (wie Anm. 1). Um zwei Satzfehler bereinigt.

⁹ Vgl. BW Clemens Franckenstein (1998), S. 70–74; auch in: SW IX Dramen 7, S. 233–235, vgl. S. 99.

¹⁰ 23. April 1903, BW Clemens Franckenstein (1998), S. 74f.; SW IX Dramen 7, S. 235.

¹¹ Vgl. BW Clemens Franckenstein (1998), S. 76f.; SW IX Dramen 7, S. 236.

¹² München: Langen. SW XL Bibliothek, S. 707f., Nr. 2758.

uraufgeführt. Welchen Stellenwert Wedekinds Werk für Hofmannsthal hatte, wird durch einen Brief an Hermann Bahr von 1904 deutlich, in welchem Hofmannsthal über seine Arbeit am »Geretteten Venedig« schrieb:

Wissen Sie, wer mir sehr dazu hilft? Sie können es nie errathen: Wedekind. Sein Ton, seine leichte Hand hilft mir den Ton zu finden für die Prosaszenen, für das Verschwörergesindel, für alles mögliche. Der »Erdgeist« ist schön, die »Büchse der Pandora« ists noch viel mehr.

Wenn ich einmal ein Theater habe, – ich werde Weimar bekommen, ich fühle jetzt, ich *muss* es bekommen – so werd' ich mir von Wedekind ein Stück bestellen, ein unglaubliches.¹³

Den Wiener Hofkapellmeister Bruno Walter (1876–1962), von dem Hofmannsthal sagt, dass er viele Gemeinsamkeiten mit Franckenstein habe, und der nach langen Verhandlungen, die bereits unter Albert von Speidel begonnen hatten, Anfang 1913 von Wien nach München wechselte, hatte Franckenstein bereits in seiner Zeit als Zweiter Kapellmeister in Wiesbaden 1907/08 kennengelernt. Über das erste Treffen resümierte Walter rückblickend, er sei in dessen Haus zum Frühstück eingeladen worden, wo er

eine ungewöhnlich anregende Stunde verbrachte. Kein Wunder, denn er [Franckenstein] hatte dem Kreise Hofmannsthal, Schnitzler, Andrian angehört, er verehrte Mahler, und es gab der musikalischen und literarischen Berührungs punkte zwischen uns genug, um uns die Zeit im Fluge vergehen zu lassen.¹⁴

Dass es Franckensteins vorrangiges Interesse sei, Walter nach München zu holen, ist aber wohl eher ein Zugeständnis Hofmannsthals an die öffentliche Meinung in München, die sich einer Anstellung Walters entgegensehnte.¹⁵ Hofmannsthal wusste gar nicht, wie aus seinem Brief an Franckenstein vom 3. Oktober 1912 hervorgeht, ob sich Franckenstein in dieser Sache bereits entschieden hatte:

¹³ 17. Februar 1904, BW Bahr, S. 241 f.; vgl. Anm. 47. Bruchstücke aus Frank Wedekinds Komödie »Elin's Erweckung« waren bereits im »Modernen Musen-Almanach auf das Jahr 1894« (Hg. von Otto Julius Bierbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst 2, 1894) publiziert worden, in welchem auch Hofmannsthals »Der Tor und der Tod« erschien. Auch daher könnte Hofmannsthal Wedekind also kennen.

¹⁴ Bruno Walter, Thema und Variationen. Erinnerungen und Gedanken. Frankfurt a.M. 1988, S. 262.

¹⁵ Vgl. beispielsweise: Der neue Hoftheaterintendant. In: Münchner Neueste Nachrichten, 1. Oktober 1912, Morgen-Blatt, Nr. 501, S. 2.

Sprach Walter in der Stunde nach deiner Er[nen]nung. Er beschwor in allen Tonarten, er *wolle* nach München, man solle ihm nur helfen von Wien wegzukommen. Wenn einer *will*, denk ich, kriegt man ihn – doch weiß ich ja nicht ob du ihn unbedingt willst.¹⁶

Auch die anderen Aussagen Hofmannsthals zu Franckensteins mutmaßlichen Repertoireplänen lassen sich nicht belegen und könnten genauso gut Hofmannsthals eigenen Vorstellungen eines gelungenen Repertoires entsprechen.

Auf den Vorwurf der politischen Verwicklung ging Hofmannsthal im Interview mit dem liberalen, demokratisch-sozialen Blatt bewusst nicht ein. Er hatte dem Freund zuvor selbst geraten, den in der Politik bereits bekannten Namen »Franckenstein« einzusetzen, um in konservativen Kreisen Sympathien zu erwecken. Am 6. September 1912 hatte er Franckenstein geschrieben:

Finde Münchner Gedanken gar nicht aussichtslos glaube nur, wenn sich Schatten von Aussicht zeigt, solltest selbst hinfahren, energisch betreiben. Name Franckenstein besonders günstig weil sympathisch bei Kathol. Partei. Candidatur wäre meines Erachtens durch Verwandte (Hanskarl) in Centrums presse zu lancieren. Ich schreibe sogleich an Strauss.¹⁷ Bitte du diesen eventuell dann direct in ganz aufrichtigem Brief, dich auch bei Münchener Neuesten u.s.f. zu protegieren. Brauchst du sonst etwas, telegraphiere mir.¹⁸

Auch Franckenstein selbst hebt seine Herkunft als Argument gegenüber dem Berliner Generalmusikdirektor Richard Strauss hervor, bei dem er, auf Hofmannsthals Anraten hin, um Unterstützung warb:

Die soziale Qualification für diesen Posten habe ich, denn Name meiner Familie ist in Bayern sehr bekannt und angesehen und was das Künstlerische betrifft so kann ich wohl ohne Überhebung sagen, dass ich mich infolge meiner nahezu 10jährigen Theatertätigkeit, meines Schaffens als Componist u.s.w. besser dazu eignen dürfte, als die Mehrzahl der in solchem Falle meist in Betracht kommenden Offiziere oder Staatsbeamten.

Ich habe mich bereits an meine Verwandten in Bayern gewandt mit der Bitte, nichts unversucht zu lassen um meine Candidatur durchzusetzen.¹⁹

¹⁶ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 102.

¹⁷ Das tat Hofmannsthal am 8. September 1912, s.u. (BW Strauss [1964], S. 198).

¹⁸ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 101.

¹⁹ Brief vom 8. September 1912. In: Andrew D. McCredie, Clemens von Franckenstein. Tutzing 1992, S. 63. Im selben Brief heißt es weiter: »Ich denke es mir sehr wahrscheinlich, dass man Sie in dieser Sache um Rat fragen würde und wäre Ihnen für ein empfehlendes Wort

Franckensteins Vorgänger Albert von Speidel hatte bis zu seiner Ernennung als Theaterintendant aktiv der Armee angehört. Bruno Walter schrieb über ihn in seinen Erinnerungen, er sei ein »ehemaliger General der Kavallerie« gewesen, »ein einfacher, aufrichtiger Mann«, »von dessen Naivität in Kunstdingen zahlreiche Geschichten kursierten.«²⁰ Dass Franckensteins Name und Herkunft eine gewichtige Rolle bei seiner Berufung spielten, ist naheliegend. Um dies im Kontext der Monarchie richtig zu bewerten, ist es allerdings wichtig, sich das damalige Anforderungsprofil eines Generalintendanten der Hoftheater vor Augen zu halten. Bereits vor der Ernennung hatten die »Münchener Neuesten Nachrichten« gemeldet, es sei noch unentschieden, »ob wieder ein Mitglied des Adels ernannt werden soll oder ein Fachmann.« Franckenstein, von dem hier noch keine Rede ist, vereinte als adeliger Fachmann in gewisser Weise diese beiden Pole in einer Person. Gegen einen Fachmann sprach laut den »Münchener Neuesten Nachrichten« die Schwierigkeit, jemanden zu finden, der »in gleicher Weise auf *allen* in Frage kommenden Gebieten befähigt ist«. Es wird argumentiert, der neue Intendant müsse ein Adeliger sein, da sich sonst »erfahrungsgemäß in bestimmten Kreisen leicht Widerstände« formieren würden. Allerdings sah man auch, dass »im Adel schwer eine Persönlichkeit zu finden sein wird, die in den Spezialgebieten der Bühne derart universell bewandert ist, daß sie den an sie gestellten ungeheuren Anforderungen gerecht werden könnte«.²¹ Nach diesen Kriterien wirkt die Wahl Franckensteins nicht mehr so überraschend.²²

Es ist deutlich, dass Hofmannsthal dieses Interview lancierte, um für den in der Presse umstrittenen neuen Intendanten zu werben. Dabei achtete er sehr genau darauf, was er sagte und was er lieber verschwieg.

im gegebenen Falle von Herzen dankbar. Aber schon dadurch, dass Sie gelegentlich einmal Vertretern der Münchener Presse oder sonst maßgebenden Personen etwas über mich und meine Eignung für diesen Posten sagen würden, könnten Sie mir mehr als irgend jemand helfen.« (Ebd.)

²⁰ Walter, Erinnerungen (wie Anm. 14), S. 262. Vgl. auch den Nachruf in: Neue Freie Presse, 2. September 1912, Nachmittagsblatt, Nr. 17251, S. 10. Vgl. ferner Franckensteins Brief an seine Schwester Leopoldine am 2. September 1912, BW Clemens Franckenstein (1998), S. 24.

²¹ Hoftheaterfragen. In: Münchener Neueste Nachrichten, 17. September 1912, Morgenblatt, Nr. 475, S. 1f.

²² Bruno Walter meinte darüber in seinen Erinnerungen: »Ein freundliches Geschick hatte nun diesen Vertreter eines alten, halb österreichischen, halb bayerischen Adelsgeschlechtes als dem Hof genehmten und als Musiker der Öffentlichkeit sympathischen Chef der Generalintendantanz mir zum ‚amtlichen Vorgesetzten‘ bestimmt.« Walter, Erinnerungen (wie Anm. 14), S. 262f.

Hofmannsthal schickte den Zeitungsausschnitt am 3. Oktober an Franckenstein:

Inliegendes Interview habe ich gewährt, weil es besser ist man sagt etwas als man läßt immerfort nur die Journalisten sich wundern. Auch hat es mich gefreut, weil es Mutzenbechers²³ heimatliches Blatt ist, dies zu sagen. Es ist natürlich wie immer, alles etwas ungeschickt wiedergegeben – das was sie durchaus von mir hören wollten, daß du nicht-clerical und »freigeistig« seist, hab ich mich natürlich gehütet zu sagen.²⁴ Es kommt alles darauf an, gegenüber »bairischer Courier« etc. die Avantagen deines Namens solange als möglich zu wahren, bis deine Stellung ganz fest ist.

[...]

Der tactlose prätentiöse Ausdruck in dem Interview »allerintimster Freund« ist natürlich nicht aus meinem Mund.²⁵

Dem Ausdruck »einer der intimsten Freunde«, über den sich Hofmannsthal so echauffiert, begegnet man bereits in einem Interview, das Franckenstein selbst den »Münchner Neuesten Nachrichten« am 1. Oktober gegeben hatte. Dort wies er »auf seine mannigfältigen literarischen Interessen und Beziehungen, insbesondere auch zur *modernen deutschen Literatur*, hin. So sei Hugo v. Hofmannsthal einer seiner intimsten persönlichen Freunde.«²⁶ Sehr

²³ Kurt von Mutzenbecher (1866–1938) war 1903 bis 1918 Hoftheaterintendant in Wiesbaden, wo Franckenstein 1907/08 als Bühnenleiter tätig gewesen war. Nach einem Jahr wurde Franckensteins Vertrag jedoch nicht verlängert.

²⁴ Je nachdem wie Hofmannsthal die politische Haltung seines Gegenübers einschätzte, setzte er den Namen »Franckenstein« ein oder auch nicht. An Kurt von Mutzenbecher hatte er bereits 1906 im Zusammenhang mit Franckensteins Stellensuche geschrieben: »Dass er einer der besten süddeutschen Familien angehört, davon hofft er sich nur einzig keine Erschwerung, keinesfalls eine Erleichterung seiner Bewerbungen, hat sich übrigens seines Freiherrntitels sofort in London entledigt.« Abgedruckt in: Erasmushaus. Haus der Bücher AG, Katalog 913. Basel, S. 54 (Nr. 99).

²⁵ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 102. Die Beilage, das Interview, war nicht mit den Briefen überliefert (s. ebd., Ann. 188).

²⁶ Münchner Neueste Nachrichten, 1. Oktober 1912, Morgen-Blatt, Nr. 501, S. 2. In dem Interview heißt es außerdem: »Seit zehn Jahren atme ich Theaterluft«, sagte Herr v. Franckenstein und betonte, daß er seine Tätigkeit schon in seinen früheren Stellungen als Lebensaufgabe aufgefaßt habe.« Der anonyme Interviewpartner urteilt: »Ueberhaupt klang aus seinen Worten die erfreuliche Absicht überall hervor, ganz vorurteilslos und nur von künstlerischen Interessen geleitet, sein neues Amt anzutreten.« Auch über das Verfahren seiner Ernennung, bei dem die »Frankfurter Zeitung« politische Hintergründe vermutet, spricht Franckenstein: »Zur Vorgeschichte seiner Berufung bemerkt Frhr. v. Franckenstein, daß er sich nach dem Ableben des Generalintendanten Freiherrn von Speidel um die freigewordene Stelle beworben habe, und daß ihm dann nach einiger Zeit die ersten positiven Erörterungen durch den Stuttgarter Generalintendanten Baron Putlitz gemacht worden seien. Er habe sich dann in München beim Obersthofmeister Grafen Seinsheim vorgestellt und heute nachmittag telegraphisch die Mitteilung von der endgültigen Entscheidung des Regenten erhalten.« Vgl. auch

wahrscheinlich beruhte die Interviewanfrage der »Frankfurter Zeitung« auf dieser Erwähnung. Man kann sich vorstellen, dass dem stets auf Takt bedachten Hofmannsthal diese Zurschaustellung und öffentliche Instrumentalisierung von privaten Freundschaften zuwider war. Gleichwohl benutzte er dieselbe Formulierung auf einer Postkarte an seinen Vater vom selben Tag:

[...] freue mich riesig über die gestern nachmittags erfolgte Ernennung Cle's zum bair. Generalintendanten. Das hätte ich nicht gedacht dass der nette Speidel in einem meiner intimsten Freunde seinen Nachfolger bekommen würde.²⁷

Die Freundschaft zwischen Hofmannsthal und Franckenstein reichte tatsächlich weit zurück. 1894 lernte Hofmannsthal Clemens und seinen Bruder Georg von Franckenstein über Leopold von Andrian kennen und freundete sich rasch mit beiden an.²⁸ Die erste Veröffentlichung von Franckensteins Kompositionen in Stefan Georges »Blättern für die Kunst« ging auf Hofmannsthals Vermittlung zurück.²⁹ 1898 fuhr Hofmannsthal sogar ins schlesische Troppau (heute Opava), um dort im Musiktheater der Uraufführung der Erstlingsoper »Griseldis« des guten Freundes beizuwohnen.³⁰ Der Freundeskreis verbrachte einige Sommer gemeinsam in Aussee. Ein Brief Hofmannsthals an Otto Brahms vom 9. August 1899 verdeutlicht die Atmosphäre dieser Sommeridyllen:

Wir wohnen alle in verschiedenen kleinen Häusern an der Berglehne über dem dunklen kleinen See, essen und nachtmahlen bald bei dem einen, bald bei dem andern, lesen zusammen englische Gedichte, der ältere Franckenstein [Clemens] komponiert kleine Lieder, die ich in Marienbad gemacht habe, mittag fahren wir im Boot hinaus und baden [...] bis tief in die ster-

den wohlwollenden Bericht »Der neue Hoftheaterintendant« in derselben Zeitung, S. 1 f., der ausführlich auf Franckensteins Herkunft, Familiengeschichte sowie seinen persönlichen Werdegang eingeht.

²⁷ 1. Oktober 1912, Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, DLA 71.601/1.

²⁸ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 12.

²⁹ Vgl. ebd., S. 13 f. u. 47–50. Blätter für die Kunst. Hg. von Carl August Klein. Berlin. 3. Folge, Bd. 3. Juni 1896, Beilage. Hofmannsthal trat bereits früh als Vermittler auf und unterstützte Franckenstein über Jahre hinweg durch Empfehlungen und sogar finanziell (s. BW Clemens Franckenstein [1998], S. 13 f., 17–19, 23, 27, 43, 54 f., 82 f., 86, 88–91, 96, 98, 100, 139 f. et passim).

³⁰ Das geht hervor aus zwei Briefen Hofmannsthals an seine spätere Frau Gerty Schlesinger vom 29. Januar und 4. Februar 1898 (FDH Hs-30941,9 u. 10). Für diesen Hinweis sei herzlich Konrad Heumann (Freies Deutsches Hochstift) gedankt.

nenhellen Nächte hinein gehen wir spazieren oder sitzen auf dem Geländer von einem Bauerngarten und reden miteinander.³¹

Das Verhältnis von Hofmannsthal zu Clemens von Franckenstein war ein vertrautes, geprägt von gegenseitiger Wertschätzung und Zuneigung, aber wohl nie ein besonders enges.³² Hofmannsthal charakterisierte ihn 1908 gegenüber Eberhard von Bodenhausen als seinen »Jugendfreund«, der »zwar auf den ersten Blick nicht so sympathisch« sei, »aber auf den zweiten – und ein ganzer Kerl, etwas so seltenes in unserem Deutschland.«³³ Franckenstein musste in diesem Freundeskreis einiges an Spott ertragen. So wird er z. B. in dem Roman »Der Weg ins Freie« (1908) von Arthur Schnitzler nicht sehr schmeichelhaft in dem »egoistischen, bindungsunfähigen Komponisten«³⁴ Georg von Wergenthin porträtiert. Selbst Details aus seinem Liebesleben wurden im Roman verwendet.³⁵ Hofmannsthal reagierte mit »Verstörung« auf diesen Roman,³⁶ aber auch er selbst hatte 1900 in seiner nicht ausgeführten »Cocottencomödie« ein recht fragwürdiges Bild Franckensteins gezeichnet. Die auf Clemens beruhende Hauptfigur erscheint darin als williges Opfer einer Frau: »[...] successive vergeudet er: eigenes Vermögen, Erbtheile der Geschwister, Ehre einer verheir[ateten] Schwester, Existenz des Vaters.«³⁷ In eine ähnliche Richtung geht eine Tagebuchnotiz Hofmannsthals von Oktober 1912 anlässlich von Franckensteins Ernennung:

Clemens zum Intendanten der bairischen Hoftheater ernannt. Merkwürdige Schicksalswendung im 37^{ten} Lebensjahr, *rechtzeitig*. Sein früheres Schicksal. Die Schickung, einer Frau schrankenlos ausgeliefert zu sein. Das Hervortreten des gleichen Zuges im jüngeren Bruder [Georg], erst später. Ihr eigentliches geheimstes Leben leben sie in den Frauen.³⁸

³¹ B I, S. 291.

³² Vgl. BW Clemens Franckenstein (1998), S. 10.

³³ Brief vom 21. Oktober 1908, BW Bodenhausen, S. 98. Dort 1907 datiert; vgl. aber BW Clemens Franckenstein (1998), S. 10, Anm. 6.

³⁴ Ulrike Landfester in: BW Clemens Franckenstein (1998), S. 21, vgl. auch S. 87.

³⁵ S. Schnitzlers Tagebucheinträge vom 2. und 7. Januar 1907 sowie vom 31. Dezember 1909. Arthur Schnitzler, *Tagebuch 1879–1931*. Unter Mitwirkung von Peter Michael Braunerth hg. von der Kommission für Literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmann: Werner Welzig. Wien. Bd. 3: 1903–1908 (1991), S. 244f., u. Bd. 4: 1909–1912 (1981), S. 114f.

³⁶ BW Schnitzler (1983), S. 237–240, und TB Schnitzler 4 (wie Anm. 35), S. 114f.

³⁷ SW XXI Dramen 19, S. 26,13–15, N 2; vgl. BW Clemens Franckenstein (1998), S. 21f.

³⁸ u. 45.

³⁸ SW XXXVIII Aufzeichnungen (Text), S. 610,13–19, Nr. 1261.

Diese Charakterisierungen zeigen eine andere Seite des Menschen Franckenstein als Hofmannsthals öffentliche Aussagen im Interview, wo er Franckensteins »Bescheidenheit und die strenge Sachlichkeit, die ziel-sichere Klarheit und ruhige Entschiedenheit« im Beruflichen lobte.

Hofmannsthal freute sich aufrichtig über die überraschende Ernennung des Freundes. Im Brief an Franckenstein vom 3. Oktober heißt es pathetisch:

Und was du jetzt *hast* und kein Mensch dir wegnehmen kann, ist ganz einfach die bedeutendste Theaterstellung in ganz Deutschland – höchstens Dresden kommt daneben in Frage, ist aber provincieller, Berlin steht ohne Vergleich unendlich dahinter zurück, Wien zählt gar nicht. Und daß du es *jetzt* hast, ist wundervoll – denn man ist *jung* in unserm Alter und zugleich kein Esel mehr.³⁹

Seiner Frau Gerty berichtete er einen Tag nach Franckensteins Ernennung:

Freue mich riesig über die Ernennung Cle's! [...]

Walter sagte mir gestern in seinem sehr schönen Concert,⁴⁰ dass Cle ernannt wäre. Konnte es zuerst gar nicht glauben, dann in der Nacht Extra-ausgabe der Zeitungen an den Straßenecken angeschlagen: Clemens Freiherr von und zu Franckenstein Intendant der könchl. Hoftheater!⁴¹

Fünf Tage später schrieb er ihr: »Cle ist eingetroffen und hat sich bei mir zum Frühstück angesagt. War gestern in seinem Theater, ist schon ein Saustall, den er ausräumen muss. (Fidelio⁴²) Heut ist Rosencavalier, Freitag Jedermann.⁴³ Die Bezeichnung »Saustall« verwundert, da Hofmannsthal im selben Atemzug erwähnt, dass zwei seiner eigenen Werke

³⁹ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 101f.

⁴⁰ Am 30. September 1912 dirigierte Bruno Walter in München ein Festkonzert des Hoforchesters im Odeon. Auf dem Programm standen Stücke von Schumann, Mozart und Beethoven. In der Ankündigung in den »Münchner Neuesten Nachrichten« vom 29. September 1912 wurde angemerkt, das Konzert sei von besonderem Interesse, weil »der präsumptive Münchner Hofoperndirektor [...] hier zum ersten Male sich als Beethovendirigent« zeige (Nr. 498, S. 3).

⁴¹ 1. Oktober 1912, DLA D 76.17/9. Vgl. auch BW Oppenheimer II, S. 36.

⁴² Am 5. Oktober 1912 wurde im Münchner Königlichen Hoftheater Ludwig van Beethovens Oper »Fidelio« unter der musikalischen Leitung von Selmar Meyrowitz gezeigt. Der Theater-Kapellmeister der Kurfürsten-Oper Berlin (1911/12) gab ein Gastspiel und war in der Folge bis 1913 am Münchner Hoftheater tätig.

⁴³ 6. Oktober 1912, DLA D 76.17/16.

aufgeführt wurden. Sie bezieht sich wohl auf die Art der Inszenierung und nicht auf das Repertoire, denn auch an seinen Vater schrieb er:

Bin viel mit Cle, der sich natürlich sehr freut, endlich in einer entsprechenden Position zu sein, aber andererseits auch Manschetten hat vor dem Augiasstall, den man ihm zum Ausmisten anvertraut hat. 5 Jahre wird er gut brauchen um diese 2 Institute zu dem zu machen, was sie sein müssten. Eine unglaubliche Sauwirtschaft von oben bis unten. Die menschliche Faulheit, Gemeinheit und Untüchtigkeit ist doch ganz enorm.⁴⁴

Die Aufgabe, die auf Franckenstein zukam, war gewaltig, und der immense öffentliche Druck lastete spürbar auf seinen Schultern. So schrieb Hofmannsthal am 8. Oktober wieder an seine Frau: »Cle kommt jetzt gleich zu mir essen, er freut sich schon, ist aber ganz furchtbar nervös herabgekommen, wie ich es kaum geglaubt hätte.« Weiter heißt es im selben Brief: »Habe gestern zum Thee Steinrück⁴⁵ besucht, der mir sagte die ganze Stadt erzählt sich hier als ganz bestimmt, ich würd hier Generaldirector für das Schauspiel. Könnt mir gestohlen werden, bin doch überhaupt Novellist.«⁴⁶ Mit der Idee, das freie Schriftstellerleben aufzugeben und sich in die sichere Existenz einer Theater- oder auch Redaktionstätigkeit zu begeben, hatte Hofmannsthal im Laufe seiner Karriere mehrfach geliebäugelt,⁴⁷ sich jedoch immer wieder für die Schriftstellerexistenz entschieden, frei nach seinem eigenen frühen Grundsatz: »Es ist thöricht zu denken dass ein Dichter je seinen Beruf, Worte zu machen verlassen könnte.«⁴⁸ Die potentielle Aussicht der sicherlich verlockend klingenden Stellung als Generaldirektor des Schauspiels in München schreckte Hofmannsthal aber vielleicht nicht nur ab, weil er doch »Novellist« war, sondern auch, weil so sein alter Jugendfreund aus Ausseer Tagen sein weisungsbefugter Vorgesetzter geworden wäre. Das, so viel kann man erraten, wäre dem Freigeist Hof-

⁴⁴ 8. Oktober 1912, DLA 71.601/5.

⁴⁵ Der Schauspieler und Regisseur Albert Steinrück (1872–1929).

⁴⁶ DLA D 76.17/13. Hofmannsthal arbeitete zu dieser Zeit am »Andreas«-Roman (SW XXX Roman, S. 363,25–32 u. Anm. 1).

⁴⁷ Vgl. z.B. den bereits zitierten Brief an Hermann Bahr vom 17. Februar 1904, BW Bahr, S. 241 f., in dem er über eine mögliche Theateranstellung in Weimar spricht. Diese Gedanken gehen auf Pläne von Harry Graf Kessler zurück, Hofmannsthal ans Weimarer Theater zu holen (BW Kessler, S. 43–62, insbes. S. 54, 61; vgl. S. 481). Vgl. weiter Verhandlungen aus dem Jahr 1897 mit Stefan George über eine mögliche Redaktionstätigkeit in Deutschland in: BW George (1953), S. 110–115.

⁴⁸ Aufzeichnung Hofmannsthals von 1896 unter der Überschrift »Macht der Worte im allgemeinen«, GW RA III, S. 414.

mannsthal zuviel des Freundschaftsdiensts gewesen. Eine beratende, also nicht hierarchische Zusammenarbeit konnte er sich allerdings vorstellen und wünschte sie auch herbei, da er seine auf diesem Gebiet vorhandenen Talente ausprobieren wollte, wie aus seinem Brief an Franckenstein vom 3. Oktober hervorgeht:

Ich glaub daß ich dir (auf dem Gebiet des Schauspiels) nützen kann, jetzt sofort, und dauernd. Ich habe wohl einige der Fähigkeiten dazu, und sie liegen ungenutzt. Natürlich nur hinter den Kulissen, und unter 4 Augen – und nur so viel du wollen und mich rufen wirst. Ich denke nicht daran, dir meine Person jemals zu octroieren.⁴⁹

Auch wenn er sich Franckenstein nicht aufdrängen wollte, erwartete Hofmannsthal wahrscheinlich dennoch die Berücksichtigung seiner Fachkompetenz, gerade auch vor dem Hintergrund, dass er sich immer wieder um eine adäquate Stellung für den Freund bemüht hatte und Franckenstein aufgrund der langjährigen Hilfe tief in Hofmannsthals Schuld stand. Bereits 1903, als Franckenstein noch in Großbritannien tätig war, hatte er Hofmannsthal für einen (nicht überlieferten) Brief gedankt:

Es ist sehr freundschaftlich von Dir dass Du Dich um einen Posten für mich umsiehst und es ist gewiß mein Wunsch später einmal eine Kapellmeisterstelle an einer ersten Bühne in Deutschland zu bekommen. Dazu ist es aber jetzt noch zu früh. Ich dirigiere zwar recht gut und habe auch schon einige routine allein man muß mindestens 2 Jahre rechnen bevor man eine gute Classe wird und wenn ich eine Stellung in Deutschland annehme will ich in jeder Beziehung fertig sein. Troppau oder Nürnberg – hätte ja wie Du richtig sagst keinen Sinn. [...]

Ich würde Dir aber sehr dankbar sein wenn Du »on the look out« bleibst denn so eine Stellung ist nicht leicht zu bekommen und man darf den Moment nicht versäumen wenn eine Vacanz ist.⁵⁰

Franckensteins Ziel war damals also eine Stellung als Kapellmeister; von dem Posten des eher administrativ tätigen Intendanten oder gar Generalintendanten ist noch keine Rede. 1905 schrieb Hofmannsthal an Clemens' Schwester Leopoldine von Franckenstein:

⁴⁹ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 102.

⁵⁰ 22. Dezember 1903, ebd., S. 76f.

[...] ich hatte ein langes Gespräch mit Schalk,⁵¹ der sich für Cle sehr interessieren wird und zwar nicht auf mein Reden hin, sondern – was viel besser ist – weil er sich erinnert, wieviel Talent zum Dirigieren Cle seinerzeit in seinem Compositionsconcert⁵² gezeigt hat. Er schreibt zunächst an Nikisch (Leipzig) und Angelo Neumann (Prag) und giebt auch einem Agenten Auftrag ihn von frei werdenden Stellen zu informieren [...].⁵³

Auch das Empfehlungsschreiben an Kurt von Mutzenbecher vom 6. Juni 1906 zeigt Hofmannsthals Engagement in dieser Sache. Er bat den Wiesbadener Hoftheaterintendanten, »mich durch eine Depesche zu avisieren, wenn im Bereich Ihrer oder der benachbarten Bühnen, von denen Sie hören, eine Kapellmeisterstelle frei wird«. Er schrieb über den »sehr nahen Freund« Franckenstein, er sei »seit seinem siebzehnten Lebensjahr durchaus und mit ausschliesslicher Leidenschaft Musiker«. »Ziemlich merkwürdige Schicksale zwangen ihn vor ein paar Jahren, sich plötzlich auch materiell auf diesen Musikerberuf stützen zu müssen«. Er berichtete von Franckensteins Anstellung bei der »Moody Manners Opera Company« in Großbritannien, die seine Routine als Kapellmeister verstärkt habe, ihn aber gleichzeitig aufgrund der vielen Reisen körperlich überanstrengte und von der er »vor allem künstlerisch aufs tiefste degoutiert« sei.⁵⁴ Er habe »keinen lebhafteren Wunsch als an einem deutschen, künstlerisch geleiteten Hoftheater zunächst in zweiter oder dritter Stellung unterzukommen«.⁵⁵ Das Gesuch war hilfreich und im Folgejahr wurde Franckenstein von Mutzenbecher in Wiesbaden angestellt. Der einjährige Vertrag wurde jedoch nicht verlängert,⁵⁶ und so wechselte Franckenstein 1908 nach Berlin, wo Georg von Hülsen-Haeseler (1858–1922) Intendant der preußischen Hoftheater war. Dieser bemängelte Franckensteins fehlende Routine und sein fehlendes Temperament als Chordirigent, wolle ihn aber gerne, wie Franckensteins Bruder Georg an Hofmannsthal schrieb, »auf 1 Jahr zu sich an die grosse Oper in Berlin nehmen, allerdings *ohne* Bezahlung; Cle könne sich da vervollkommen, und H. würde ihn dann mit bestem Gewissen

⁵¹ Franz Schalk (1863–1931), Erster Kapellmeister der Wiener Hofoper.

⁵² Debütkonzert Franckensteins am 21. November 1899 in Wien.

⁵³ 26. April 1905, BW Clemens Franckenstein (1998), S. 79f.

⁵⁴ Franckenstein litt in England aber auch unter Intrigen unter den Kollegen (s. BW Clemens Franckenstein [1998], S. 18).

⁵⁵ Abgedruckt in: Erasmushaus (wie Anm. 24), S. 53–55; vgl. BW Clemens Franckenstein (1998), S. 18f.

⁵⁶ Ebd., S. 20.

weiter empfehlen.⁵⁷ In Berlin hangelte sich Franckenstein, immer in Geldnot, von einem Zeitvertrag zum nächsten.⁵⁸ Das dortige Arbeitsumfeld bot ihm jedoch kaum Gelegenheit, einen musikalischen Ruf aufzubauen. So heißt es auch in dem ansonsten so wohlwollenden Artikel »Der neue Hoftheaterintendant« in den »Münchener Neuesten Nachrichten« vom 1. Oktober 1912:

Als Dirigent besonders hervorzutreten hatte Baron Franckenstein in Berlin keine Gelegenheit. Ueber sein künstlerisches Können ist deshalb die Oeffentlichkeit in Berlin nicht unterrichtet. Und auch in Berliner Künstlerkreisen gehört Baron Franckensteins künstlerische Persönlichkeit nicht zu den bekannten Erscheinungen.⁵⁹

Also suchte Franckenstein auch von Berlin aus weiter nach neuen Anstellungsmöglichkeiten, und Hofmannsthal unterstützte ihn durch seine vielseitigen Kontakte, wie auch aus einem Brief Hofmannsthals an Gerty aus Berlin von Februar 1912 hervorgeht, in dem es heißt: »Heut hab ich den Cle zum Frühstück hier gehabt, dem ich vielleicht eine Stelle in Darmstadt beim Eger verschaffen kann.«⁶⁰ Paul Eger (1881–1947) wurde im Herbst 1912 Generaldirektor des Darmstädter Hoftheaters. Am 22. März 1912 schrieb Franckenstein darüber an Hofmannsthal:

Ich sprach neulich mit Winter.⁶¹ Er sagte, dass Hülsen ihm gegenüber wiederholt seine Absicht, mir bei der ersten passenden Gelegenheit einen Posten zu verschaffen, ausgesprochen habe. Er (Winter) meinte dass es nicht gut wäre, wenn ich etwas anderes annähme, da Hülsen empfindlich ist und mir sein Interesse entziehen könnte. Ich werde also an Dr. Eger schreiben und ihm danken.⁶²

Die Bewerbung Franckensteins in München hatte Hofmannsthal natürlich auch tatkräftig unterstützt. Im Postskriptum zum Brief an Richard Strauss vom 8. September heißt es beispielsweise:

Unter den Bewerbern um Speidels Nachfolger befindet sich auch ein Ihnen bekannter Jugendfreund, Baron Franckenstein. Durch seine Qualitäten

⁵⁷ Georg von Franckenstein an Hofmannsthal, 23. Februar 1908, ebd., S. 20.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 87, 96 u. 98–100.

⁵⁹ Morgen-Blatt, Nr. 501, S. 2.

⁶⁰ 27. Februar 1912, DLA D 76.17/3.

⁶¹ Hans Winter war Zweiter Kapellmeister in Hamburg und schloss sich 1912 der »Moody Manners Opera Company« an (s. BW Clemens Franckenstein [1998], S. 100, Anm. 181).

⁶² Ebd., S. 100.

(wirklicher Musiker, Theatermensch, Mann von Verstand und *Charakter*) sticht er alle mitkompetierenden Hofschanzen bei weitem aus, hat aber *trotz dieser Vorfälle* gewisse Chancen durch seine Verwandtschaft mit Schönborns, Oettingens etc. Bitte setzen Sie sich gegebenenfalls sehr für ihn ein, ich *bürge für den Mann in jedem Sinn*, und Sie wissen, daß ich das nicht leicht tue.⁶³

Den unbestreitbaren Einfluss, den Hofmannsthal bei der Ernennung Franckensteins gehabt hat, negierte er allerdings in einem Brief an Georg von Franckenstein im Dezember 1912:

An Cles Schicksalswendung habe ich, obwohl in München anwesend, freilich nur einen Anteil des Gemütes gehabt keinen directen, es wäre denn der eines unauflöslich und mit aller Kraft auf das Gelingen dieser Sache gerichteten Willens. Er verdankt die Stellung durchaus sich selber, dem Mut und Selbstgefühl das ihn einen entscheidenden Brief im richtigen Moment schreiben ließ, den Eindruck seiner Person und der einem wirklichen Menschen immanenten Kraft und Überlegenheit über Puppen und Schattenexistenzen.

Das Wunderschöne ist, dass es nicht bloß eine Stellung ist, sondern auch seine Aufgabe, eine große schöne schwere Lebensaufgabe [...]. Als eine freundliche Fügung des Schicksals erschien es mir dass ich, da ich im privaten Leben durch eine vieljährige Freundschaft mit ihm verknüpft bin, nun wo er zwei wichtige Theater übernimmt, an diesen beiden Theatern (im Schauspiel mit dem höchst erfolgreichen »Jedermann« in der Oper durch meine Collaboration mit Strauss) gerade in diesem Augenblick der meist gespielte, also im Theaterjargon wichtigste Autor bin. Ich hoffe ihm in diesen nächsten drei Jahren, die nicht leicht sein werden, noch in mancherlei unter der Hand helfen zu können.⁶⁴

Trotz dieser bescheidenen Relativierung, die ihren Ursprung sicher auch im Adressaten, nämlich Clemens von Franckensteins Bruder, hat, wusste Hofmannsthal, dass seine Empfehlungen, die Worte des »wichtigste[n]«, »meist gespielte[n]« Autors, einiges an Gewicht hatten.

1918 wiederholte sich das Szenario in gewisser Weise, als sich wieder ein enger Jugendfreund Hofmannsthals, der in Theaterdingen unerfah-

⁶³ BW Strauss (1964), S. 198. Strauss, der Franckenstein seit spätestens 1894 kannte (s. BW Clemens Franckenstein [1998], S. 40 u. 46), aber nicht sonderlich schätzte, antwortete am 11. September lakonisch: »Für Franckenstein könnten nur einflußreiche hocharistokratische Verwandtschaft oder die Pfaffen was machen. Natürlich werde ich es auch nicht an mir fehlen lassen, wenn sich eine günstige Gelegenheit ergibt.« (Ebd.)

⁶⁴ 17. Dezember 1912, in: Georg von Franckenstein, Zwischen Wien und London. Erinnerungen eines österreichischen Diplomaten. Mit Briefen von Hugo von Hofmannsthal. Graz 2005, S. 288f. (dort unsicher auf 1913 datiert). Korrigiert nach der Handschrift (Privatbesitz/ FDH).

rene Leopold von Andrian, um eine der zentralen Stellen im Theaterbetrieb bewarb, um den Posten des Generalintendanten des Wiener Burgtheaters. Wieder machte Hofmannsthal seinen Einfluss geltend, wieder erfolgreich. Andrian wurde am 18. Juli 1918 zum Generalintendanten ernannt.⁶⁵ So wurden nach und nach zentrale Positionen mit befreundeten, d.h. Hofmannsthal auch als Autor wohlgesinnten Theaterintendanten besetzt, wobei in beiden Fällen das Ende des Ersten Weltkriegs und damit das Ende der Monarchie diesem Kalkül ein jahes Ende bereitete. Andrian wurde nach weniger als vier Monaten wieder abgesetzt,⁶⁶ ebenso wie Franckenstein, der allerdings 1924 abermals zum Intendanten in München ernannt wurde.⁶⁷

Dass Franckenstein 1912 tatsächlich nach München kam, noch dazu in solch eine Führungsposition, mit der er selbst wohl am wenigsten gerechnet hatte, nachdem er sich jahrelang in Berlin mit knapper Not durchgeschlagen hatte, erscheint wie eine glückliche Fügung. Er suchte schon seit einiger Zeit aktiv nach einer neuen Anstellung und hatte darüber bereits mit vielen maßgeblichen Theaterleitern in Deutschland verhandelt oder über Mittelsmänner wie Hofmannsthal verhandeln lassen. Dabei hatte er alle ihm verfügbaren Kanäle und Kontakte genutzt, so dass sein Name trotz des erstaunlich großen Karrieresprungs in Theaterkreisen wohl weniger überraschte als in der Öffentlichkeit, als es um die unerwartet vakant gewordene Stelle des Münchner Intendanten ging. Für die Glückwünsche von Richard Strauss bedankte sich Franckenstein am 4. Oktober und schloss mit den Worten: »Ich weiß, dass ich mich in ein Wespennest begebe aber ich tue es guten Mutes und mit offenen Augen«.⁶⁸ Franckenstein wurde mit Wirkung vom 1. November 1912 Intendant und 1914 schließlich Generalintendant der Münchner Hoftheater. Die erste von Franckenstein und dem neuen Kapellmeister

⁶⁵ Vgl. SW XXXIV Reden und Aufsätze 3, S. 1009. Vgl. BW Andrian, S. 255 u. 257–264, vgl. ferner S. 8 f.; vgl. auch BW Strauss (1964), S. 416–420.

⁶⁶ S. BW Andrian, S. 9. Zur Zusammenarbeit Hofmannsthals mit Andrian in dieser kurzen Zeit vgl. S. 265–293.

⁶⁷ Auch in anderen Fällen, beispielsweise bei der Ernennung Walther Brechts zum Nachfolger Franz Munckers als Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte in München 1927, hatte Hofmannsthal seinen Einfluss geltend gemacht. S. Ernst Osterkamp, »Verschmelzung der kritischen und der dichterischen Sphäre«. Das Engagement deutscher Dichter im Konflikt um die Muncker-Nachfolge 1926/27 und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33, 1989, S. 348–369. Vgl. dazu ferner BW W. Brecht, S. 115–124, insbes. S. 117 f.

⁶⁸ McCredie, Franckenstein (wie Anm. 19), S. 64.

Bruno Walter gemeinsam verantwortete Premiere war die Hofmannsthal-Strauss-Oper »Ariadne auf Naxos« in Kombination mit Hofmannsthals Molière-Bearbeitung »Der Bürger als Edelmann« am 30. Januar 1913. Diese ungewohnte Mischform aus Komödie und Oper war bereits am 25. Oktober 1912 in Stuttgart unter der Regie von Max Reinhardt uraufgeführt worden. Über die neue Inszenierung in München schrieb Richard Strauss am 1. März 1913 entsetzt an Hofmannsthal:

Inzwischen habe ich auf bedauerliche Nachrichten aus München, wo man »Ariadne« zu massakrieren scheint, einen Protestbrief an Walter losgelassen und verlangt, daß Jourdain umbesetzt wird und einem Komiker verliehen mit neuen Proben – die Aufführung des Lustspiels war so miserabel, daß der erste Akt ausgezischt wurde. Statt die Schuld auf die Schauspieler zu schieben, hat man mörderisch gestrichen.

Die letzte Vorstellung wurde von einem Solorepetitor dirigiert: es soll furchtbar gewesen sein.

Die Aufführung im großen Haus ist der komplette Mord. Ich habe deshalb genaue Forderungen formuliert, unter anderem *Rückverlegung ins Residenztheater* (bitte unterstützen Sie mich energisch), wird Franckenstein das nicht tun (er hat das Werk ins große Haus verlegt, *ohne meine Genehmigung einzuholen*), ziehe ich das Werk zurück.⁶⁹

Hofmannsthal versuchte, wie in den nächsten Jahren noch oft, zwischen den Kontrahenten zu vermitteln.⁷⁰ Die von vielen Seiten geübte Kritik an der Kombination des Lustspiels mit der Oper führte später schließlich zur endgültigen Abtrennung des »Bürger als Edelmann« von der »Ariadne auf Naxos«.⁷¹ Auch nach der »Ariadne« kam es zu weiteren gemeinsamen Projekten zwischen Hofmannsthal und Franckenstein. Hofmannsthal beriet Franckenstein gelegentlich in Personal- oder Verlagsfragen, machte Vorschläge, welche Werke sich zur Inszenierung anbieten, und

⁶⁹ BW Strauss (1964), S. 216f.; vgl. BW Clemens Franckenstein (1998), S. 115f. Franckenstein hatte allerdings alle Änderungen mit Hofmannsthal abgesprochen, vgl. ebd., S. 109f.

⁷⁰ Vgl. ebd., S. 28f. Die Vermittlerrolle zwischen Strauss und Franckenstein hatte Hofmannsthal über lange Jahre inne (s. ebd., S. 28–33). Strauss fühlte sich von Franckenstein zu wenig gewürdigt und zu selten aufgeführt. Am 14. Juli 1915 schimpfte er gegenüber Hofmannsthal: »Franckenstein und Walter komponieren halt selbst! Die sind die schlimmsten! | Ich betrete das Münchner Hoftheater nicht mehr, so lange diese Herren am Amte!« (BW Strauss, 1964, S. 318) Nach Hofmannsthals Vermittlung beruhigte sich Strauss jedoch wieder, und nachdem Franckenstein 1918 eine Strauss-Festwoche Veranstaltet hatte, gratulierte Strauss ihm: »Der glänzende Verlauf der Aufführungen gibt bereutes Zeugnis von der hohen künstlerischen Leistungsfähigkeit der von Ihnen unter so idealen Gesichtspunkten geleiteten königlich bayrischen Hofbühne.« BW Clemens Franckenstein (1998), S. 31.

⁷¹ Vgl. SW XXIV Operndichtungen 2, S. 80f.

nahm selbst Bühnenbearbeitungen vor, die Franckenstein umsetzte. Die bedeutendste davon ist Georg Büchners »Woyzeck« von 1913.⁷² Bei der Pantomime »Die Biene« kam es sogar zu einer direkten Kooperation.⁷³ Auch in vielen weiteren Fällen fand eine enge Zusammenarbeit statt, wie der Briefwechsel dokumentiert.

Franckensteins Zeit als Intendant wurde insgesamt als gelungen erachtet. Bruno Walter bestätigte in seinen Erinnerungen die Einschätzungen Hofmannsthals im Interview:

Ich habe in den etwa sechs Jahren unserer gemeinsamen Arbeit [...] nur Freude und Befriedigung an dem Kunstsinn, der taktvollen Bescheidenheit und der festen Energie dieses untadelig ehrenhaften und höchst kultivierten Mannes erlebt. [...] Er war ein vortrefflicher Musiker und interessierte mich sogar als Komponist.⁷⁴

Sein Schwerpunkt lag tatsächlich, wie die Kritiker vermutet hatten, auf der Oper, so dass die Mitarbeiter des Schauspielhauses besonders gegen Ende der Kriegsjahre immer unzufriedener mit der Intendanz Franckensteins wurden.⁷⁵ Er wagte allerdings auch auf diesem Gebiet einige wegweisende Produktionen. Neben Georg Büchners »Woyzeck« ließ er im November 1913 »Dantons Tod« inszenieren. Dies führte zu einer »unerhörte[n] Hetze in der klerikalen und conservativen Presse«, man warf ihm »Verherrlichung der Revolution im Hoftheater« vor. Verbittert schrieb er Hofmannsthal: »Resultat: Bei der gestrigen 3^{ten} Aufführung war das Theater schon halbleer. Man verliert mit der Zeit jede Lust diesen Sau Münchnern etwas anständiges im Theater vorzuführen.«⁷⁶ Trotzdem wurde auch er 1918 mit dem Ende der Monarchie, als man sich aller mit ihr in Verbindung gebrachten Führungskräfte entledigte, entlassen.⁷⁷ Die nächsten Jahre arbeitete er wieder vermehrt als Dirigent

⁷² Vgl. SW XVII Dramen 15, S. 1248–1273.

⁷³ Vgl. SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, S. 86–93, vgl. auch S. 501–503.

⁷⁴ Walter, Erinnerungen (wie Anm. 14), S. 263. Vgl. auch Claudia Irion, »Der Charakter des Spielplans bestimmt das Wesen des Theaters«. Die Bayerische Staatsoper in München zwischen 1918 und 1943. Frankfurt a. M. 2014, S. 59–63; vgl. ferner den dort abgedruckten Spielplan, S. 217–263.

⁷⁵ Vgl. McCredie, Franckenstein (wie Anm. 19), S. 37.

⁷⁶ 11. November 1913, BW Clemens Franckenstein (1998), S. 121.

⁷⁷ Vgl. McCredie, Franckenstein (wie Anm. 19), S. 36; BW Clemens Franckenstein (1998), S. 32.

und konzentrierte sich auch auf seine eigenen Kompositionen,⁷⁸ bis er ab 1924 erneut Generalintendant der inzwischen umbenannten Bayerischen Staatstheater wurde.⁷⁹ 1927 wurde er zum Intendanten auf Lebenszeit berufen,⁸⁰ allerdings bereits 1934 auf Druck der Nationalsozialisten in den Ruhestand versetzt.⁸¹ Beide Male wurde er also aus politischen Gründen entlassen, nicht aus fachlichen.



Abb. 2: Clemens Freiherr von und zu Franckenstein (1875–1942), Generalintendant der Münchener Königlichen Hoftheater, in bayerischer Hofbeamtenuniform um 1914 (Foto: Privatbesitz)

⁷⁸ Z.B. die Oper »Li-Tai-Pe« (UA: Hamburg 1920); vgl. McCredie, Franckenstein (wie Ann. 19), S. 38.

⁷⁹ S. ebd., S. 39.

⁸⁰ S. ebd., S. 52.

⁸¹ S. ebd., S. 49 f.; BW Clemens Franckenstein (1998), S. 34.

Zu Ehren seines 60. Geburtstags lobte 1935 der Schriftsteller und Theaterkritiker Wilhelm Zentner (1893–1982) Franckensteins Arbeit als Intendant:

Was er in dieser Eigenschaft geleistet, gehört der deutschen Theatergeschichte an. Stets wird ihm dabei zuerkannt werden müssen, einen der vorbildlichsten Opernspielpläne, deren sich jemals eine deutsche Bühne rühmen durfte, aufgestellt und durchgeführt zu haben.

Er lobte Franckensteins »vorzügliches Stimmurteil« und damit seine Fähigkeit, Talente zu erkennen und zugleich den »Ensemblegedanke[n]« und damit »die feste Verbundenheit des Sängers mit dem Institut« zu stärken. Franckensteins Opernspielplan habe »den Ehrgeiz möglichster Reinhaltung und Vielseitigkeit« verraten.⁸²

Bei all der offensichtlich aufrichtigen und ausdauernden Unterstützung, die Hofmannsthal den Karriereplänen Franckensteins als Kapellmeister und Intendant zeitlebens entgegenbrachte, fällt jedoch auf, dass er den Komponisten Franckenstein weniger zu schätzen schien. Auf Angebote, Hofmannsthals Texte zu vertonen, wie z.B. den »Jedermann«, ging Hofmannsthal kaum ein und angefangene Projekte zerschlugen sich schnell.⁸³ So kam es bis auf wenige frühe Vertonungen von Gedichten (z.B. »Vorfrühling« 1896) selten zu einer direkten Kooperation. In musikalischer Hinsicht schien Hofmannsthal mehr auf Richard Strauss zu vertrauen bzw. diesem mehr zuzutrauen. An Franckenstein wandte er sich offenbar nur, wenn er eine »dünne Musik für ein kleines Orchester« benötigte, wie für die Wiesenthal-Pantomime »Die Biene«.⁸⁴

⁸² Wilhelm Zentner, Clemens von Franckenstein. Zu seinem 60. Geburtstag am 14. Juli 1935. In: Deutsche Volksbildung 10, 1935, H. 3, S. 27 u. 29, zit. nach McCredie, Franckenstein (wie Anm. 19), S. 51f.

⁸³ BW Clemens Franckenstein (1998), S. 78; vgl. z.B. auch S. 65 ff. u. 136f.

⁸⁴ Brief vom 27. Mai 1914, BW Clemens Franckenstein (1998), S. 125, vgl. auch S. 27. Entstanden 1914, UA: 1916, SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, S. 86–93, vgl. auch S. 500–503.

Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis

Briefe (1902–1933) und Dokumente

Teil I: 1902–1907*

Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp

Als Rudolf Kassner Anfang Dezember 1900 nach zehnmonatigem Aufenthalt in Frankreich¹ in die väterliche Wiener Wohnung nahe der Karlskirche zurückkehrt, lässt er knapp vier Wochen verstreichen, ehe er sich am 4. Januar 1901 brieflich bei Houston Stewart Chamberlain in Erinnerung bringt.² Wie manchen anderen »geehrten und geschätzten Geistern« hatte er dem Autor des bewunderten Buchs »Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts«³ sein zu

* Teil II mit Briefen und Dokumenten aus den Jahren 1907 bis 1933 folgt im Hjb 23, 2015.

¹ Rudolf Kassner (1873–1959) war um den 10. Februar 1900 in Paris eingetroffen und hatte dort, abgesehen von sechs Sommerwochen, die er zwischen Mitte Juli und Ende August im kleinen Seebad Cancale in der nördlichen Bretagne verbracht hatte, Zugang zu André Gide und den literarischen und künstlerischen Kreisen des jungen Frankreich gefunden. Eine literarisch verschlüsselte Darstellung dieser Monate bietet das Kapitel »Joachim Fortunatus‘ Gewohnheiten und Redensarten«, das als »Vorspiel« zur 1905 erscheinenden »Moral der Musik« seine Erlebnisse, Eindrücke und Begegnungen unter der Maske des Alter Ego Joachim Fortunatus in hinreißender Lebendigkeit schildert und die geistige Atmosphäre im Paris der Jahrhundertwende widerspiegelt (vgl. Rudolf Kassner, Sämtliche Werke. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1968–1991 [künftig zit. als: KSW mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl], I, S. 495–539). Aus dem Abstand von vier Jahrzehnten hat er diese werk- und lebensgeschichtlich wichtige Zeit in der 1941 veröffentlichten »Erinnerung an Paris« noch einmal nachgezeichnet (1949 unter dem Titel »Paris. 1900« aufgenommen in den Band »Umgang der Jahre«; jetzt: KSW IX, S. 358–391).

² Kassners Briefe an Houston Stewart Chamberlain befinden sich – ebenso wie Chamberlains Gegenbriefe – im Chamberlain-Archiv des Richard Wagner Museums in Bayreuth. Die Mehrzahl der Chamberlain-Briefe übernimmt Kassner 1938, angesichts der großen ideologischen und politischen Bedeutung Chamberlains in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft, auf Anraten seines Verlegers Anton Kippenberg in die Erstausgabe seines »Buchs der Erinnerung« (Leipzig 1938, S. 333–366), was allerdings nicht verhindert, dass ihm im Februar 1944 durch Bescheid der Reichsschrifttumskammer wegen der »volljüdischen Abstammung« seiner Ehefrau Marianne »jede Betätigung als Schriftsteller untersagt« wird (vgl. Klaus E. Bohnenkamp, Rudolf Kassner. »Kleiner Abstammungsnachweis« vom 20. Juli 1942. In: akten-kundig? Literatur, Zeitgeschichte und Archiv. Sichtungen. 10./11. Jahrgang. 2007/08, S. 379–383, hier S. 382).

³ Am 7. März 1900 hatte Kassner aus Paris Gottlieb Fritz, den vertrauten Freund des Berliner Studienjahres 1895/96, gefragt: »Kennst Du übrigens schon Chamberlains »Die Grundlagen des 19. Jh.? Das mußt Du lesen. Ein nothwendiges Buch!« (Rudolf Kassner, Briefe an Tetzl. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1979 [künftig zit. als: Briefe

Jahrhundertbeginn bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienenes Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben«⁴ vom Verlag zusenden lassen⁵ und nach längerer Wartezeit am 13. Mai 1900 begeisterte Zustimmung erfahren.⁶ Noch in der ersten Januardekade 1901 betritt er das hochgelegene »Studierzimmer« in der Blümelgasse 1⁷ und wird als »junger Schriftsteller und Gelehrter von seltener Begabung«⁸ sofort in den engeren Freundeskreis aufgenommen. Hier lernt er im Spätherbst desselben Jahres Hermann Graf Keyserling kennen, den 21-jährigen Doktoranden der Geologie und späteren Gründer der Darmstädter »Schule der Weisheit«.⁹ Der führt ihn nicht nur bei Hugo von Hofmannsthal in Rodaun ein,¹⁰ sondern auch in den »internationalen Salon der Fürstin Marie von Thurn und Taxis«¹¹ in der Wiener Victorgasse 5a, welcher ihm gesellschaftlich offensteht, seit der Hausherr, Fürst Alexander,¹²

an Tetzl], S. 73). Zum später kritischeren Urteil über das Werk, das im Laufe der nächsten vier Jahrzehnte in fatalem Ausmaß an weltanschaulichem Einfluss gewinnen sollte, vgl. KSW VI, S. 255–264.

⁴ Rudolf Kassner, Die Mystik, die Künstler und das Leben. Über englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Accorde. Leipzig 1900: KSW I, S. 5–313.

⁵ Vgl. KSW VII, S. 140.

⁶ Kassner, Buch der Erinnerung (wie Anm. 2), S. 335f.; vgl. KSW VI, S. 518.

⁷ Vgl. KSW VI, S. 258, 518; KSW VII, S. 132.

⁸ Chamberlain an Cosima Wagner, 9. März 1901. In: Cosima Wagner und Houston Stewart Chamberlain im Briefwechsel 1888–1908. Hg. von Paul Pretzsch. Leipzig 1934, S. 612.

⁹ Nach naturwissenschaftlichen Studienjahren in Dorpat und Heidelberg hatte sich Hermann Graf Keyserling (1880–1946) zum Wintersemester 1901 nach Wien begeben, um an der philosophischen Fakultät im Fach Geologie beim Mineralogen Friedrich Becke (1855–1931; vgl. Österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. 1. Wien 1957, S. 62) zu promovieren, vor allem aber, »um Chamberlain kennenzulernen« (vgl. Graf Hermann Keyserling, Menschen als Sinnbilder. Darmstadt 1926, S. 33f.; Ders., Reise durch die Zeit. Ursprünge und Entfaltungen. Innsbruck 1948, S. 118; Ute Gahlings, Hermann Graf Keyserling. Ein Lebensbild. Darmstadt 1996, S. 30f.). Er und Kassner werden »von 1901 ab, bis auf die Zeit von 1907 bis 1923, da < sie > offen verfeindet« sind, »unmittelbar oder mittelbar « in lebendiger Beziehung zueinander stehen, und Keyserling wird in »rückblickender Zusammenschau« bekennen, Kassner habe, obwohl ihm »eigentlich von jeher fremd«, eine der wichtigsten Rollen in seiner geistigen Entwicklung gespielt (Keyserling, Reise durch die Zeit, S. 157f; vgl. KSW IV, S. 295–299, bes. S. 625).

¹⁰ KSW IV, S. 525, mit der irrtümlichen Datierung auf »1902« statt Anfang Dezember 1901; s. BW Kassner, S. 11.

¹¹ Keyserling, Reise durch die Zeit (wie Anm. 9), S. 170.

¹² Alexander (genannt Alex) Prinz (Fürst) von Thurn und Taxis, geb. in Lautschin am 1. Dezember 1851, gest. ebenda am 21. Juli 1939, Wirklicher Geheimer Rat, lebenslängliches Mitglied des Österreichischen Herrenhauses und Ehrenritter des souveränen Malteser Ritterordens, entstammt der böhmischen Linie des Hauses, die 1808 von Prinz Maximilian Joseph von Thurn und Taxis (1769–1831) begründet worden war, der von seiner Cousine Maria Josefa von Fürstenberg Lautschin mit weiteren Ländereien geerbt und sich 1820 endgültig in Böhmen niedergelassen hatte. Sein Urenkel, Fürst Alexander, heiratet Prinzessin Marie zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst am 19. April 1875 in Venedig und erhält nach dem Tod seines Vaters Hugo Maximilian (1817–1889) im Dezember 1889 im Erbgang Lautschin samt den zugehörigen Besitzungen. Neben Kassner, Rilke und anderen Persönlichkeiten aus Literatur, Kunst und Wissenschaft finden sich unter den Besuchern des Schlosses Bedřich Smetana (1829–1884), der dem Fürsten als einem ausgezeichneten Geigenspieler und Liebhaber

bei Keyserlings Onkel Alf Pilar von Pilchau (1851–1925) »in Livland Elche gejagt hatte«.¹³

Die erste Begegnung Kassners mit dem Fürstenpaar findet vermutlich Anfang 1902 statt, da die Fürstin »selten mit ihrem Train vor Weihnachten aus Lautschin« nach Wien »übersiedelt«.¹⁴ Genauere Belege fehlen;¹⁵ doch dürfte der Besuch in eine gewisse zeitliche Nähe zum Treffen mit Hofmannsthal zu rücken sein, das für den 4. Dezember 1901 bezeugt ist.¹⁶

Die überlieferte Korrespondenz setzt im Frühjahr 1902 ein. Sie erstreckt sich über mehr als drei Jahrzehnte und liest sich, trotz erheblicher Lücken,¹⁷ die aus anderen Quellen, nicht zuletzt dem Briefwechsel zwischen der Fürstin und Rainer Maria Rilke, zu erschließen sind, als Dokument einer Lebensfreundschaft, die von ungeteilter, liebenvoll verehrender Hochachtung getragen ist. Wie in anderen Fällen sind nur Kassners Nachrichten erhalten geblieben; die der Fürstin, »meine<r> treueste<n> Briefschreiberin«, wie Kassner sie einmal nennt,¹⁸ sind verloren. Der Empfänger hat sie nicht verwahrt, ganz im Sinne seines ein halbes Jahrhundert späteren Geständnisses, er sei »ja das Gegentheil eines Sammlers«¹⁹ und »überhaupt kein Briefaufheber«.²⁰ Zwar wird die Stimme der Fürstin hier und da im Hintergrund vernehmbar, wenn Kassner ihre Mitteilungen, ihre Gedanken und Fragen aufgreift, und so Schlaglichter auf ihre geistige und menschliche Physiognomie fallen, die er 1934 im Gedenkaufsatz²¹ und 1949 in der Einleitung zum

ber-Komponisten 1880 das Duo für Violine und Klavier »Z domovony« (»Aus der Heimat«) widmet; der Komponist Josef Suk (1874–1935) mit seinem 1892 gegründeten Böhmischem Quartett oder Mark Twain (1835–1910), der hier 1899 während seines mehrjährigen Aufenthalts in Europa Station macht. Zu den mannigfachen mäcenatischen Unternehmungen des Fürsten auf künstlerischem, wissenschaftlichem und sportlichem Gebiet sowie zu Schloss Lautschin und seiner Geschichte vgl. Zdeněk Mareček, Loučeň a Thurn Taxisové: Pohledy do doby minulé i nedávné. Loučeň, Czech Republic: Obec Loučeň 19980; http://en.wikipedia.org/wiki/Czech_branch_of_the_House_of_Thurn_and_Taxis (Stand: 31.10.2014).

¹³ KSW VII, S. 515, 748.

¹⁴ KSW X, S. 329. Zum Schloss s. Anm. 79.

¹⁵ Taschenkalender aus diesen frühen Jahren sind im schriftlichen Nachlass der Fürstin (AST) nicht überliefert, ebenso wenig haben sich entsprechende Hinweise in Kassners Briefen an Dritte gefunden.

¹⁶ BW Kassner, S. 11.

¹⁷ Dabei erweist sich Kassner nicht immer als zuverlässiger Briefpartner; jedenfalls tadelt ihn die Fürstin am 24. März 1918 Rilke gegenüber als »Faulians«, weil er »nie schreibt«: Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel. Bes. durch Ernst Zinn. Mit einem Geleitwort von Rudolf Kassner. Zürich 1951 (künftig zit. als: Rilke – Taxis), S. 539.

¹⁸ An Gerty von Hofmannsthal, 5. September 1910: BW Kassner, S. 141.

¹⁹ An Herbert Steiner, 12. Februar 1951.

²⁰ An Gerty von Hofmannsthal, Sierre, 24. Juni 1951; zit. in: Rudolf Kassner und Otto von Taube. Eine Dokumentation aufgrund der Briefe Kassners an Taube. Mitgeteilt von Klaus E. Bohnenkamp. In: Hjb 14, 2006, S. 239–367 (künftig zit. als: Kassner – Taube), hier S. 246.

²¹ Rudolf Kassner, Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. In: Corona 5, Heft 1, November 1934, S. 68–73; 1938 übernommen in die erste Auflage des »Buchs der Erinnerung«, in der zweiten Auflage von 1954 unter dem geänderten Titel »Prinzessin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe«: KSW VII, S. 299–305. Nur schwer verständlich bleibt dem

Briefwechsel Rilke-Taxis²² anhand einer Fülle von Erinnerungen und Beobachtungen gültig zu umreißen sucht. Und doch ist das Fehlen dieser Schreiben ein schmerzlicher Verlust, wenn man die Briefe voll Lebensklugheit, zupackendem Humor und menschlich einführendem Verständnis heranzieht, die Marie Taxis an Rilke gerichtet hat. Für ihn ist sie die mütterliche Freundin, die sorgend, ratend, tröstend, gelegentlich auch schelten hilft und ermuntert²³ und den um 19 Jahre jüngeren »großen«, »gottbegnadeten« Dichters als »Zauberer« bewundert,²⁴ »der alle Dinge magisch verwandelt«.²⁵ Hier und »im Gespräche« hat Rilke ihr, wie Kassner zu Recht vermutet, »vieles anvertraut«, »weil er fühlte, daß sie es gut aufzunehmen wüßte, vor allem darum: weil sie nichts für sich verlangte«.²⁶ Und so hatte auch sie schon ein halbes Jahr nach der ersten Begegnung verlauten lassen, sie könne »kaum mit irgend jemandem so absolut offen und ohne Rückhalt sprechen« wie mit ihm; und acht Jahre später, am 9. September 1918, bekennt sie: »Niemand versteht einen so wie Sie – auch Kassner nicht.«²⁷

Für den bleibt Marie Taxis lebenslang die hochgeschätzte Frau und Freundin, der er, zumal in den frühen Jahren, in geistsprühenden und stilistisch wie inhaltlich funkeln den Briefen von seinen Lektüren, Theaterbesuchen, Reisen und Tagesereignissen berichtet, ohne dass jemals Lebens- und Schaffenskrisen oder elementare Fragen des Daseins erschöpfend zum Thema geworden wären; offenbar ebenso wenig wie im persönlichen Gespräch, zu dem die Fürstin nur einmal, am 6. Dezember 1921, nach einem »déjeuner« mit Kassner im Tagebuch anmerkt: »beaucoup causé de moi«. Das allzu »Persönliche« bleibt »von vorn-

unvoreingenommenen Leser das Verdikt von Claudia Schmölders, dieses »Porträt« sei »ein wenig freundliches« (Claudia Schmölders, Die konservative Passion. Über Rudolf Kassner, den Physiognomiker. In: Merkur 19, 1995, H. 12, S. 1134–1140, hier S. 1139).

²² Rudolf Kassner, Zum Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. Nach einem Separatdruck in 250 Exemplaren (»Den Schweizerischen Buchhändlern und ihren Gästen zur Hundertjahr-Feier gewidmet am 12. Juni 1949«) wird der Text satzgleich übernommen in: Rilke – Taxis, S. XIII–XXXVII (= KSW X, S. 322–341).

²³ Vgl. Barbara Surowska, »... seien Sie desparat! seien Sie sehr desparat! seien Sie noch desperater!« Marie von Thurn und Taxis in ihrem Verhältnis zu Rilke. In: Deutsch-Polnisches Jahrbuch der Germanistik 1993, S. 9–18.

²⁴ Den Begriff des »Zauberers« hat Rilke, unter dem Eindruck der eben gehörten Einleitung zu »Zahl und Gesicht«, um die Jahreswende 1918/19 mit Nachdruck auf Kassner übertragen (am 29. Dezember 1918 an Katharina Kippenberg: Briefwechsel. Hg. von Bettina von Bomhard. Wiesbaden 1954, S. 323f.; und am 13. Januar 1919 an die Fürstin: Rilke – Taxis, S. 571). Aus dieser Zuordnung wird Kassner mehr als ein Menschenalter später das »Recht« ableiten, seine 1955 veröffentlichte Essay-Sammlung unter den Titel »Der Zauberer« zu stellen; vgl. KSW X, S. 477, 975 u. 996.

²⁵ Rilke – Taxis, S. 404 u. 838: 6. März 1915 u. 22. September 1925. Nach Rilkes Tod greift sie das Wort auf und klagt am 10. Januar 1927 Paul Thun-Hohenstein (1884–1963), »daß der Magier uns verlassen hat, der die Zaubergärten besaß« (Klaus W. Jonas, Rainer Maria Rilke und Paul Thun-Hohenstein. In: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins. NF der Chronik 79, 1975, S. 78–99, hier S. 99).

²⁶ KSW X, S. 338.

²⁷ Rilke – Taxis, S. 18 (16. Juni 1910) und S. 562.



Abb. 1: Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (1855–1934)
Gemälde von Alois Hans Schram (1864–1919) aus dem Jahre 1896
(Zamek Loučeň/Lautschin)

herein wie nach einem stillschweigenden Übereinkommen« ausgeschlossen;²⁸ und so ergibt sich, ungeachtet aller menschlichen Offenheit und Herzlichkeit, eine gewisse innere Zurückhaltung, die bereits in Kassners erster überliefelter Erwähnung der Fürstin Dritten gegenüber anklingt, als er Gottlieb Fritz am 5. Mai 1903 leise einschränkend mitteilt, er verkehre – neben Hofmannsthal und Chamberlain – »sehr viel« mit »einer Fürstin Thurn und Taxis, einer ausgezeichneten Frau von beinahe Cultur«, und resigniert hinzufügt: »Eine vollkommene Aussprache wird mir wohl immer fehlen.«²⁹

Ähnlich empfindet Marie Taxis, wenn sie am 8. Oktober 1911 Bernard Berenson³⁰ widerspricht: »I don't see him <Kassner> as a private chaplain and I want to quarrel with you about him«,³¹ oder wenn sie wenig später, am 30. Dezember 1911, erklärt, sie möchte Kassner, den sie – neben Rilke – zu ihren »großen Catastrophen« zählt,³² nicht auf sein »Gebrechen«, nämlich die seit dem neunten

²⁸ Kassners so formulierte Charakteristik seines Verhältnisses zu Houston Stewart Chamberlain (KSW VI, S. 257) lässt sich, *mutatis mutandis*, auf das zu Marie Taxis übertragen.

²⁹ Briefe an Tetzl, S. 130. Als »a gifted highly cultivated woman [...], who talks and listens well«, wird sie auch Bernard Berenson (s. Anm. 30) im Juni 1905 während seines ersten Besuchs auf Duino schildern (*The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner. 1887–1924*. Ed. by Rollin Van N. Hadley. Boston 1987, S. 366).

³⁰ Bern(h)ard Berenson, am 26. Juni 1865 im litauischen Vilnius als Bernhard Valvrojenski geboren, war 1875 mit seiner Familie nach Boston ausgewandert, die dort den Namen »Berenson« annahm. Nach Studien an der Harvard University ließ er sich 1889 in Florenz nieder und machte sich bald einen Namen als Experte italienischer Renaissancemalerei. 1900 mietete er die Villa »I Tatti« in Settignano nahe Florenz, die er 1907 erwirbt. Er ist, wie seine erhaltenen Briefe an Marie Taxis (AST) zeigen, mindestens seit 1901 mit ihr befreundet. Spätestens im Frühjahr 1906 wird sie ihn auf Kassner aufmerksam machen, wie Berensons Versicherung vom 5. März 1906 bestätigt: »I shall be happy to make the acquaintance of Dr. Kassner.« Die erste Begegnung von 1907 markiert den Beginn einer Freundschaft, die bis in die 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts andauert. Ein letztes Treffen findet, soviel wir wissen, im Herbst 1937 in Wien statt, in dessen Verlauf Kassner, politisch kurzsichtig und naiv, noch glaubt, der »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich »would be prevented by Mussolini« (vgl. Nicky Mariano, *Forty Years with Berenson*. New York 1966, S. 263f). 1940 wird sich Berenson Kassners »Buch der Erinnerung« (1938) vorlesen lassen (vgl. *The Letters between Bernard Berenson and Charles Henry Coster*. Ed. by Gilles Constable. Florence 1933, S. 151: 14. August 1940; das Widmungsexemplar fehlt in Berensons Bibliothek) und ihm als späte Gegengabe seine Autobiographie »Sketch for a Self-Portrait« (London 1949) unter dem Datum »May 16-54« handschriftlich zueignen (Antiquariat Dr. Christine Schiebl, Wien, Katalog: Widmungsexemplare / Signiert; Internet-Angebot 2012). In Berensons Nachlass befinden sich – außer Briefen an Marie und Alexander von Thurn und Taxis, Hugo von Hofmannsthal, Hermann Graf Keyserling, Carlo Placci, Otto von Taube und andere – zwölf Briefe Kassners aus den Jahren 1920 bis 1954 (vgl. *The Berenson Archive. An Inventory of Correspondence*. Compiled by Nicky Mariano. Florence/Cambridge (MA) 1965; zu Kassner S. 50) sowie mehrere seiner Bücher, von der Erstausgabe der »Moral der Musik« (1905) über den »Dilettantismus« (1910) und das Ende 1919 erschienene »Zahl und Gesicht« (mit der Widmung: »für B. Berenson / von Rudolf Kassner / Oberstdorf i. Allgäu Bayern Januar 1920«) bis zum »Umgang der Jahre« (1949); vgl. den Katalog der Biblioteca Berenson in: www.itatti.harvard.edu (Stand: 31.10.2014)

³¹ Biblioteca Berenson, Villa I Tatti, Florenz.

³² Rilke – Taxis, S. 143: 14. Mai 1912.

Lebensmonat durch Poliomyelitis gelähmten Beine,³³ anreden, »außer er spricht selbst wieder einmal davon«.³⁴ Als sie es fünf Jahre später dennoch tut, geschieht es unter anderem Vorzeichen, und sie stellt fest: »K. wird immer unpersönlicher, immer weniger Mensch, und mehr ›All‹ – seine höchste Tugend, und doch auch sein Fehler – Aber natürlich muß das Licht seinen Schatten haben. Jedenfalls ist es ganz merkwürdig wie das zunimmt. Er spricht schon von sich (wenn es je geschieht) wie von einem sehr fernen Verwandten – Und das steckt an – ich scheue mich schon gar nicht mehr von seinem Gebrechen zu sprechen (wenn es zufälliger Weise nötig ist) das geht ihn ja gar nichts mehr an. Er hat seinen weiten Weg gemacht seit dieser ersten sonderbaren kurzen Novelle in irgendeiner Jugendzeit-schrift³⁵ – wo die heimliche Wunde noch so brannte – erinnern Sie sich?«³⁶ Noch eindringlicher hat sie diesen Zwiespalt bei einer Lesung aus dem soeben erschienenen »Indischen Gedanken«³⁷ empfunden, zu der sie am 3. Januar 1913 anmerkt:

Und abends ist Kassner zu mir gekommen und wir haben eine andere Welt betreten – eine Welt von Träumen die reeller sind als Wirklichkeiten und von Wirklichkeiten die sübtiler sind als Träume – eine Welt von Geistern und Chimären, in welcher der ›Gerechte‹ entlarvt wird, und endlich ›der Heilige‹ vor uns steht – / Ja aber gibt es diesen Heiligen? ist er nicht eine Fata Morgana – oder sucht K. – dieser merkwürdige Geist – in den tiefsten Tiefen des Menschen etwas das wird oder etwas das zurückblieb – und reißt es zum Licht empor und befiehlt dem Phantom zu leben – Schließlich war es vielleicht Franz von Assisi – und endlich – theilweise – vielleicht er selbst, aber in einer düstereren, härteren Tonart. Das ist wohl der Grund daß er uns mit einem so geheimnißvollen Zauber bannt – und doch etwas in sich hat, das unserer Menschlichkeit fremd und unheimlich bleiben wird – bleiben muß – immer.³⁸

Im Frühjahr 1914 hält sie fest: »Seit ich Kassner und Rilke kenne, weiß ich, wieviel Falsches und Unechtes einem im Leben begegnet, und dies begrenzt den Kreis derjenigen, die man bewundert und deren Freundschaft man sucht.«³⁹

³³ Im ersten Satz seiner Erinnerung »Die zweite Fahrt« schreibt Kassner 1941: »Damit muß wohl angefangen werden: Als das Unglück geschah und ich eines Morgens regungslos, ohne Herrschaft über die Glieder, einem Toten gleich, von der Amme in der Wiege liegend aufgefunden wurde, war ich gerade neun Monate alt« (KSW VII, S. 315).

³⁴ So Rilke an Marie Taxis am 30. Dezember 1911; dabei verdeutlicht sein zugefügtes »Auch ich«, dass er eine entsprechende Aussage der Fürstin aufgreift (Rilke – Taxis, S. 85).

³⁵ Gemeint ist Kassners erste Veröffentlichung, die Novelle »Sonnengnade«. In: Musenalmanach Berliner Studenten. Hg. von Gottlieb Fritz, Rudolf Kassner und Emil Schering. Berlin 1896, S. 192–196; KSW II, S. 375–379.

³⁶ Rilke – Taxis, S. 496 f.; damit erinnert sie an Rilkes Brief vom 30. Dezember 1911, der ihre – nicht überlieferte – Bemerkung zu Kassners »Gebrechen« aufgegriffen hatte: »[...] es ist mir erst über Ihren Worten deutlich geworden, wie erschütternd in diesem Sinne die gewisse kleine Novelle ist. [...] hier ringt es, ob jemand zusieht oder nicht« (ebd., S. 85 f.).

³⁷ Vgl. das Kapitel »Der Heilige« aus dem Ende 1912 veröffentlichten Buch »Der indische Gedanke« (Leipzig 1913); KSW III, S. 105–138, hier S. 124–132.

³⁸ Rilke – Taxis, S. 253 f.: 3. Januar 1913.

³⁹ Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Deutsche Ausgabe bes. von Georg H. Blokesch. Mit einem Lichtdruck nach einer Zeich-

Und als sie in einer Aufzeichnung, »lying loose and undated among other papers«, Kassner dem gemeinsamen Freund Carlo Placci⁴⁰ gegenübergestellt, gelangt sie zu dem bemerkenswerten Schluss:

nung der Verfasserin. Schriften der Corona I. München/Berlin/Zürich 1932, S. 75 f. Nach dieser Ausgabe wird, falls nicht anders vermerkt, künftig zitiert. (Mehrzahl nachgedruckt, wurde sie 1966 als Nr. 888 der Insel-Bücherei neu aufgelegt.) Diese vom Sekretär der Fürstin besorgte deutsche Ausgabe kommt auf hartnäckiges Betreiben Herbert Steiners (1892–1966), des Mitherausgebers der Zeitschrift »Corona«, vier Jahre vor der französischen Originalfassung heraus (vgl. dazu Marlene Rall, Die Zweimonatsschrift »Corona«, 1930–1943. Versuch einer Monographie. Diss. Tübingen 1972, S. 75–77): Princesse de la Tour et Taxis, Souvenirs sur Rainer Maria Rilke / publiée par Maurice Betz. Paris 1936; ein Neudruck (mit dem geänderten Untertitel »préface de Maurice Betz«) erscheint 1987 bei Obsidiane in Paris. – In einer ersten Fassung hatte Marie Taxis 1927/28 eine Sammlung von Briefen Rilkes mit biographisch erläuternden Zwischentexten zusammengestellt, die unter dem Titel »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Briefe, Notizen, Ungedrucktes von 1909–1926« als Manuskript in ihrem Nachlass erhalten geblieben ist und die sie in dieser Form Freunden wie Hofmannsthal oder Kassner zur Lektüre überlassen hat. Außerdem befinden sich im Nachlass fünf nummerierte mit »Rainer Maria Rilke. Dottor Seraficus. Souvenirs« überschriebene Hefte (um 1930), vgl. Dottor Serafico. La memoria di Rainer Maria Rilke e l'archivio del Castello di Duino. Trieste 1999, S. 126: Rilkeana Nr. 233 u. 234.

⁴⁰ Der italienische Kunstsammler und Schriftsteller Carlo Placci (1861–1941) – Marie Taxis nennt ihn »Professor of enjoyment« (Erinnerungen an Rilke [wie Anm. 39], S. 21) – wurde in London geboren, wo er seine Kindheit verbrachte. Von daher war und blieb er, wie seine langjährige Freundin Vernon Lee (d.i. Violet Paget, 1856–1935) schreibt, »that half English, half Italian and wholly cosmopolitan lad« (zit. bei Marie-José Cambieri Tosi, Carlo Placci – Maestro di cosmopoli nella Firenze fra otto e novecento. Firenze 1984, S. 120). Früh schon setzt er sich in wichtigen Essays mit den englischen Präraphaeliten, mit William Morris, Edward Burne-Jones, Swinburne oder Dante Gabriel Rossetti auseinander (vgl. Marie-Pierre Strowel, Carlo Placci between Italy and Britain in the 1880s. In: The Modern Language Review 89, 1994, H. 1, S. 71–87) und wird damit zum von Kassner damals nicht wahrgenommenen Vorläufer der »Mystik, die Künstler und das Leben«. In Florenz arbeitet er beim »Corriere della Sera« und verschiedenen anderen Zeitschriften, veröffentlicht zwei seinerzeit vielgelesene Romane (1892: »Un furto«; 1898: »Mondo mondano«), denen 1908 »In automobile« folgt. Aufgrund seiner weitgefächerten literarischen, musikalischen und historischen Interessen und Kenntnisse ist er eine der führenden Gestalten im gesellschaftlichen und künstlerischen Leben von Florenz. Bernard Berenson bekennt später: »For me you never have been an Italian, but etwas Niedergewesenes, namely Carlo Placci« (The Selected Letters of Bernard Berenson. Ed. by A.K. McComb. London 1973, S. 72; vgl. Bernard Berenson, Echi e riflessioni. Milano/Verona 1950, S. 24–43). Er ist befreundet mit Kassner und Marie Taxis, mit Hofmannsthal (vgl. Silvia Brunelli, Alcune Lettere inedite di Hofmannsthal a Carlo Placci. In: Rivista di letterature moderne e comparate 34, 1981, S. 175–185, sowie Placcis 1911 erschienenen Essay »Ugo von Hofmannsthal: il poeta di Strauss«) und Rilke (vgl. Wolfram Mauser, Lettere di Rilke a Carlo Placci. 1912–1914. In: Rivista di letterature moderne e comparate 9, 1956, S. 217–223), mit Gerhart Hauptmann, Otto von Taube, Cosima Wagner (vgl. Adelmo Damerini, Inediti wagneriani. Dal carteggio Carlo Placci. In: La Scala. Rivista dell'Opere 94, 1957, S. 17–27; vgl. Placcis Studie »Cosima Wagner«, Milano 1913), mit Elsa Bruckmann und vielen anderen deutschen Literaten und Musikern, denen er häufig in Deutschland begegnet oder die ihn in Florenz besuchen. In seinem umfangreichen schriftlichen Nachlass in der Biblioteca Marucelliana in Florenz befinden sich 19 Briefe der Fürstin Taxis (1903–1931), jedoch keine Nachrichten von Kassners Hand (freundliche Auskunft von Dott.ssa Adriana Camarlinghi, Florenz).

P. with his clear Latin mind dives down and illuminates the murky waters. Suddenly you can discern everything clearly, where there has been chaos and confusion. But he never penetrates right to the bottom, to the roots – and it is there, down there, where magic begins, that K. feels at home [...]. He is not easy to understand, he speaks a language of his own, but he is right to do so; words are not like stones – they live a mysterious life of their own, and those who have discovered their deep roots instinctively feel the beating of the *innumerable heart*, where the crowd had perceived nothing.⁴¹

Von solchen Gedanken ist in ihrem einzig überlieferten⁴² und deshalb um so kostbareren Briefentwurf aus dem Jahre 1919 (s. Teil II, Brief 89) nichts zu spüren. Er zeigt sie als hellwache, geistvolle Schreiberin, die dem »lieben Doctor« ohne jede gesellschaftliche Grenzziehung mit neckendem Unterton und umgangssprachlichen Wendungen frei und unverstellt begegnet und damit die Grundstimmung des wechselseitigen Umgangs erahnen lässt, welche gerade den mündlichen Austausch geprägt zu haben scheint. Tatkräftig hat sie sich immer wieder für Kassner und sein Schaffen eingesetzt, sei es, dass sie seine Schriften durch ihre französischen Übertragungen einem weiteren europäischen Leserkreis zu eröffnen suchte, sei es, dass sie seine Bücher Freunden und Bekannten großzügig in die Hand gelegt hat. Insgesamt erweist sich die Verbindung über mehr als drei Jahrzehnte hin als eine der beständigsten, nie von Streit oder Entfremdung bedrohten Freundschaften Kassners. Wie nah sie dem engeren Kreis erschien, belegt Hofmannsthals Wort von der »alte<n> Fürstin Kassner«, das er im Januar 1928 ganz selbstverständlich niederschreibt.⁴³

Seine unvollendet gebliebenen »Memorie« wurden posthum in zehn Folgen in der Florentiner Tageszeitung »La Nazione« von Dezember 1961 bis Februar 1962 veröffentlicht; vgl. ferner Marie-José Cambieri Tosi, I Diari di Carlo Placci. In: Nuova Antologia. Vol. 592, Fasc. 2230. Aprile – Giugno 2004, S. 267–304; Comtesse de Montebello <i.e. Comtesse Jean de Montebello, née Albertine de Briey (1855–1930)>, Lettres à Carlo Placci. 1891–1926. Éd. présentée, établie et annotée par Marie José Cambieri Tosi. Firenze 2000.

⁴¹ Memoirs of a Princess. The Reminiscences of Princess Marie von Thurn und Taxis. Translated and Compiled by Nora Wydenbruck. London 1959, S. 125. Das Zitat »the *innumerable heart*« greift den Titel »Le Cœur innombrable« einer 1901 in Paris erschienenen Gedichtsammlung der Comtesse M<athieu> de Noailles auf. Die Fürstin wird das Wort am 18. Mai 1918 im Brief an Rilke über die Zerstörung Duinos wiederholen: »Das Merkwürdigste in unserem merkwürdigen Leben bleibt doch das eigene unverständliche grenzenlose Herz – le cœur innombrable – (Rilke – Taxis, S. 554). Anna Comtesse de Noailles, geb. Princesse de Brancovan (1876–1933), verheiratet mit Mathieu Comte de Noailles (1873–1942), »unsere reizende Dichterin«, ist eine alte Freundin der Fürstin und war am 13. Dezember 1909 in Paris beim ersten Zusammentreffen mit Rilke zugegen (vgl. Rilke – Taxis, S. 5, 7; Marie von Thurn und Taxis, Erinnerungen an Rilke [wie Anm. 39], S. 5–8). Der hatte unmittelbar nach dieser Begegnung einen 1907 entstandenen, aber unveröffentlichten »kleinen Aufsatz« über die Comtesse de Noailles und ihre »früheren Gedichtbücher« in das »kleine blaue Buch« der Fürstin eingetragen (Rilke – Taxis, S. 6f.: 28. Dezember 1909; der Text in: Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke. Bd. 6. Frankfurt a.M. 1966, S. 1016–1020).

⁴² Hinzu kommt die kurze Postkarten-Nachricht vom 7. Juni 1931 (s. Teil II, Brief 117).

⁴³ Hofmannthal teilt Carl J. Burckhardt am 22. Januar 1928 mit, dass neben »andere<n> Ihnen recht wohlbekannte<n> Gesichter<n>« auch »Kassner [...] und die alte Fürstin Kass-

Wenn Kassner seinerseits überliefert, der Fürst habe seine Gattin »im vertrauesten Umgang« »Schatte« genannt, erliegt er einer phonetischen Täuschung. Denn hinter dem gehörten »Schatte« verbirgt sich die intime französische Anrede »Chatte«, die auch Caroline von Thurn und Taxis, eine Schwester des Fürsten, ihrer Schwägerin gegenüber in allen überlieferten Briefen (AST) ebenso benutzt wie den von Kassner tradierten Kosenamen des Fürsten »Slon«, der, aus dem Russischen und Tschechischen übernommen, »Elefant« bedeutet. Und so verehrt der Fürst am 27. Dezember 1905 seiner Gattin anlässlich ihres am nächsten Tag zu begehenden 50. Geburtstags die launigen Verse:

Und auf der Chatte ihr Missive
Rennt gleich der Slon zum Wüsten Rand
Schreibt mit dem Rüssel breite, tiefre
Hieroglyphen in den heissen Sand:
»Dir, liebste Chatte, gehört der ganze
Schon runzlig graue alte Slon
Vom Stosszahn, Rüssel, bis zum Schwanze
The Trophies all – to you alone«.⁴⁴

Als Marie Elisabeth Caroline von Thurn und Taxis, geboren am 28. Dezember 1855 in Venedig, am 16. Februar 1934 im 79. Lebensjahr nach fast drei Jahren quälend sich hinziehender Krankheit auf Schloss Lautschin stirbt, skizziert Kassner in seinem auf Bitten Herbert Steiners verfassten Nachruf⁴⁵ ihre Herkunft und Lebensbahn und ordnet sie dem »heute im Aussterben« begriffenen Typus der ›Grande Dame‹ zu: Sie war, so schreibt er,

zunächst einmal das, was man eben große Dame nennt, sie war es im eminenten Sinne und hat wohl auf alle Menschen, die ihr nahekamen, als solche gewirkt. Als Österreicherin jenes größeren Österreichs, das durch den Weltkrieg zerstört wurde [...], wurde sie in Venedig geboren, als es noch zu Österreich gehörte.⁴⁶ Diese Tat-

ner« die gestrige Uraufführung von Max Mells »Nachfolge Christi Spiel« im Burgtheater besucht hätten (BW Burckhardt, S. 257f.).

⁴⁴ Walter Simon, Aus dem Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und dem Taxis-Hohenloheschen Familienkreis (unveröffentlichtes Manuskript. Tübingen 2010), S. 65. Zu Kassner »Schatte« und »Slon« vgl. KSW X, S. 326.

⁴⁵ S. O. Ann. 21.

⁴⁶ Mit diesen und den folgenden Hinweisen bezieht sich Kassner auf die »Jugenderinnerungen« der Fürstin, die er als »Souvenirs« in Gestalt des unpublizierten französischen Originals kennt, das sie Rilke am 4. Juli 1917 als »fertig« gemeldet hatte (Rilke – Taxis, S. 497) und das Kassner als »das beste« bezeichnen wird, »was sie geschrieben hat« (an Fürstin Herbert Bismarck, 2. März 1934). Der Text wird erst nach ihrem Tod in deutscher Übersetzung veröffentlicht: Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, Jugenderinnerungen (1855–1875). Aus dem Nachlaß ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Georg H. Blokesch. Wien 1936. In »diesem so fraulich anmutigen, köstlich an Schönheit reichen Buch«, sieht Otto von Taube

sache, ferner die Jugendjahre in Duino,⁴⁷ Sagrado und im Toskanischen,⁴⁸ die enge Verbundenheit durch ihre Mutter aus dem Geschlechte der della Torre, welches Aquileja seine Patriarchen und Mailand eine Reihe von Herzögen gegeben hatte, mit dem Hof des Grafen von Chambord,⁴⁹ auch die Beziehung zum Rom Pius' IX. durch ihren Onkel, den Kardinal Hohenlohe,⁵⁰ haben ihr Wesen mehr bestimmt als später Wien oder die »böhmischen Wälder«⁵¹ [...]. Bei Marie von Thurn und Taxis war das Höfische völlig natürlich und angeboren. Es hätte sie, will das sagen, niemals in einen Gegensatz zum Natürlichen, zum Natürlich-Menschlichen bringen können.⁵²

ein lebendiges Abbild des alten Europa: »Das war noch Abendland« ist sein emphatisches Fazit (Otto von Taube, Vorkriegseuropa. In: Europäische Revue 13, 1937, H. 3, S. 245–248). Teildrucke waren zuvor in der »Corona« erschienen (4. Jahr, Heft 3, Februar 1934, S. 318–336, und 5. Jahr, Heft 1, November 1934, S. 74–95). Eine gegenüber der deutschen Fassung schmalere Auswahl aus dem originalen Textbestand trifft Nora Gräfin Wydenbrück-Purtscher (1894–1959), eine Nichte der Fürstin. In: Memoirs of a Princess (wie Anm. 41), S. 11–98; »Part Two« des Buches (S. 99–128) enthält wichtige »Diaries and Sketches. 1875–1911« aus unveröffentlichten Papieren der Fürstin, »Part Three« (S. 129–219) ihre »Memories of Rainer Maria Rilke. 1909–1926«.

⁴⁷ Die Mutter der Fürstin, Therese Gräfin von Thurn-Hofer und Valsassina (1815–1893), hatte die Herrschaften Duino, Sagrado und Dobeido mit Schloss Duino als Mittelpunkt von ihrem Vater Graf Giambattista (Johann Baptist) III. (1775–1849), dem letzten Signore di Duino, geerbt. Vgl. die Kapitel »Duino« und »Mama« in den »Jugenderinnerungen« (wie Anm. 46), S. 10–40. 1849 hatte sie Prinz Egon zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1819–1865) geheiratet, der in Triest als »k.k. Oberst-Lieutenant in der Armee« Dienst tut (vgl. Gothaischer Hofkalender 96. Gotha 1859, S. 136). Christiane Gräfin Thun-Salm nennt sie Hofmannsthall gegenüber »eine Erbtochter & berühmte Schönheit. Sie hatte eine unglückliche Liebe für den verst. Erzherzog Friedrich, der deutscher Herr war. Erst als er in irgend einer Schlacht fiel, heirathete sie Hohenlohe« (BW Thun-Salm, S. 58: 4. November 1902). Friedrich Erzherzog von Österreich und königlicher Prinz von Ungarn (1821–1847), dritter Sohn des Erzherzogs Karl von Teschen (1771–1847) und der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (1797–1829), zeichnete sich als k. und k. Vizeadmiral und Marine-Oberkommandant in zahlreichen Schlachten aus. 1845 wurde er in den Souveränen Malteserorden aufgenommen. Er fiel nicht in der Schlacht, sondern starb an den Folgen einer Gelbsucht (vgl. Oscar Criste, Art. »Friedrich, Erzherzog von Oesterreich«. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. von der Hist. Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 49. Leipzig 1904, S. 116–118).

⁴⁸ Vgl. Taxis-Hohenlohe, Jugenderinnerungen (wie Anm. 46), S. 54–74: »In der Toskana«. Im Borro, im oberen Valdarno, nahe Bologna liegt das stille Landhaus der Mutter, in dem die Familie, nach des Vaters Tod, ab 1865 »fast zwei ganze Jahre, Jahre ruhiger Einsamkeit« verbracht hatte (ebd., S. 57).

⁴⁹ Der »letzte Bourbone direkter Linie und unglückliche Anwärter auf den Thron Frankreichs«, Henri Charles de Bourbon, Graf von Chambord (1820–1883), und seine Familie gehörten zum engsten Freundeskreis der Mutter in Venedig; vgl. »Beim Grafen Chambord« (ebd., S. 48–50).

⁵⁰ Gustav Prinz von Hohenlohe-Schillingsfürst (1823–1896), 1866 von Pius IX. (1792–1878) zum Kurienkardinal ernannt; vgl. das Kapitel »Kardinal Hohenlohe« (ebd., S. 90–92).

⁵¹ Mit dieser Ortsangabe aus Schillers »Die Räuber« (II. Akt, 3. Szene) spielt Marie Taxis auf die böhmischen Besitzungen ihres Gatten an, vor allem auf Schloss und Herrschaft Lautschin.

⁵² KSW VII, S. 300f. u. 302f. – Ein ähnliches Bild gewinnt Otto von Taube, als er ihr, durch Vermittlung Kassners, Ende April 1907 in Rom begegnet: »Die Fürstin <machte> den Eindruck einer herzensguten, wohlwollenden, völlig schlchten und freien, vornehmen und

Ihre »Beziehung zur Natur«, so Kassner, sei »ganz und gar die des südlichen Menschen« gewesen, »Genuß von Farbe und Linie, ein Geschmack von den Dingen, und nicht aus dem Gefühl der Distanz und Entfremdung des Städters oder Bürgers«; und ihre »Beziehung zur Kunst« »etwas sehr Lebendiges, Wesenhaftes«. »Dichtung war für sie etwas Gegebenes, durch Einflößung Mitgeteiltes, die Seele Erziehendes, ein Kanon der Seele.« In diesem Zeichen sei sie für den guten Geschmack »nicht aus Ziererei oder Ästhetizismus, sondern aus Weltgefühl eingetreten«. »Erstaunlich« nennt er »ihr Gefühl für das Wort, für dessen Fleisch und Haut, für jede Nuance der Vokale und Konsonanten«. Von daher habe sie »Racine so genießen können, »wie es sein soll: Vers für Vers, Wort für Wort, Silbe für Silbe«.⁵³ »Gehör und Gesicht«, »Auge und Ohr« seien bei ihr gleich stark entwickelt gewesen, so dass ihr neben der Weltdichtung, von der sie große Teile auswendig wusste, auch »die meisten Bilder in den Galerien Europas mit allen Farben immer gegenwärtig« gewesen seien.⁵⁴

Andere Züge hebt er 15 Jahre später im »Geleitwort« hervor: ihren »sens commun« und »bon sens«, ihre Distanz zu »allem Psychoanalytischen«, ihre »Begabung zum Diplomatischen« oder ihre »unerschöpfliche Aufnahme von Dingen der Kunst und Dichtung«: »Wenn ich ihrer heute gedenke, so scheint mir dies ihre hervorstechendste Eigenschaft gewesen zu sein: die Unerschöpflichkeit, dieses Nicht-genug-haben-können«,⁵⁵ wohingegen es ihm »stets unwesentlich« und »von geringerer Wichtigkeit vorgekommen« sei, »wie tief sie in das einzudringen vermocht habe, von dem sie eine so heftige Bewegung zu empfangen stets bereit schien«.⁵⁶ Seltsam, dass er vor diesem Hintergrund – abgesehen von den »Jugenderinnerungen« und den »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« – ihre eigenen literarischen Hervorbringungen in französischer, deutscher und englischer Sprache beiseiteläßt: die drei in den Briefen behandelten französischen

daher anspruchslosen Frau – der echten Aristokratin österreichischer Prägung« (Otto Freiherr von Taube, Stationen auf dem Wege. Erinnerungen an meine Wanderjahre vor 1914. Heidelberg 1969, S. 105 f.). Auch Nicky Mariano, langjährige Sekretärin und Freundin Bernard Berenzons, schildert die Fürstin als »a remarkable type auf mätresse-femme, a product of the old Italo-Austrian aristocracy, comfortably at home in four cultural worlds, a commanding presence in spite of her homely features and inelegant bulky figure. She was too vital, too free from self-consciousness to feel any petty vanity and her huge strangely rotating behind did not seem to make her the least bit uncomfortable or embarrassed« (Nicky Mariano, Forty Years with Berenson. New York 1966, S. 42).

⁵³ Zu Marie Taxis' Vorliebe für Racine vgl. Rilke -Taxis, S. 731, 818, 821 u. ö.

⁵⁴ KSW VII, S. 302 f. u. 304 f.

⁵⁵ So heißt es auch in Kassners Brief an Rilke vom 25. August 1919 mit Blick auf seinen Aufenthalt in Lautschin: »Es war ganz gut dort. Viel gute Musik. Zu viel. Sie kennen die Unerlässlichkeit der Fürstin aus dem Frühjahr 1914. So war es auch dies mal« (Rainer Maria Rilke und Rudolf Kassner, Freunde im Gespräch. Briefe und Dokumente. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Frankfurt a.M./Leipzig 1997 [künftig zit. als: Rilke – Kassner], S. 127).

⁵⁶ KSW X, S. 325 f.

Novellen,⁵⁷ den kleinen Roman »Le violon de Jacob Stainer«⁵⁸ oder das zunächst von Rilke, dann, nach Kassners Protest, von Hofmannsthal eingeleitete Märchen »Vom Kaiser Huang-Li«⁵⁹ – Texte, die sie, abgesehen von »Jacob Stainer«, mit dunkel verschatteten Radierungen oder bezaubernd farbenfrohen Zeichnungen schmückt.⁶⁰ Von ihren Übertragungen ins Französische erwähnt er nur die der »Schwulen Tage« des beidseits hochgeschätzten Eduard von

⁵⁷ Vgl. die Briefe 10 u. 11.

⁵⁸ Princesse Alex de La Tour et Taxis, Le violon de Jacob Stainer. Paris 1910. – Einen Sonderfall stellt das Buch dar, welches unter dem Titel »Travels in unkown Austria. By Princess Mary of Thurn and Taxis. With illustrations by the author«, mit der Verlagsangabe »London. MacMillan and Co. Ltd. / New York: The MacMillan Co. 1896« (auf S. 143 der Vermerk: »Printed by R. & R. Clark, Limited, Edinburgh«) vorliegt (The National Union Catalog, Vol. 593, S. 414: NT 0208983; Privatsammlung Stuttgart). Entgegen der Titelsei ist Marie Taxis nicht »the authore des Textes, was der ungenannte Verfasser Randolph Llewellyn Hodgson (1870–1952) bestätigt, wenn er in seiner »Introductions« (ebd., S. 2–4) berichtet, während eines Gesprächs auf Schloss Duino habe »the other day« eine »lady (the one who is my collaborator now)« bedauert, die Engländer wüssten so »very little« über Österreich, beispielsweise über die adriatische Umgebung von Duino; und sie habe ihn aufgefordert: »Write a simple sketch of this part of the country. Begin with Duino, where we are now. Then we will make excursions to other places near here. And you can write about them. If you will do it, I will try to make the illustrations.« Diesem Umstand trägt die satzidentische, gleichfalls »by R. & R. Clarke, Limited, Edinburgh« gedruckte, im selben Verlag und selben Jahr erschienene Ausgabe mit dem geänderten Titel Rechung: Randolph Llewellyn Hodgson, Wanderings through unknown Austria. With illustrations by Mary, Princess of Thurn and Taxis. (In dieser Form ist der Band inzwischen als photomechanischer Nachdruck zugänglich: British Library, Historical Print Editions. History of Travel. o.J.). Das Buch bietet neben der farbenreichen Schilderung Duinos, seiner Bewohner und Gäste sowie gemeinsamer Ausflüge nach Miramar, Aquileia, Sagrado, Capodistria oder Görts (Goritz) einige bemerkenswerte Wesenszüge und Eigenheiten der Fürstin, etwa ihre vom Autor entschieden missbilligte Begeisterung für Napoleon I. oder die Musik Richard Wagners, in welch letzterem Fall er sich mit dem Fürsten (»our host«) durchaus einig weiß. Als »collaborator« steuert sie die qualitätvollen Schwarz-weiß-Illustrationen und Vignetten bei, greift aber auch resolut in den Text mit Forderungen und Widersprüchen ein, welche der englische Autor mit britischem Humor aufnimmt und ironisch kommentiert.

⁵⁹ Vom Kaiser Huang-Li. Märchen für erwachsene Kinder von Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. Berlin 1922. In gleichem Stil präsentiert sich Marie Taxis' Märchen »The Tea Party of Miss Moon (from Grandmama's tales)«, das sie 1911 für »Raymond & Louis, my darling grandsons« in englischer Sprache aufgeschrieben und mit entzückenden Gouachen geschmückt hat; als Faksimile wurde es 1982 aus dem Nachlass herausgegeben: The Tea Party of Miss Moon. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Hans Christian Meiser. Feldafing 1982. Von weiteren Märchen, die sie »verbrochen« habe, ist in Briefen an Rilke zu lesen (vgl. Rilke – Taxis, S. 420, 564), darunter »Die Geschichte des Sultans der glückseligen Inseln und seiner sieben schönen Töchter« (ebd., S. 584: 12. Januar 1920), von der allerdings kein Zeugnis auf uns gekommen ist.

⁶⁰ Abbildungen von ihrer Hand (vgl. auch unten Anm. 68) enthalten außerdem: Randolph Llewellyn Hodgson, On Plain and Peak. Sporting and other Sketches of Bohemia and Tyrol. Illustrated by Her Seren Highness Princess Mary of Thurn and Taxis and from Photographs. London 1898; sowie Karl Erdmann Edler (1844–1931), Betta von Duino. Illustriert mit Original-Radierungen von Prinzessin Marie zu Thurn und Taxis-Hohenlohe. Wien 1909.

Keyserling;⁶¹ nicht aber die seiner eigenen »Elemente der menschlichen Größe«, welche sie »auf seinen Wunsch« erarbeitet hatte, weil er mit der vorangehenden »ausgezeichneten Übersetzung« des »Dilettantismus«⁶² »zufrieden war«.⁶³ Die letztere bleibt ungedruckt,⁶⁴ während »Des éléments de la grandeur humaine«, in freilich grundlegender überarbeiteter Gestalt, 1926 erscheinen.⁶⁵

Wenn er sich weiter erinnert: »Die Fürstin Taxis wirkte in der Intimität von ihrem Sitz aus im Boudoir oder in der Lautschiner Bibliothek, umgeben von Büchern, in denen sie fort las, vor sich weiße, rote Rosen, die sie mit Pastellstiften abmalte«,⁶⁶ verschweigt er, dass sie nicht nur »mit Pastellstiften«, sondern in ihrem Atelier in der Wiener Schwindgasse auch in Öl malte⁶⁷ und 1904 ein verschollenes Kassner-Bildnis schuf, das seine Zustimmung gefunden hatte.⁶⁸

In all seinen Berichten und Deutungen lässt er, der Physiognomiker, erstaunlicherweise die äußere Erscheinung fast ganz beiseite; anders als Rilkes Freundin

⁶¹ Trotz Kassners Angabe, die Übersetzung sei »in einer der großen französischen Zeitungen erschienen« (KSW VII, S. 303), war ein Druck bislang nicht nachzuweisen; auch im Nachlass (AST) haben sich keine Spuren gefunden.

⁶² So Kassner an Rilke, 3. Mai 1923 (Rilke – Kassner, S. 150). Ein maschinenschriftliches Exemplar verwahrt die Rilke-Sammlung des Schweizerischen Literaturarchivs in Bern. Entwürfe und Vorarbeiten sind im Nachlass der Fürstin (AST) erhalten geblieben.

⁶³ Marie Taxis an Anton Kippenberg, 7. Juli 1923.

⁶⁴ Hinzu kommt die Übertragung eines Petrarcha-Sonnets ins Deutsche, für das sie Anfang 1920 Rilkes Zuspruch erneut (vgl. Rilke – Taxis, S. 589 f. u. 592). Zu ihren zahlreichen Versuchen, Rilke-Gedichte ins Italienische zu bringen, vgl. die Liste der »Übersetzungen von Gedichten Rilkes ins Italienische durch Marie Taxis« (ebd., S. 980) sowie die »Vier Gedichte von R. M. Rilke / ins Italienische übersetzt durch Marie von Thurn und Taxis, mit handschriftlichen Anmerkungen des Dichters« (ebd., S. 915–925). Einige dieser Übersetzungen erscheinen – anonym – im September und Dezember 1926 in der Turiner Zeitschrift »Il Baretti« (3, 1926, H. 9 u. 12; vgl. Marie Taxis' Ankündigung im Brief an Rilke vom 14. April 1926: Rilke – Taxis, S. 859; Walter Ritter, Rainer Maria Rilke. Bibliographie. Wien 1951, S. 27: T 248; Dottor Serafico [wie Anm. 39], S. 125, Nr. 231). Im Archivio della Torre e Tasso (AST) findet sich unter den Rilkeana ein Typoskript ihrer italienischen Übersetzung des »Buchs der Bilder« mit eigenhändigen Annotationen (Dottor Serafico, a.a.O., S. 124, Nr. 223). Außerdem bietet der Nachlass ungedruckte französische Versionen einzelner Gedichte Friedrich Rückerts und Heinrich Heines, frühe Prosaentwürfe unter dem Titel »Aquarelles« (1883–1890) und das deutsche »Singspiel in 3 Acten« »Mein Franzl«. Hofmannsthals Vorschlag, sie solle den Roman »La Princesse de Clèves« der Madame de La Fayette (1634–1692) »deutsch übersetze[n]«, lehnt sie ab: »Das glaube ich wäre über meine Kräfte« (an Rilke, 4. April 1924: Rilke – Taxis, S. 799).

⁶⁵ Rudolf Kassner, Des éléments de la grandeur humaine. Traduit de l'allemand par la princesse Alexandre de la Tour et Taxis. In: Commerce 9, 1926, S. 107–170.

⁶⁶ KSW X, S. 325 f., 337, 339. Ein Aquarell »Roses blanches« nennt der Auktionskatalog: Beaussant & Lefèvre, Castello di Duino. 11.–14. Juni 1997. Trieste 1997, S. 162, Los 1096.

⁶⁷ Vgl. die entsprechenden Anspielungen in Brief 3, 8, 21 u. 22.

⁶⁸ S. dazu Brief 24 u. 25. – Eine Porträtszeichnung Rilkes von ihrer Hand ist der deutschen Ausgabe ihrer Erinnerungen an den Dichter als Frontispiz beigegeben (wie Anm. 39); ein Selbstporträt ist abgebildet in: Dottor Serafico (wie Anm. 39), S. <96>. Überdies versucht sie sich gelegentlich im Modellieren »kleiner Statuetten« (vgl. Rilke – Taxis, S. 184). Weitere Aquarelle und Federzeichnungen nennt der Auktionskatalog Castello di Duino (wie Anm. 66), S. 128, Los 792; S. 153, Los 1026 u. 1028.

Magda von Hattingberg, die Marie Taxis im Frühjahr 1914 als »eine grauhaarige Dame von mittlerer Größe« kennenlernt, »mit hellen, sprechenden Augen unter starken dunklen Brauen in einem heiteren und geistvollen Gesicht. Das Haar über der Stirn in kleinen Locken frisiert, im weißen Abendkleid mit kurzer Schleife und kupferfarbenen Seidenschuhen sah sie in Wahrheit aus wie eine jener kunstliebenden Fürstinnen der Renaissance, die Dichter, Musiker und Maler aller Ländern bei sich beherbergten, um sie in einer Atmosphäre von Freiheit und Schönheit ihrer Kunst und der geistigen Erholung leben zu lassen. Sie, die geborene Venezianerin, sprach fließend deutsch, mit einem anheimelnden österreichischen Akzent« und habe durch »ihre natürliche Liebenswürdigkeit und ungezwungene Art« gewirkt.⁶⁹

Unser Verständnis dieser Beziehung gewinnt maßgeblich an Kontur und Tiefe durch Marie Taxis' Korrespondenz mit Rilke,⁷⁰ die letztlich auf Kassner zurückgeht. War er es doch, der ihr Interesse für den Dichter geweckt, sie im Dezember 1909 mit einem – verlorenen – Schreiben bei ihm in Paris eingeführt⁷¹ und damit den Weg zu dieser großen Freundschaft gebahnt hatte. In dem umfangreichen Briefwechsel, liest man ihn parallel zu den hier vorgelegten Kassner-Briefen, entfaltet sich ein farbiges, sehr differenziertes Bild des gemeinsamen Freundes, der von Beginn an behandelte wie handelnde Person zugleich

⁶⁹ Rilke und Benvenuta. Ein Buch des Dankes. Wien 1943, S. 174 f. Die Konzertpianistin und Schriftstellerin Magda von Hattingberg, geb. Richling (1883–1959), eine Schülerin Ferruccio Busonis, hatte sich am 21. Januar 1914 nach der Lektüre der »Geschichten vom lieben Gott« bewundernd an Rilke gewandt. Aus diesem ersten Brief entwickelte sich eine rauschhaft ausufernde Korrespondenz, die nach einem Monat in die persönliche Begegnung mündet, bei der sich die alsbaldige innere wie äußere Trennung schon abzeichnet. »Benvenuta«, wie Rilke sie liebevoll nennt, »Die Willkommen«, hatte 1907 den k. u. k. Staatsbahnrat Walther Georg von Hattingberg (1881–1941) geheiratet, von dem sie 1918 geschieden wird. In zweiter Ehe heiratet sie den Schriftsteller Hermann Graedener (1878–1956). 1943 schildert sie anonym im genannte Buch »Rilke und Benvenuta« ihre Beziehung zu Rilke anhand der an sie gerichteten Briefe und lässt 1954 eine von ihr philologisch unzureichend besorgte Ausgabe »Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Benvenuta« folgen, die erst nach fast einem halben Jahrhundert ersetzt wird durch: Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Magda von Hattingberg »Benvenuta«. Hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg. Frankfurt a. M. 2000. Die zitierten Eindrücke hatte sie gewonnen, als sie den Dichter im April 1914 nach Duino begleitete. Das Motiv der Renaissance-Fürstin unterstreicht auch Gabriele d'Annunzio, wenn er Marie Taxis als »ultima principessa italiana del rinascimento« röhmt (zit. in: Giulia Schiberna, Guida al Castello di Duino. Duino 2008, S. 20). Aufs Äußere der späteren Jahre bezogen, erinnert sich Nicky Marino der »bulky figure« und des »huge strangely rotating behind« der Fürstin (zit. oben in Anm. 52), zu dem Mary Berenson während eines Besuchs der Fürstin im Tagebuch unter dem 23. Februar 1926 anmerkt: »The derrière of the Princesse is a most mysterious thing. She goes out like a shelf and then there is a mass, that gyrates, but whether it is herself or something she wears, we cannot determine« (Mary Berenson, A Self-Portrait from her Letters & Diaries. Ed. by Barbara Strachey and Jayne Samules. London 1983, S. 259).

⁷⁰ Vgl. Margret Boveri, Heroische Bruchstelle Europas. Duino, die Fürstin Thurn und Taxis, Rilke und Rudolf Kassner. In: Merkur 5, 1951, H. 7, S. 723–735.

⁷¹ Vgl. Rilke – Taxis, S. XXV (= KSW X, S. 331) und S. 3.

ist. »Dottor Mistico«, jener Name, den Marie Taxis für ihn findet,⁷² enthält in nuce ihre Einschätzung des Mannes, den sie als »merkwürdigen Geist« begreift, ohne seine »wunderbaren aber entsetzlich schwierigen«⁷³ Schriften immer zu verstehen. Die Bezeichnung taucht zum ersten Mal am 20. Juni 1912 im Brief an Rilke auf,⁷⁴ ein spätes Gegenstück zum »Dottor Serafico«, als welchen sie den Dichter seit Juli des Vorjahres anspricht.⁷⁵ Der macht sich diesen Namen sogleich zu eigen. Kassner hingegen unterzeichnet nie als »Dottor Mistico«, und auch die Fürstin scheint ihm gegenüber diese Anrede niemals gebraucht zu haben.⁷⁶ Ihre beiden überlieferten Nachrichten⁷⁷ wenden sich an den »Lieben Doctor«; und im Gespräch figuriert er stets als »Herr Doctor« oder »Doctor«.⁷⁸

Der Verkehr mit Marie und Alexander von Thurn und Taxis ist für Kassner unauflöslich mit Lautschin verbunden, dem barocken Schloss⁷⁹ samt sei-

⁷² Möglich, dass eine Assoziation zum »Chorus mysticus« in »Faust II« mitschwingt; vgl. auch Anm. 75.

⁷³ Rilke – Taxis, S. 584: 12. Januar 1920, mit Bezug auf Kassners »Zahl und Gesicht«.

⁷⁴ Rilke – Taxis, S. 165.

⁷⁵ Vgl. dazu Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 39), S. 20. Seinen Brief vom 5. August 1911 unterschreibt Rilke zum ersten Mal mit »Ihr dottorserafico« (im nächsten Brief abgewandelt zu »Dottor serafico« oder, später, abgekürzt zu »D.S.«), nachdem er am 21. Juli, ironisch auf Marie Taxis' Suche nach einem geeigneten Namen anspielend, noch als »il Dottor provvisorio« gezeichnet hatte. Sie hatte am 16. Mai 1911 erklärt: »Nebenbei ich muß einen Namen für Sie finden – lieber Herr Rilke klingt mir nicht in der richtigen Tonart« (Rilke – Taxis, S. 39, 40, 52, 54, 55). »Dottore Serafico« ist im übrigen Beiname des Heiligen Bonaventura (eigentlich Johannes Fidonzia, 1221–1274), eines der einflussreichsten Kirchenlehrer seiner Zeit, auf den die Fürstin beim Blick in einen Heiligenkalender gestoßen sein mag; sein Fest- und Todestag fällt jedenfalls auf den 15. Juli. Möglich auch, dass sie an die Figur des Pater Seraphicus im Schlussteil von Goethes »Faust II« denkt, nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass die mittelalterliche Theologie Franz von Assisi als »Seraphicus« bezeichnet hat, jenen Heiligen, mit dem Rilke sich intensiv auseinandersetzt (vgl. August Stahl, Rilkes Franz von Assisi. Spuren, Kontext, Ethik. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 27/28, 2006/07, S. 76–107) und mit dem er – sehr zu seinem Unwillen – von Adoranten gem verglichen wird; vgl. KSW X, S. 319 u. 901. – Auch die engsten Familienmitglieder benutzen später diesen Namen: So redet Pascha Taxis – er unterschreibt selbst stets als »Sascha Taxis« – Rilke als »Dor Seraphicus« an (16. Dezember 1912), der seinerseits mit »Serafico« (20. November 1917) unterzeichnet; der Fürst begrüßt ihn am 2. Dezember 1912 als »Don Serafico«, später, ab 1916, lauten Anrede (9. Dezember 1916, 7. Dezember 1917, 6. Dezember 1921, 13. Dezember 1922, 13. Dezember 1923) und Unterschrift »Serafico« (26. November 1921); so jeweils bei Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlohesche Familienkreis (wie Anm. 44), S. 18–23, 26 u. 29.

⁷⁶ Anders in ihren Briefen an Rilke vom 14. April 1913 (»Dottor mistico«) und 12. September 1921 (»Doctor Misticus«): Rilke – Taxis, S. 286, 629.

⁷⁷ Der Briefentwurf vom 11. November 1919 aus Den Haag (s. Teil II, Brief 89) und die Postkarte vom 7. Juni 1923 aus Lautschin (s. Teil II, Brief 117).

⁷⁸ Vgl. KSW VII, S. 302 u. X, S. 326; ferner Kassners Selbstbezug als »Doctor« in Brief 36 (s. u. S. 186). Auch in Marie Taxis' und Rilkes späteren Briefen ist durchgängig von »Kassner« oder vom »Doctor« die Rede.

⁷⁹ Das einstöckige, dreiflügelige Schloss (vgl. Hugo Rokyta, Die böhmischen Länder. Salzburg 1970, S. 169f.) wurde zwischen 1704 und 1713 im Auftrag des damaligen Besitzers Karl Ernst von Waldstein (1761–1713) vom böhmischen Architekten Franz Maximilian Kaňka (1674–1766) erbaut; die Kirche »Mariä Aufnahme in den Himmel« ist an den linken Flü-

ner herrlichen Terrasse hoch über dem böhmischen Land, seinem Garten und englischen Landschaftspark, umgeben von »ausgedehnten Wäldern«, in denen der Gast, gestützt auf seine beiden Gehstöcke, »stundenlang« umherschweift.⁸⁰ Park und Terrasse lässt er in einem seiner 1931 entstandenen »Gleichnisse des Vorläufers« vor dem geistigen Auge erstehen:

Ich sehe vom Fenster herab auf die Terrasse des böhmischen Schlosses mit den Beeten aus Phlox, Verbenen und vielfarbigem, samtenem Löwenmaul, den blutroten Kalas in der Mitte, den Fuchsien in weit ausgebuchten Vasen aus dünnem, rotbraunen Ton. Es ist Mittag, zu Füßen des Schlosses, durch einen Park mit hohen, alten Bäumen abgegrenzt, die große böhmische Ebene, gelb und grün gestreift, mit nistenden Dörfern, am Horizont dann im Dunst und Rauch die Stadt.⁸¹

Seit seinem ersten Aufenthalt im Spätsommer 1902⁸² verbringt er hier in den folgenden fast vier Jahrzehnten bis zum Tode des Fürsten regelmäßig, meist im Spätsommer, einige Wochen, »mit Ausnahme der großen Reisen vor dem Krieg«.⁸³ Lautschin wird ihm, weit mehr als das selten besuchte Duino, der »feste Punkt« im Jahreslauf⁸⁴ und »immer mehr mit den Jahren« ein dankbar angenommenes »Asyl« und eine willkommene »Arbeitsstätte«,⁸⁵ an der er zahlreiche seiner Schriften durchdenkt, entwirft und vollendet. Noch im Sommer 1938 gesteht er: »It was like home-coming«, als er mit dem »new beautifull motor car from Prague a little after 11th in the night« eingetroffen und am Schlosstor vom Fürsten, »the sweet old man«, und anderen erwartet worden sei:

gel angelehnt. Schloss und umliegende Herrschaft gelangten 1808 in den Besitz der Familie von Thurn und Taxis, die ab 1828 den weiten englischen Park anlegen ließ. Fürst Alexander vermachte das Anwesen seinem ältesten Enkel Prinz Alexander von Thurn und Taxis (1906–1992), dem ersten Sohn des Prinzen Erich. Der schließt sich den nationalsozialistischen Machthabern an, die im März 1939 unter Bruch des Münchner Abkommens Tschechien als »Protektorat Böhmen und Mähren« dem Deutschen Reichsgebiet zwangsweise angegliedert hatten, und tritt in die NSDAP ein. Daher wird er nach dem Zweiten Weltkrieg enteignet und flüchtet zu den Verwandten nach Regensburg (freundl. Auskunft von Zdenek Votava, Schloss Lautschin). Ab 1945 dient das Schloss zunächst als Unterkunft für tschechoslowakische Soldaten; ab 1949 als Schule mit Internat. Die damals weitgehend zerstörte Inneneinrichtung ist heute in den öffentlich zugänglichen Räumen durch Möbel und Gegenstände ersetzt, die sich an der Ausstattung zur Zeit von Alexander und Marie Taxis orientieren; vgl. Zámek Loučeň: <http://www.zameklouceni.cz> (Stand: 31.10.2014).

⁸⁰ KSW VII, S. 268, in »Der Bettler von Lautschin«, s. die folgende Anm.

⁸¹ »Die Gleichnisse des Vorläufers«; zuerst in: Eckart. Blätter für evangelische Geisteskul- tur 8, 1932, H. 6, S. 246–249; 1934 aufgenommen in: »Das Buch der Gleichnisse«: KSW V, S. 250f.; s. auch die Hinweise auf das Schloss im 1938 entstandenen Prosastück »Der Bettler von Lautschin« aus dem »Buch der Erinnerung«: KSW VII, S. 264–270.

⁸² Vgl. Brief 6.

⁸³ An Theophil Spoerri, 4. August 1931. In: Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag. Gedenkbuch. Hg. von A<iphons> Cl<emens> Kensik und D<aniel> Bodmer. Erlenbach-Zürich 1953, S. 238 (zit. in: KSW V, S. 651).

⁸⁴ Kassner an Fürstin Taxis, 24. Juni 1929 (s. Teil II, Brief 108).

⁸⁵ Brief vom 6. September 1929 (s. Teil II, Brief 111).

I did not trust to my eyes when I saw from far the white evening shirts glittering in this dark. It is good to be here and nothing comes near in a way to the last ½ hour of the day which generally I spend on the beautifull terrace. The smoke from the huts of the villages, the scent of the flowers on the terrace, something »indefinissable« from very far mix together and make the moment perfect.⁸⁶

Und zwei Jahrzehnte später, am 6. April 1958 erzählt er Ernst Zinn:

[...] immer der Traum von Lautschin, stets der Fürst oder die Fürstin. Kassners Frage: Wie können sie jetzt noch hier sein? Einmal auch die Fürstin im Strandstuhl, ganz abgeschirmt von der Welt, ohne Kenntnis vom Geschehenen. Von den andern Thurn u. Taxis, von der Heimat Mähren träume er nicht.⁸⁷



Abb. 2: Fürst Alexander von Thurn und Taxis (um 1930) (Zámek Loučeň/Lautschin)

Frühen Dank für die gewährte Gastlichkeit und das Geschenk dieses Umgangs stattet die gedruckte Widmung an »Fürstin Maria von Thurn und Taxis« ab, die er 1905 seiner Übertragung der drei kleinen Platon-Dialoge »Ion, Lysis, Char-mides« voranstellt.⁸⁸ Sechs Jahre später eignet er eine seiner tiefgründigsten und einflussreichsten Schriften, die Studie »Von den Elementen der menschlichen

⁸⁶ Kassner an Fürstin Herbert Bismarck, 18. August 1938.

⁸⁷ Handschriftliche Aufzeichnungen Ernst Zinns anlässlich seines Besuchs bei Kassner im Hotel Bellevue in Sierre vom 6. bis 7. April 1958 (Kopie KEB).

⁸⁸ Vgl. Brief 30.

Größe«, »dem Prinzen Alexander von Thurn und Taxis« zu,⁸⁹ der in diesem Dreiergeflecht immer größere Bedeutung gewinnt. Auf der gemeinsamen Fahrt durch Italien im Frühsommer 1907⁹⁰ hatte er ihn »noch mehr lieben gelernt« und erkannt: »Er gehört zu diesen Menschen, an die man aus tiefster Verstimmung heraus mit Freuden denkt.«⁹¹ Der Fürst ist, wie Kassner nach dessen Tod am 29. Juli 1939 im Brief an Marguerite Bismarck hervorhebt, »einer der ganz wenigen Menschen, die ich mit dem Herzen einsah und dem ich mich damit verbunden fühlte«.⁹² Und so widmet er ihm als »sicherlich eine<m> der wunderbarsten Menschen unserer Zeit«⁹³ einen ungewöhnlich persönlich gestimmten Nachruf, der unter dem programmatischen Titel »Freundschaft« mit den Worten einsetzt:

Ich werde auf den folgenden Seiten von einem Manne reden, dessen Umgang ich durch mehr als ein Menschenalter genossen, den ich bewundert, geliebt, den ich, um den bestimmten Ausdruck zu wählen, damit das Empfundene genau bezeichnet werde, mit dem Herzen eingesehen habe. Womit ich auch das anzeige, was ich unter der Überschrift, was ich unter Freundschaft verstanden haben will: eben dieses Mit-dem-Herzen-Einsehen eines Menschen, dem wir uns im Leben verbunden gefühlt haben.⁹⁴

Der Fürstin Marie gedenkt er noch einmal, anderthalb Jahre vor dem eigenen Tod, als er im Dezember 1957 ihrem Enkel die 1954 erschienene zweite Auflage des »Buchs der Erinnerung« mit der eingeschriebenen Widmung überreicht:

für Raimund Fürst von Thurn und Taxis
in Erinnerung an seine Grossmutter
von Rudolf Kassner
Sierre 29. 12. 57⁹⁵

⁸⁹ Von den Elementen der menschlichen Größe. Von Rudolf Kassner. Leipzig im Insel-Verlag 1911, mit dem Dedikationstitel auf S. <V>: »Dem Prinzen Alexander von Thurn und Taxis gewidmet.«

⁹⁰ Nach Abschluss seiner großen Nordafrika-Reise begibt sich Kassner Anfang April 1907 nach Italien, wo er mit der Fürstin in Perugia verabredet ist. In Rom stößt der Fürst hinzu, und so unternimmt man von Ende April bis Mitte Mai diese gemeinsame »Tour«, die nach »Monte Cassino, Salerno, Pästum, Amalfi, Ravello, Neapel« und wieder zurück nach Rom führt (so Marie Taxis rückblickend an Hofmannsthal, 20. Mai 1907).

⁹¹ An Hugo von Hofmannsthal, 2. Juni 1907: BW Kassner, S. 100f.

⁹² Ähnliches gilt, unter anderem Vörzichen, nur noch für den Dichter Eduard von Keyserling (1855–1918), jenen »unvergleichlichen Freund« (KSW VII, S. 15), dem sich Kassner in verehrender Anhänglichkeit und liebevoller Bewunderung über dessen Tod hinaus lebenslang verbunden fühlt; vgl. seine »Erinnerung an Eduard von Keyserling« (1955): KSW X, S. 405–414 u. 958–961.

⁹³ An Theophil Spoerri, 4. August 1931 (Gedenkbuch [wie Anm. 83], S. 238; KSW V, S. 651).

⁹⁴ Rudolf Kassner, Freundschaft. Erinnerungen an den Prinzen Alexander von Thurn und Taxis (Gest. 21.7.1939). In: Europäische Revue 16, 1940, H. 1, S. 34–42, u. H. 2, S. 96–103; nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen in: Die zweite Fahrt. Erinnerungen. Erlenbach-Zürich 1946, S. 214–247; KSW VII, S. 515–547.

⁹⁵ AST: Biblioteca Rilkeana 150.

Zur Edition

Von den 116 überlieferten Briefen, die Rudolf Kassner zwischen 1902 und 1933 an Marie von Thurn und Taxis gerichtet hat, befinden sich 58 handschriftliche Originale im Archiv der am 7. Dezember 1961 gegründeten und am 28. Januar 2005 aufgelösten Rudolf-Kassner-Gesellschaft in Wien, deren Sammlungen in den dauernden Besitz der »Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur« im Literaturhaus Wien (LHW) übergegangen sind. Sie wurden, soweit sich erkennen lässt, dem Kassner-Archiv Ende der 70er Jahre als »Geschenk von Thurn und Taxis« anvertraut.⁹⁶ 14 handschriftliche Stücke gehören zum Bestand des Archivio della Torre e Tasso im Archivio di Stato di Trieste (AST); ein Original-Brief (Nr. 120) stammt aus dem Besitz des Herausgebers (KEB).

Darüber hinaus liegen 43 Nachrichten als Typoskriptabschriften vor, die Ernst Zinn anhand der aus Duino bereitgestellten Originale Anfang der 50er Jahre während seiner Arbeit am Briefwechsel zwischen Rilke und Marie von Thurn und Taxis in der Schweiz hat anfertigen lassen. Nach seinem Tod sind sie an den Herausgeber gelangt (KEB). Die damals zugrunde gelegten Handschriften sind, anders als die der Rilke-Briefe,⁹⁷ nicht auffindbar: weder auf Schloss Duino im Besitz von Carlo Alessandro Principe della Torre e Tasso, Urenkel der Fürstin Marie von Thurn und Taxis, noch im Staatsarchiv zu Triest, welches inzwischen das gesamte Archivio della Torre e Tasso aus Duino übernommen hat, darunter – in der Sezione moderna – 18 prallgefüllte Kästen mit ungeordneten Korrespondenzen an Marie von Thurn und Taxis, einem Rest ihrer meist französisch geführten Jahreskalender⁹⁸ und Proben unveröffentlichter literarischer Arbeiten. Hier auch wird, neben den obengenannten 14 Kassner-Stücken, der einzig erhalten gebliebene Briefentwurf der Fürstin an Kassner (s. Teil II, Nr. 89) verwahrt. Ihre zufällig überlieferte Postkarte aus dem Jahr 1931 (s. Teil II, Nr. 117) besitzt das Literaturhaus in Wien.

Wo die Originale fehlen, müssen die Maschinenabschriften als Editionsgrundlage dienen. Eine Gewähr für deren Richtigkeit bietet Ernst Zinns sprichwörtliche Sorgfalt, mit der er, laut eigenhändiger Notiz auf der Abschrift der Postkarte vom 5. September 1910 (s. Teil II, Nr. 75), die Typoskripte im »April 1950« in Sierre »mit den Originalen verglichen« und mit Kassner besprochen

⁹⁶ So eine spätere, auf den »10.2.93« datierte Notiz Viktor Suchys, des damaligen Präsidenten der Kassner-Gesellschaft (LHW).

⁹⁷ Vgl. Archivio della Torre e Tasso, Sezione moderna. Serie »Rilkeana« (1909–1959). Inventario a cura di Pierpaolo Dorsi. In: Dotter Serafico [wie Anm. 39], S. 107–126.

⁹⁸ Vorhanden sind, nicht immer vollständig, die Jahrgänge 1910–1913, 1915–1924 und 1926. Unter den »Rilkeana« des Archivs findet sich ferner das Tagebuch 1909 mit dem Eintrag der ersten Begegnung mit Rilke am 13. Dezember in Paris sowie eine Zusammenstellung aus den Tagebüchern 1911–1919 (Dottor Serafico [wie Anm. 39], S. 29, Nr. 56; S. 124, Nr. 220).

hat.⁹⁹ Dessen mündliche Auskünfte zu Daten, Personen oder Ereignissen hat er als wertvolle Anhaltspunkte zur Kommentierung mit Bleistift jeweils am Rand der Abschriften festgehalten. Dabei hat er, im Gegensatz zu anderen Lesefehlern, die von der Typistin nicht beachtete unterschiedliche Schreibung von »ss« und »ß«, die in den Handschriften eindeutig zu erkennen ist, nicht angetastet, sondern »ß« auch dort stehen lassen, wo das Original aller Wahrscheinlichkeit nach »ss« geboten hat. Diese Besonderheit wird in der vorliegenden Edition beibehalten. Im übrigen aber finden sich nur ganz vereinzelt fragende Ansätze zur Textkritik.

Alle Briefe und Dokumente sind wortgetreu und ungekürzt wiedergegeben; Orthographie und Zeichensetzung sind genau befolgt, sprachliche Besonderheiten – auch bei Eigennamen – oder offensichtliche Schreibverschen nicht angefasst; allein die Schreibung von überstrichenem ›m‹ und ›n‹ wurde jeweils als ›mm‹ und ›nn‹ wiedergegeben sowie die von Marie Taxis benutzte Ligatur aus ›u‹ und ›d‹ zu ›und‹ aufgelöst. Die Originalbriefe sind in deutscher Schreibschrift geschrieben; gelegentliche Lateinschrift bei Namen, Titeln, Adressen oder fremdsprachigen Wörtern ist nicht eigens kenntlich gemacht. Gedruckte oder geprägte Briefköpfe sind, ungeachtet des dokumentarischen Befunds, durch Kapitälchen hervorgehoben und, ebenso wie die handschriftlichen Briefköpfe, nach Form und Stellung vereinheitlicht, jeweils ergänzt um den erschlossenen Wochentag. Zusätze und Emendationen des Herausgebers sind in spitze Klammern <>, im Original zweifelsfrei zu Tilgendes in eckige Klammern [] eingeschlossen, ebenso Auslassungen innerhalb wörtlicher Zitate [...].

Von den gewiss zahlreichen Widmungsexemplaren Kassners an die Fürstin¹⁰⁰ sind bislang nur zwei ans Licht gekommen. Das eine (»Motive«) stammt aus der Universitätsbibliothek Erfurt (Nr. 35, unten S. 184), das zweite (»Physiognomik«) mit Kassners eingeklebtem letzten Brief (s. Teil II, Nr. 119 u. 120) aus dem Besitz des Herausgebers. Es wurde nach der Versteigerung des Inventars von Schloss Duino im französischen Antiquariatshandel erworben, samt einem unsignierten Exemplar von Kassners »Dilettantismus« mit dem Exlibris des »Castello di Duino« und einem »Buch der Erinnerung« (1938) ohne Bücherzettel oder sonstige Kennzeichnung (KEB). Auf Duino selbst wird das Widmungsexemplar des »Buchs der Gleichnisse« (1934) an Prinz Pascha verwahrt, während unter den »Rilkeana« im Archivio della Torre e Tasso in Triest ein Sonderdruck aus der »Corona« mit dem Gedenkaufsatz »Fürstin Marie von

⁹⁹ Erläuternd hat er hinzugefügt: »(Abschrift stammt von Frau Reuss; von W<olfgang> Herwig <seinem damaligem wissenschaftlichen Mitarbeiter> durchgesehen).« Ebenso hat er auf dem Konvolutumschlag eines zweiten Durchschlags der Maschinenabschrift angemerkt: »Kassners Briefe an Marie v. Thurn und Taxis. Von mir mit Notizen über Auskünfte Kassners aus Gesprächen in Sierre versehen. Z.« (KEB)

¹⁰⁰ Vgl. die Bemerkung im Auktionskatalog »Castello di Duino« (wie Anm. 66), S. 197; diese Bücher sind offenkundig »Fuori Catalogo / Hors Catalogue« versteigert worden (vgl. ebd., S. 205).

Thurn und Taxis-Hohenlohe« (1934)¹⁰¹ erhalten geblieben ist, den Kassner der Prinzessin Karola Hohenlohe zugeeignet hat;¹⁰² ferner ein Exemplar der zweiten Auflage des »Buchs der Erinnerung« (1954) mit handschriftlicher Widmung an Raimund (Raimondo), den Enkel der Fürstin.¹⁰³

Die Genehmigung zur Publikation der Briefe erteilten freundlicherweise Seine Hoheit Carlo Alessandro, Principe della Torre e Tasso, Duca di Castel Duino, sowie das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar, das die Rechte an Werken und Briefen Kassners innehat.

Belegstellen aus ungedruckten Briefen Kassners berufen sich auf seine Schreiben an Bernard Berenson (Bernard and Mary Berenson Papers. Correspondence: Kassner [Biblioteca Berenson, Villa I Tatti - The Harvard University Center for Italian Renaissance Studies, Florenz]), Fürstin Herbert Bismarck, geb. Gräfin Marguerite Hoyos (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh), Comtesse Guy de Beaumont (LHW: auszugsweise Abschriften), Elsa und Hugo Bruckmann (Bayerische Staatsbibliothek, München: BSB), Martin Buber (Martin Buber Archiv, Jerusalem), Carl Jacob Burckhardt (Kuratorium Carl J. Burckhardt an der Universität Basel), Houston Stewart Chamberlain (Richard Wagner Museum, Bayreuth: RWM), Alexander Graf Hoyos und seine Gattin Edmée (Gräflich Hoyos'sches Archiv, Schwerberg), Hermann Graf Keyserling (Universitäts- und Landesbibliothek, Darmstadt), Anton und Katharina Kippenberg nebst Insel-Verlag (Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar), Max Mell (Wienbibliothek im Rathaus, Wien), Marie Olden (Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.: DLA), Lili Schalk (Wienbibliothek im Rathaus, Wien), Herbert Steiner (Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.).

Zitate aus der unveröffentlichten Korrespondenz zwischen der Fürstin und Hugo von Hofmannsthal beziehen sich auf Originale und Abschriften im Hofmannsthal-Archiv des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a.M. (FDH); solche aus ihren Briefen an Anton Kippenberg, Fürstin Mima Gagarine oder Bernard Berenson auf die Handschriften im Deutschen Literaturarchiv in Marbach a. N., im Schweizerischen Rilke-Archiv in Bern (SRA) und in der Biblioteca Berenson, Villa I Tatti (The Harvard University Center for Italian Renaissance Studies, Florenz). Daten und Notate aus ihren Jahreskalendern und weiteren an sie gerichteten Briefen folgen den Dokumenten im Staatsarchiv zu Triest (AST) und, im Fall Anton Kippenbergs, im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

Die überlieferten, leider unregelmäßig geführten Meldedaten Kassners in Wien und München stellten das Wiener Stadt- und Landesarchiv sowie das Stadtarchiv München zur Verfügung. Kopien des Gästebuchs von »Duart Castle« (Schottland) sind Christopher James, 5th Laird of Torosay, Kopien der Briefe von Archibald G. B. Russell an Otto von Taube dem Literaturarchiv

¹⁰¹ Wie Anm. 21.

¹⁰² Dottor Serafico (wie Anm. 39), S. 145: Rilkeana Nr. 268; s. u. Anm. 407.

¹⁰³ Dottor Serafico (wie Anm. 39), S. 138: Rilkeana Nr. 150; s. o. S. 109.

»Monacensia« in München zu danken. Einige Kassner-Dokumente stammen aus dem Archiv der Familie Adams-von Wolff in Lörrach.

All diesen Institutionen sei für den Zugang zu den Dokumenten und die Erlaubnis zum Abdruck herzlich gedankt, vornehmlich Frau Dr. Astrid Wallner vom Literaturhaus in Wien und Dott.ssa Claudia Salmi vom Archivio di Stato di Trieste. Dank für liebenswürdig gewährte Auskunft und Hilfe gilt Dr. Wladimir Aichelburg (Künstlerhausarchiv, Wien), Othmar Barnert (Österreichisches Theatermuseum, Wien), Holger Böck (Parlamentsbibliothek, Wien), Renate Brose (Theater in der Josefstadt, Wien), Dott.ssa Adriana Camarlinghi (Biblioteca Marucelliana, Florenz), Ilaria Della Monica (Villa I Tatti – The Harvard University Center for Italian Renaissance Studies, Florenz), Hildegard Dieke (Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N.), Prof. Dr. Heide Froning (Marburg a.d. Lahn), Roy Groen (Nimwegen), Dr. Michaela Laichmann MAS (Wiener Stadt- und Landesarchiv), Prof. Dr. Sophie Levie (Nimwegen), Anton Löffelmeier (Stadtarchiv München), Dr. Ulf Morgenstern (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh), Hofrat Dr. Rudolf Müllebner (Vereinsbüro bei der Bundespolizeidirektion in Wien), Dr. Nino Nodia (Bayerische Staatsbibliothek, München), Peter Oberthür (Dorndorf-Steudnitz), Günter Scheidemann, M. A. (Auswärtiges Amt, Berlin), Dr. Walburga Scherbaum (Bernried), Mag. Jiří Senohrabek (Zámek Loučeň), Walter Simon (Tübingen), Valentina Tischer (Universitätsbibliothek Erfurt), Kristina Unger (Richard Wagner Museum, Bayreuth), Bruno Vajente (Castello di Duino), Gabriele Weber (Monacensia, München), Horst Wierer (Bad Hofgastein), Nana von Wolff (Lörrach) sowie den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Staatsarchivs in Triest. Besonderer Dank gebührt Frau Anna Molitor (München), die mit wachem Auge und kundigem Gespür in unermüdlicher Beharrlichkeit geholfen hat, die Bestände des Archivio della Torre e Tasso in Triest nach Briefen und zugehörigen Dokumenten zu durchsuchen.

Die Briefe

1. In Wien

OSCAR KASSNER¹⁰⁴
WIEN, IV. KARLSGASSE 18.¹⁰⁵
<Frühjahr 1902¹⁰⁶>

Hochverehrte Fürstin

Wie leid thut es mir, dass ich gestern nicht kommen konnte, aber ich habe die einfachste Entschuldigung, ich war den ganzen Abend nicht da. Ihre Zeit, hochverehrte Fürstin, ist jetzt kostbar, verfügen Sie bitte ganz über meine u. wenn es nicht anders ginge, so komme ich auf den Bahnhof um mich von Ihnen zu verabschieden. Doch das wäre schließlich nur höflich u. Sie verlangen doch mehr von mir als dass ich blos höflich

¹⁰⁴ LHW. Ein Briefbogen mit dem gedruckten und teilweise durchstrichenen Briefkopf von Kassners Vater Oscar Kassner (1843–1906), zwei beschriebene Seiten.

¹⁰⁵ Die Wohnung im IV. Wiener Gemeindebezirk hatte der Vater – laut Kassners späterem Hinweis, jener habe dort »zwölf Jahre« gelebt (KSW VII, S. 464) – 1894 bezogen, ohne dass sein Name in den entsprechenden Jahres-Bänden von »Lehmann's Allgemeinem Wohnungsanzeiger [...] für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien« auftauchte. In den historischen Meldeunterlagen des Magistrats von Wien wird er zum ersten Mal am 17. Mai 1899 erwähnt: »Oscar Kassner, 64 Jahre alt, geboren in Grottkau in Preußen, Guts- und Fabriksdirektor, katholisch, verwitwet«. Die Abmeldung am »9. 8. 1906« samt dem Zusatz: »laut Bericht ist derselbe in Groß-Pawlowitz, Mähren, gestorben« geht fraglos auf Rudolf Kassner zurück, der diesen »Bericht« nach der Rückkehr vom Begräbnis des am 31. Juli 1906 verstorbenen Vaters zu Protokoll gibt. Vater Kassner lebt hier – seine Frau Bertha, geb. Latzel, stirbt am 6. Mai 1896 – zusammen mit dem – in den Meldeakten nicht eigens genannten – Sohn Rudolf während dessen letzten Wiener Studiensemestern. Der hatte nach seiner Promotion mit einer Dissertation über den »Ewigen Juden in der Dichtung« (HJb 2, 1904, S. 21–78) und einem anschließenden Aufenthalt in England, Anfang September 1898 zunächst ein eigenes Domizil im IV. Bezirk in der Taubstummengasse 1 gemietet, war aber dann, nach erneuter zehnmonatiger Abwesenheit in Paris, im Dezember 1900 endgültig zum Vater gezogen (vgl. Briefe an Tetzl, S. 48, 93). Nach dessen Tod wird er die Wohnung im November 1906 auflösen; vgl. die Briefe 38, 40 u. 42.

¹⁰⁶ Die Anrede – ab 1904 (Brief 24, 28 u. 31) wird sie, bis zum letzten Brief, durch »Gnädigste Fürstin« abgelöst – spricht dafür, diese Zeilen dem Beginn der Beziehung zuzuordnen, vermutlich nach den ersten Begegnungen Anfang 1902, die Hermann Graf Keyserling vermittelt hatte.

wäre, vielleicht finden Sie noch 1 Stunde vor Ihrer Abreise frei u. lassen mich kommen.¹⁰⁷

Mit ergebenen Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

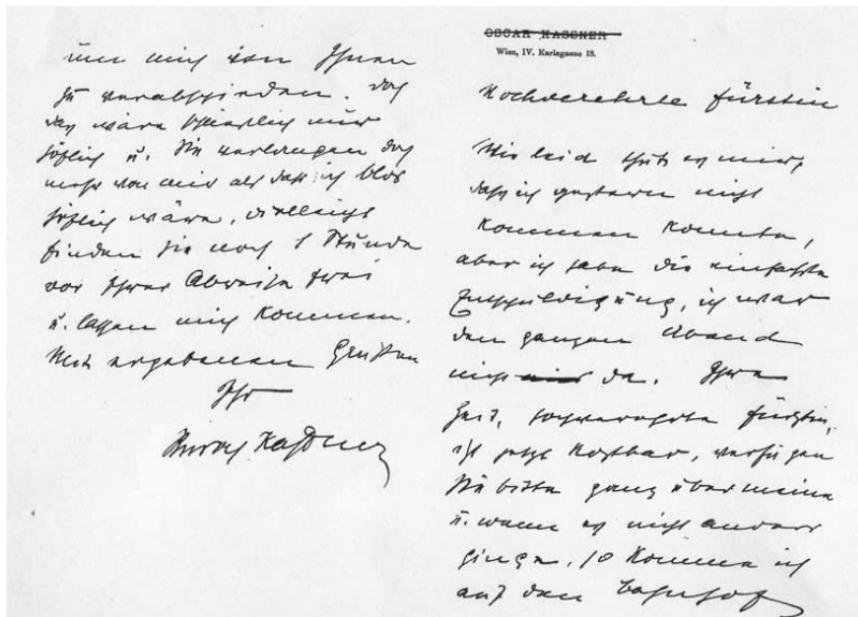


Abb. 3: Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis, Frühjahr 1902 (LHW)

Wie wissen nicht, ob diese Zeilen geschrieben wurden, bevor oder nachdem Kassner der Fürstin sein zweites Buch »Der Tod und die Maske«¹⁰⁸ überreicht hat. Die öffentliche Auslieferung hatte der Verlag für das letzte Aprildrittel 1902 angekündigt, nachdem seit Ende März/Anfang April wenige Vorausexemplare zu Kassner gelangt waren, von denen er eines unverzüglich in Hofmannsthals Hand legt¹⁰⁹ und ein anderes am 20. April André Gide mit dem Hinweis zuschickt, »daß alles daran lebt. Das ganze Buch ist meine Gebärde. Ich möchte

¹⁰⁷ Die Fürstin steht unmittelbar vor der Abreise nach Duino; vgl. Brief 2.

¹⁰⁸ Rudolf Kassner, Der Tod und die Maske. Gleichenisse. Im Inselverlag, Leipzig 1902 (KSW I, S. 315–428). In der dem Insel-Verlag übermittelten Versandliste fehlt Marie Taxis' Name.

¹⁰⁹ Das Exemplar ist nicht überliefert; vgl. aber BW Kassner, S. 26–28.

ohne es nicht sein, es ist meine Jugend.«¹¹⁰ Jedenfalls zeigen spätere Hinweise, dass Marie Taxis »immer wieder« darin lesen wird.¹¹¹

2. Von Wien nach Duino

Wien 9/5 <1902>¹¹²
<Freitag>

Hochverehrte Fürstin!

Vielen Dank zunächst für Ihre freundliche Erinnerung. Wie Ihnen die zwei Packete zeigen, bin ich gleich sehr zudringlich mit Büchern. Aber die Novellen des Jacobsen¹¹³ mußte ich beilegen als Gegengift gleichsam gegen Ihr herrliches Duino,¹¹⁴ u. damit Sie den Norden nicht ganz

¹¹⁰ Klaus E. Bohnenkamp, Claude Foucart, Rudolf Kassners Briefe an André Gide. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 30, 1986, S. 83–127 (künftig zit. als: Kassner – Gide), hier S. 105.

¹¹¹ Vgl. die Anspielung in Brief 6, Anm. 169, sowie Brief 22.

¹¹² KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Korrekturen und Anmerkungen Ernst Zinns.

¹¹³ Schon am 2. März 1899 hatte Kassner in einem Brief an Gottlieb Fritz dem dänischen Dichter Jens Peter Jacobsen (1847–1885) höchsten Rang zugesprochen, indem er ihn mit Swinburne vergleicht, der »als Lyriker das« sei, »was Wagner als Musiker und Jakobsen als Romancier ist« (Briefe an Tetzl., S. 59). Vermutlich schickt er der Fürstin eine Ausgabe der »Sechs Novellen« in der ersten deutschen Übertragung durch Maria von Borch (1858–1895) in Reclams Universalbibliothek (Nr. 2880: <1891>), die verschiedene Auflagen erlebt und auch für Rilke immer »die angenehmste blieb« (an Hermann Pongs, 17. August 1924: Rainer Maria Rilke, Briefe in zwei Bänden. Hg. von Horst Nalewski. Frankfurt a.M./Leipzig 1991. Bd. 2, S. 341). Zu denken wäre alternativ an die Übersetzung der »Novellen« durch Marie Herzfeld (1855–1940), die 1890 bei S. Fischer erschien und 1898 in den ersten Band »Novellen, Briefe, Gedichte« der von ihr bei Eugen Diederichs besorgten »Gesammelten Werke« eingegangen war.

¹¹⁴ Die Eltern der Fürstin hatten, nachdem sie im September 1849 in der kleinen Kirche von Duino geheiratet hatten, das seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verlassene Schloss bezogen und Sorge getragen, »es wieder in Ordnung zu bringen und mit Möbeln zu versehen. – Es war fast nichts mehr in den Räumen geblieben« (Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, Jugenderinnerungen [wie Anm. 46], S. 15). Abbildungen des Schlosses hoch über der Adria finden sich in den »Jugenderinnerungen« (wie Anm. 46), Tafel V; Ingeborg Schnack, Rilkes Leben und Werk im Bild. Wiesbaden 1956, Abb. 231 u. 232; Monika Czernin, Duino, Rilke und die Duineser Elegien. München 2004; Giulia Schiberna, Guida al Castello die Duino. 3. Aufl., Duino 2008. Neben dem atmosphärisch dichten Bericht in den »Jugenderinnerungen« der Fürstin (wie Anm. 46, S. 10–31) gibt ihr Bruder, Prinz Friedrich zu Hohenlohe-Waldenburg, eine knappe, stimmungsvolle Schilderung in seinen »Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse« (in: Deutsche Revue 39, 1914, H. 3, S. 179–185, hier S. 184f.): »Am nördlichen Punkte der blauen Adria erhebt sich stolz, nach Süden blickend, das Felsenschloß Duine. Links Triest und die Istrische Küste, rechts die grüne lateinische Ebene mit den Alpen im fernen Hintergrunde, und vor uns das weite Meer. In diesem auf einer lang vorgestreckten niedrigen Landzunge profiliert sich am hellen Him-

vergessen. Und wo sollten Sie die »Orestie«¹¹⁵ anders lesen als auf der Terrasse mit dem Blick aufs Meer! Und Walter Pater wird die Nähe von Italien auch günstig sein.¹¹⁶ Übrigens bitte behalten Sie die Bücher solange Sie sie wollen, es hat gar keine Eile! Ich bin eben vielleicht überflüssig pathetisch gewesen, möglicherweise empfinden Sie wie ich u. lesen in so schöner Natur überhaupt gar nicht. Ich sage möglicherweise, denn ich glaube, im allgemeinen verhalten sich Frauen weniger paradox zu ihrer

mel der ehrwürdige alte Dom von Aquileia mit seinem Turme, und rings herum breiten die ersten italienischen Pinien ihr schützenden Dach über die heißen Fluren. Sie stehen nun vereinsamt, diese ersten Pinien des einstigen schattenschweren Waldes, der in längst vergangener Urzeit, im mächtigen Bogen die See umfassend, von hier bis nach Ravenna sich streckte. [...] Hier soll Dante als Gast der mächtigen Torriani geweilt haben. Hier liebte er es, von dem kleinen, unterhalb des Schlosses vorspringendem Felsen (der jetzt noch legendarisch seinen Namen trägt) seine Gedanken über das endlose Meer schweifen zu lassen [...].« Vgl. auch die beiden ersten Kapitel in Hodgson, *Wanderings through unknown Austria* (wie Anm. 58), S. 1–28, mit Illustrationen der Fürstin, sowie die Schilderung Bernard Berenzons vom 28. Juni 1905 während seines wohl ersten Besuchs auf Duino, dem »most beautiful spot, I believe, in Europe. It is a castle on a b<r>eathtaking cliff overhanging the Adriatic. Tawny stretches of piled up rock extend to right and left. Below under me juts up a grey crag with infinitely picturesque ruins dating from the most medieval of times. [...] The skyline is almost as simple, and the whole tone almost as perfect as as perfect as Whistler at his best« (*The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner* [wie Anm. 29], S. 366).

¹¹⁵ Wahrscheinlich handelt es sich um die Übertragung der »Orestie« des Aischylos, die Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff im zweiten Band seiner »Griechischen Tragödien« 1899 veröffentlicht hatte und die Kassner mehrfach erwähnt (vgl. Briefe an Tetzl, S. 67). In Wien war diese deutsche Fassung zwei Jahre zuvor breit diskutiert worden, als sie, vom Burgtheaterdirektor Paul Schlenther »für die moderne Bühne bearbeitet«, am 6. Dezember 1900 »zum erstenmal« (Neue Freie Presse, 6. Dezember 1900, S. 14) am Burgtheater aufgeführt worden war; publizistisch begleitet von dem in der »Neuen Freien Presse« am 5. und 6. November 1900 abgedruckten Vortrag »Antikes Drama und moderne Bühne«, in dem Schlenther seine Ideen einer modernen Darbietung antiker Stücke vorgelegt hatte. Auch die Besprechung des Abends im »Feuilleton« des Morgenblattes der »Neuen Freien Presse« vom 8. Dezember 1900, S. 1–3, widmet sich in ihrem ersten Drittel ausführlich dieser Übersetzung und den rigorosen Eingriffen, die Schlenther vorgenommen hatte.

¹¹⁶ Welches Buch des englischen Kunsthistorikers Walter Pater (1839–1894) Kassner mit-schickt, bleibt offen. Trotz der vermutlich aus der Erinnerung zitierten Ansspielungen in Brief 3 (Anm. 131 u. 132) wäre an »The Renaissance« zu denken, die mit ihren Studien über »Pico della Mirandola«, »Sandro Botticelli«, »Luca della Robbia«, »The Poetry of Michelangelo«, »Leonardo da Vinci« und »The School of Grgione« die angesprochene »Nähe« zu Italien hinreichend dokumentierte. Als Bernard Berenson der Fürstin im Spätsommer 1905 ein Buch Paters empfiehlt, erklärt sie am 5. September aus Lautschin, sie wolle sich »Pater's book – which you mention« besorgen: »I have read some things of him, but not much.« Kassner selbst hatte in »Die Mystik, die Künstler und das Leben« (1900) die Bücher »Marius the Epicurean« sowie die »Imaginary Portraits« angeführt und aus Paters »Greek Studies« und »The Renaissance« zitiert. 1905 wird er ihn in der »Moral der Musik« als einen »Mann von klarster Einsicht in das Wesentliche jeder Kunst« rühmen (KSW I, S. 735). Den »ersten Hinweis« auf diesen »Ästheten und Essayisten« hatte er Hofmannsthals Essays »Walter Pater« (1894), »Über moderne englische Malerei« (1894) und »Englischer Stil« (1896: GW Reden und Aufsätze I, S. 194–197, 546–552, 565–572) zu danken (vgl. KSW X, S. 307).

Umgebung u. mehr für Männer gilt das Wort Ihres vielgeschmähten Rousseau:¹¹⁷ »Im Gefängnis, das wette ich, werde ich eine Ode auf die Freiheit machen u. im Sommer vom Winter träumen«¹¹⁸

Doch genug davon! Hochverehrte Fürstin, ich will nicht die Gelegenheit versäumen, Ihnen noch vielmals u. herzlich für alles Freundliche zu danken. Sie waren dann noch so gut, mich nach Duino aufzufordern, wenn ich aber für diesmal danken mußte, bitte, nehmen Sie es nicht übel auf, ich hätte es so gerne getan, wenn nicht ein schon seit langem gegebenes Versprechen mich für die nächste Zeit nach München bände!¹¹⁹ Nochmals vielen Dank! Bitte, richten Sie meine ergebenen Empfehlung(en) dem Fürsten u. herzliche Grüße dem Prinzen Pascha¹²⁰ aus! Empfangen Sie selbst alle Zeichen der aufrichtigen Ergebenheit

von Ihnen

Rudolf Kassner

Wenn Sie etwas von mir wünschen – meine Adresse ist immer IV. Karls-gasse 18

¹¹⁷ Vgl. dazu Brief 7. Noch im Gedenkaufsatz betont Kassner, die Fürstin habe »kein Organ für Rousseau, für dessen Bedeutung in der Geistesgeschichte, für dessen großartige Rhetorik« gehabt, sondern »in ihm immer nur das Lakaienhafte, die nicht zu verdeckende Basfonds von Gewöhnlichkeit gespürt (KSW VII, S. 303).

¹¹⁸ Dieses freie Zitat aus Jean-Jacques Rousseaus »Confessions« hatte Kassner im Shelley-Kapitel seiner »Mystik« (KSW I, S. 90) wörtlich zitiert: »Si je veux peindre le printemps, il faut que je sois en hiver, si je veux décrire un beau paysage, il faut que je sois dans des murs et j'ai dire cent fois que, si jamais j'étois mis à la Bastille, j'y ferois le tableau de la liberté« (Les Confessions de J.-J. Rousseau, Première partie, Livre quatrième: Œuvres Complètes. Édition publ. sous la dir. de Bernard Gagnébin et Marcel Raymond. Tom. 1. Paris 1959, S. 172).

¹¹⁹ Schon am 20. April hatte er André Gide mitgeteilt: »Mitte Mai gehe ich nach München« (Kassner – Gide, S. 105) und am 5. Mai Gottlieb Fritz gegenüber präzisiert: »Am 17. fahre ich auf 3 Wochen nach München« (Briefe an Tetzl, S. 115).

¹²⁰ Prinz Alexander (Sascha), genannt Pascha (1881–1937), dritter und jüngster Sohn der Fürstin Taxis. Bei seiner Geburt im Juli 1881 hatte sie dem Tagebuch anvertraut: »I would have liked a little girl, but this little fellow is so sweet too.« Sein Rufname »Pascha« (»Pacha«) bezieht sich auf »the habit he developed of sitting cross-legged on the floor«. Er wird zum Liebling der Mutter, die ihn 1892 »my little ray of sunshine« nennt; er sei, so fügt sie hinzu, »child not only of my flesh, but of my soul, my predilections, my ideas. So charming with his grave dark eyes and the happy smile of his pure mouth. Often when we are alone together, he may begin to talk about the very thing I am just thinking about, or, with his little crystal-clear voice, he starts singing the tune that is passing through my head« (Memoirs of a Princess [wie Anm. 41], S. 106). Später, in einem Brief an Bernard Berenson vom 5. September 1905, bekundet sie ihre Freude über »his great musical gifts. He can sit for hours improvising on the piano – but he is shy & does it very seldom before people. But it is a great pleasure for him & me.« Kassner, der ihm lebenslang freundschaftlich verbunden bleibt, charakterisiert ihn in der

Von München begibt sich Kassner Anfang Juni nach Bernried am Starnberger See, wo er, wie sein Brief vom 5. Juni 1902 an Houston Stewart Chamberlain angibt, in der »Villa Tanera« logiert, dem Landhaus des damals bekannten Militär- und Reiseschriftstellers Karl Tanera (1849–1904), der es während seiner oft längeren Abwesenheit Mitgliedern des Münchner Künstlerkreises als Ferienpension überlässt. Das Haus – heute in desolatem Zustand – liegt Am Hopfgarten 7.¹²¹ Möglicherweise hatte Eduard von Keyserling, dessen Neffe Hermann die beiden Männer in München »zusammengebracht« hatte,¹²² Kassner auf dieses beliebte Sommer-Domizil aufmerksam gemacht.

3. Von Bernried nach Wien (?)

Bernried b. Starnberg¹²³
Bayern
24/6 02.
<Dienstag>

Hochverehrte Fürstin!

Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Der Brief kam mir erst auf Umwegen zu, da ich einige Zeit unterwegs war. Jetzt habe ich mich hier eingesponnen und fange an recht zu arbeiten.¹²⁴ Nürnberg u. dann Bey-

Einleitung zum Briefwechsel Rilke – Taxis als »im allererstaunlichsten Maße ein Wesen ohne Bindung irgendwelcher Art, und diese Bindungslosigkeit (es gäbe noch andere Ausdrücke für das, was ich meine) konnte sich ein ausgesprochen Magisches festsetzen, darin einklemmen. Auf Fragen, meinerseits an ihn im Trancezustand gerichtet, hat er einmal die verblüffendsten Antworten gegeben« (KSW IX, S. 328). »Eine besonders grosse Sympathie« hatte Hugo von Hofmannsthal »für ihn von unseren ersten Begegnungen, vor mehr als 20 Jahren, an«, und unter diesem Vorzeichen bemerkte er gegenüber der Fürstin am 18. März 1927: »Er ist in den letzten Jahren, wenn ich mir erlauben darf so etwas zu sagen, ganz er selbst geworden – rührend und geheimnisvoll ist es, wahrzunehmen, wie er durch das künstlerische Element so viel von Ihnen hat, und doch in anderer Beziehung immer mehr auch vom Wesen seines Vaters an ihm hervortritt.« Marie Taxis selbst hatte Rilke schon am 27. Dezember 1918 eröffnet, dass Pascha »sich immer mehr zu einem sehr eigenständlichen Menschen ausbildet. In manchen Sachen hat er jetzt eine große merkwürdige Ähnlichkeit mit <seinem Vater> Alex – dabei ein ungemein starkes inneres Leben – und eine rührende Güte« (Rilke – Taxis, S. 567).

¹²¹ Freundliche Auskunft von Dr. Walburga Scherbaum, Bernried.

¹²² KSW X, S. 406.

¹²³ LHW. Eineinhalb Briefbogen, sechs beschriebene Seiten. Dieser und die folgenden Briefe 4 u. 5 sind gedruckt und kommentiert in: Klaus E. Bohnenkamp, »Capellmeisterposse u. Ballettonkel-Wirklichkeit«. Drei frühe Briefe Rudolf Kassners an Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. In: Rilkes Welt. Festschrift für August Stahl zum 75. Geburtstag. Hg. von Andrea Hübener u. a. Frankfurt a. M. u. a. 2009, S. 259–269.

¹²⁴ Kassner arbeitet an seiner »Moral der Musik«, die, nach einer Unterbrechung durch den 1903 veröffentlichten »Indischen Idealismus« (vgl. Anm. 249 u. Brief 17), Ende 1905 erscheinen wird.

reuth¹²⁵ sollen meine einzige Pause sein. Endlich habe ich einmal etwas über D'Annunzio gehört von einem, der nicht Literat also präoccupiert oder eitel ist.¹²⁶ D'Annunzio – bon enfant! Das glaube ich Ihnen sehr gerne, obwohl ich überzeugt bin, dass er bei u. für Gelegenheiten alle Masken aufzusetzen weiß. Ein wirklicher Dichter – und das ist er, wenn ich auch seine Dramen nicht mag – ist meistens entweder Kind oder Maske; Charakter ist ihm zu umständlich u. braucht viel Zeit.¹²⁷ Über die Duse möchte ich mir noch viel von Ihnen erzählen lassen.¹²⁸ Ich glaube man muss ihr sehr nahe kommen, um sie kennen zu lernen. Vielleicht ist sie als Schauspielerin am liebsten im Alltäglichen so banal wie möglich um »wirklich« zu sein – Schauspieler haben oft sehr curiose u. barbarische Vorstellungen von der Wirklichkeit – u. um sich nicht zu erinnern. Dass sie D'Annunzio liebt, muss einem leid thun,¹²⁹ denn das

¹²⁵ Bereits unter dem 20. April hatte André Gide erfahren, dass Kassner »im Sommer einmal nach Bayreuth möchte« (Kassner – Gide, S. 105), und Gottlieb Fritz hatte am 20. Juni lesen können: »Ich freue mich jetzt schon sehr auf Bayreuth! Mit Nürnberg will ich es mir erleiten« (Briefe an Tetzl, S. 117).

¹²⁶ Fraglos bezieht sich Kassner auf Bemerkungen im verlorenen Brief der Fürstin, die als vertraute Freundin der Eleonora Duse auch d'Annunzio gut kennt. Zu Kassners missglücktem Plan, den Dichter im Sommer 1903 in Settignano zu besuchen, vgl. die Briefe 21 u. 23.

¹²⁷ Schon gleich nach Abschluss seines Studiums hatte Kassner sich im Frühjahr und Herbst 1897 mit d'Annunzio beschäftigt und Gottlieb Fritz am 15. Mai 1897 geraten: »Lies gelegentlich einmal etwas von Gabriele d'Annunzio«. Die Empfehlung hatte er am 13. Oktober mit dem Hinweis untermauert: »Ich lese jetzt auch italienisch, unlängst Gab. d'Annunzio's Le Vergini delle rocce! Lies es«, und am 23. November 1897 hinzugefügt, augenblicklich sei er »ungeduldig über einem sehr sehr modernen Roman Il Trionfo della Morte v. Gab. d'Annunzio« (Briefe an Tetzl, S. 25 u. 33 f.).

¹²⁸ Kassner hatte Eleonora Duse zum ersten Mal im Winter 1899 auf der Bühne gesehen, als sie mit »der Gesellschaft von Luigi Rasi« vom 8. bis 13. November und 30. November bis 4. Dezember im Wiener Raimund-Theater gastierte. Auf dem Programm standen »La Signora dalle Camelie« von Alexandre Dumas fils (8.11.), Shakespeares »Antonio e Cleopatra« (10.11.; vgl. dazu Brief 26 mit Anm. 325), Gabriele d'Annunzios »La Gioconda« (11.11.), Hermann Sudermanns »Magda, Casa Paterna« (»Heimat«) (13.11. und 2.12.), »La Seconda Moglie« (»The Second Mrs. Tanqueray«) von Arthur W. Pinero (30.11.) sowie als »Abschiedsvorstellung« »La moglie di Claudio« von Alexandre Dumas fils (so die jeweiligen Programmanzeigen des Raimund-Theaters in der Wiener »Neuen Freien Presse«). Kassner ist begeistert und schwärmt: »[...] das ist große Kunst, Kunst an sich selbst und keine Schauspielerei wie bei den anderen« (Briefe an Tetzl, S. 69: 14. Dezember 1899). Seither bewundert er die Duse als größte Schauspielerin. Ihr Spiel gehört zu den unverlierbaren Eindrücken seines Lebens, die er Ende 1958 in seiner letzten veröffentlichten Arbeit, der »Erinnerung an Eleonora Duse«, noch einmal heraufbeschwören wird (KSW X, S. 597–609 u. 1041–1048). Ungeachtet mehrfacher, auch durch die Fürstin vermittelter Versuche (vgl. unten Anm. 282) wird er sie persönlich nie kennenlernen und ihr, abgesehen von den Bühnenauftritten, nur einmal begegnen, und zwar »in den Monaten vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges« in Rom, Anfang Mai 1914, im Lift des Hotels »Eden«, wo sie »im vierten Stock eine Jahreswohnung genommen« hatte (KSW X, S. 597).

¹²⁹ Ganz ähnlich hatte Kassner am 4. Mai 1902 im Brief an Gottlieb Fritz angemerkt: »Sie <die Duse> ist leider nicht nur in D'Annunzio's Leib verliebt« (Briefe an Tetzl, S. 115).

hat sie wieder auf die Scene gebracht.¹³⁰ Ich denke mir Menschen wie sie, die so auf der Bühne leben, müssen schon auf den Tod warten, um »wirklich« zu sein. Vielleicht schreibt dann auch D'Annunzio ihre vraie vérité,¹³¹ wenn diese für ihn dann noch Sinn u. Leben hat. Was aber zu bezweifeln ist! Haben Sie jetzt Ruhe gefunden um malen zu können u. ab u. zu in den W. Pater zu blicken? Ich las unlängst wieder einmal seinen wunderschönen Essay über Leonardo! Ist der Anatom A. della Torre, Leonardo's Freund, ein Thurn? Wahrscheinlich! Pater erwähnt ihn.¹³² Übrigens hörte ich von Münchner Kunstgelehrten über Bernson¹³³ – ich weiß nicht, ob man ihn so schreibt – u. sein Buch über Lotto sehr viel Gutes. Jedenfalls muss er vielfach mit alten Namen aufgeräumt

D'Annunzio hatte im Roman »Il Fuoco« (»Das Feuer«) sein leidenschaftliches Liebesverhältnis zur Duse geschildert, die in der Figur der Foscarina nur unschwer als die alternde Geliebte eines jungen Dichters zu erkennen ist, die um seiner künstlerischen Berufung willen auf ihn verzichtet. Das 1900 in Mailand veröffentlichte Buch war noch im selben Jahr in der Übersetzung von Maria Gagliardi, einer 1858 geborenen Tochter Hedwig Dohms (1831–1919), in München erschienen: Gabriele d'Annunzio, Feuer. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von M. Gagliardi. München 1900. Die Szene, aus der Gegenwart um mehr als 15 Jahre zurückverlegt, spielt vor dem zeithistorischen Hintergrund eines Venedig, in dem der als »creatore barbarico« idealisierte Richard Wagner im Palazzo Vendramin am 13. Februar 1883 stirbt. Zur Einstimmung auf seinen bevorstehenden Besuch in Bayreuth dürfte Kassner die weitgespannte Diskussion über den als »opera gigantesca« apostrophierten »Parsifal« besonders aufmerksam verfolgt haben. Unmittelbar nach der Veröffentlichung des Romans hatte Eleonora Duse zusammen mit d'Annunzio Schloss Duino besucht, und die Fürstin hatte im Tagebuch festgehalten: »She was still very lovely, with that languid grace of hers; and while the poet was talking to my brother in the library, she remained alone with me on the terrace, telling me the story of Il Fuoco, which had just been published and speaking of her anguish and her overwhelming, despairing love – the love that finally triumphed over every other consideration« (Memoirs of a Princess [wie Anm. 41], S. 123f.).

¹³⁰ Kassner hatte die Duse zweieinhalb Monate vor diesem Brief während ihres kurzen Gastspiels, diesmal mit der eigenen »Compagnia drammatica di Eleonora Duse«, im Wiener Raimund-Theater in d'Annunzios »Francesca da Rimini« (2. und 4. April) und »La citta morte« (5. April) gesehen.

¹³¹ Möglicherweise Reminiszenz an die im Folgenden erwähnte Lektüre von Walter Paters »The Renaissance. Studies in art and poetry« (London 1873). Hier führt Pater im Essay »The School of Giorgione« das Wort – »the vraie vérité about Giorgione« – als »a serviceable expression« ein und übersetzt es am Ende mit »the essential truth« (zit. nach Sixth Thousand. London/ New York 1893, S. 161f.).

¹³² Walter Pater, Leonardo da Vinci. Homo minister et interpres naturae. In: The Renaissance (wie Anm. 131), S. 115: »So we find him often in intimate relations with men of science, – with [...] the anatomist Marc Antonio della Torre.« Marcantonio della Torre (1481–1511), der wohl bedeutendste Anatom seiner Zeit, stand seit 1509 in enger Verbindung mit Leonardo, den er in die anatomische Technik einführte. Eine geplante gemeinsame Abhandlung wurde vermutlich durch della Torres frühen Pesttod vereitelt; seine eigenen anatomischen Texte sind verloren; vgl. Kenneth D. Keele, Leonardo da Vinci's Influence on Renaissance Anatomy. In: Medical History 8, 1964, H. 4, S. 360–370.

¹³³ Lies: Berenson; vgl. oben Anm. 30.

haben. Das Geschäft muss man wirklich u. gründlich verstehen, um es zu lieben, ich wäre dazu offen gestanden zu sentimental und möchte für mein Leben nicht Giorgione noch eines von den wenigen Bildern, die man ihm gelassen hat, nehmen. Schließlich gewöhnt man sich auch daran u. einem ganz großen Meister alle Bilder mit der Zeit abzusprechen ist der subtilste Weg ihn zu »idealiseren«.¹³⁴ Weil ich gerade bei Bildern u. Büchern bin, kennen Sie Maeterlincks »Quinze Chansons«? Mit den Serres chaudes sind sie in einem Band.¹³⁵ Das sind wunderbare Sachen! Unlängst hat mich erst jemand darauf aufmerksam gemacht. Das ist etwas für Sie.

Grf. Keyserling¹³⁶ ist noch in Wien. Er hält sich sehr, da ein Arzt bei ihm hochgradige Nervosität constatiert hat.¹³⁷ Hoffentlich fügt er sich

¹³⁴ Bernhard (so die in frühen Publikationen beibehaltene Namensform, später: Bernard) Berenson, Lorenzo Lotto. An essay in constructive art criticism. London 1895, 2. Aufl. 1901. Giorgione wird hier nur gelegentlich erwähnt, ohne auf die damals lebhaft diskutierten Zu- oder Abschreibungen einzugehen. Kassner war auf das Thema augenscheinlich bei seiner Lektüre von Paters Essay »The School of Giorgione« gestoßen. Im Anschluss an die grundlegende und als »the 'new Vasari'« bezeichnete »History of Painting in North Italy« (London 1871) von Joseph Archer Crowe und Giovanni Battista Cavalcaselle stellt Pater fest, »what remains of the most vivid and stimulating of Venetian masters [...] has been reduced almost to a name by most recent critics«; und er kommt zu dem Schluss, dass »over and above the real Giorgione and his authentic extant works [...] remains the Giorgionesque – an influence, a spirit or type in art« (The Renaissance [wie Anm. 131], S. 140 f. u. 154 f.).

¹³⁵ Maurice Maeterlinck (1862–1949), Serres chaudes. Suivi Quinze chansons. Bruxelles 1900. Kassner hatte Maeterlinck, »durch einen Brief seinerseits, als Antwort auf mein erstes Buch, dazu aufgefordert«, Anfang Juni 1900 »in seinem Heim in Passy« besucht (KSW VII, S. 100–103) und dem Studienfreund Gottlieb Fritz am 14. Juni von dieser ihm »angenehm<en> Bekanntschaft« ausführlich berichtet (Briefe an Tetzl, S. 80 f.). Am 23. April 1902 hatte Maeterlinck Hugo von Hofmannsthal um Kassners Wiener Adresse gebeten, um ihm sein neues Buch »Le Temple Enseveli« (Paris 1902) zu schicken. Diese Bitte hatte Hofmannsthal umgehend am 26. April erfüllt (vgl. BW Kassner, S. 25). Dass Kassner den Band erhalten haben dürfte, zeigt sein drei Jahre späteres Urteil in der »Moral der Musik«, »Maeterlincks 'Begrabene' <r>Tempel</r> sei ein »Buch, wie wir es brauchen!« (KSW I, S. 651 f.)

¹³⁶ Hermann Graf Keyserling hatte sein Geologie-Studium in Wien am 28. Mai 1902 mit einer Promotionsfeier abgeschlossen. Kurz nach dem hier vorgelegten Brief tritt er eine mehrmonatige Reise nach Estland auf die ererbten Güter Rayküll und Könno an; vgl. Gahlings, Hermann Graf Keyserling (wie Anm. 9), S. 33.

¹³⁷ Keyserlings Gesundheit ist – trotz kräftiger Grundkonstitution – schwankend, seit er während einer Duellforderung im Oktober 1899 lebensgefährlich verletzt worden war: »[...] ein Stich« hatte ihm »die Mammalia interna durchschnitten« (Graf Hermann Keyserling, Selbstdarstellung. In: Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hg. von Raimund Schmidt. Bd. 4. Leipzig 1923, S. 102; Ders., Menschen als Sinnbilder [wie Anm. 9], S. 30 f.). In der Folge muss er größere körperliche Anstrengungen meiden und leidet jahrelang unter Herz- und Nervenbeschwerden; vgl. Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 9], S. 28 f.

weiter, denn der Arzt hat nur zu sehr Recht. Schade, dass er so früh damit anfängt.

Noch schnell eine Frage, hochverehrte Fürstin? Sollten Sie nach Bayreuth über München fahren u. für mich 1 Stunde frei haben, so bitte schreiben Sie mir, ich bin ganz nahe u. würde mich riesig freuen Sie begrüßen zu dürfen.¹³⁸ Die Kunstausstellungen sind ja nicht übermäßig interessant.¹³⁹ Aber vielleicht sehen Sie sich wieder einmal gerne Rubens »Jüngstes Gericht« in der Pinakothek an, diese ewige Vision des Fleisches!¹⁴⁰

Für den Sommer noch alles Schöne.

Mit ergebenen Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

Bitte Prinz Pascha bestens zu grüßen.

Auf dem Weg nach Bayreuth begegnet er in Nürnberg dem Wiener Psychologen und künftigen Begründer der Periodenlehre Hermann Swoboda (1873–1963), der rückblickend am 11. August 1902 dem gemeinsamen Bekannten und Freund Otto Weiniger mitteilt: »In Nürnberg traf ich [...] am ersten Tag beim Mittagessen den Dr. Kassner, der (offenbar durch den Chamberlain gratis) für zehn Bayreuth-Abende Karten hat.« In Bayreuth trifft Kassner spätestens am 7. August zu den am 22. Juli eröffneten »Bühnenfestspielen« ein. Laut »Lorenz Ellwanger's« täglich mehrmals erscheinender »Original-Fremden-Liste« Nr. 47 (vom 7. August 1902)

¹³⁸ Die Fürstin versäumt als begeisterte Wagneranhängerin kaum eine Wagner-Vorstellung an der Wiener Oper und reist regelmäßig zu den Festspielen nach Bayreuth. Noch 20 Jahre später wird sie sich am 4. November 1923 Rilke gegenüber zu den »alte[n] Bayreuthianer[n]« zählen (Rilke – Taxis, S. 780). Zu einem Treffen mit Kassner in München kommt es nicht. – Wie sie 1883 im Tagebuch notiert, hatte sie Richard Wagner »the very day before he died« in Venedig gesehen. »I had gone for a stroll on the Piazza [...] and I saw a little old man sitting in a corner, joking with a young woman. 'That's Wagner!', my companions said. I, who adore his music, wanted to get up and speak to him, but they all made such fun of me that I gave up the idea, and the very next day <13. Februar 1883> he was dead« (Memoirs of a Princess [wie Anm. 41], S. 106f.).

¹³⁹ Gemeint sind die »Internationale Kunstausstellung« im Glasplast und die Schau der »Münchner Secession« im Ausstellungsgebäude an der Prinzregentenstraße.

¹⁴⁰ Peter Paul Rubens' »Großes Jüngstes Gericht« war 1617 für den Hochaltar der Jesuitenkirche in Neuburg a.d. Donau geschaffen worden. Allerdings hatte die Fülle der nackten Gestalten schon bald Anstoß erregt, so dass das Bild nur bis 1692, zum Teil verdeckt, an seinem Ursprungsort blieb. Zunächst in die kurfürstliche Galerie in Düsseldorf (Galerie électorale) verbracht, gelangte es schließlich – im Zuge der Übersiedlung der kurpfälzischen Wittelsbacher nach Bayern – 1805/06 in die Münchner Alte Pinakothek.

und Nr. 63/64 (vom 11. August 1902)¹⁴¹ logiert er zunächst bei Frau Babette Thun in der Maxstraße 74, parterre, ehe er am 11. August zu Hans Herterich in den II. Stock der Richard-Wagner-Straße 5 umzieht.¹⁴² Auch Swoboda hatte sich dort eingefunden und berichtet Weininger am 17. August, er habe »vor dem Festspielhaus« Kassner wiedergesehen, »in weitem Bogen mir ausweichend« – wegen des »starken Tee<s>«, den er zuvor »in Wien von mir zu kosten bekommen hatte. Er verträgt nur Menschen, denen er imponiert. Die erklärt er dann selbst für Genies, z.B. den Chamberlain.¹⁴³ In der Tat besucht Kassner die genannten zehn Vorstellungen: viermal den »Parsifal«, zweimal den »Fliegenden Holländer« sowie den letzten »Ring«-Zyklus vom 14. bis 17. August.¹⁴⁴

4. Von Bayreuth nach Lautschin

Bayreuth 10/8 02.¹⁴⁵
<Sonntag>

Hochverehrte Fürstin!

Ich war jetzt sehr lange ziemlich unwohl, hatte Malaria,¹⁴⁶ Influenza etc und darum komme ich erst jetzt dazu, Ihnen vielmals für Ihren Brief und die freundliche Einladung nach Böhmen zu kommen, zu danken. Sehr gerne u. dankbar nehme ich sie an und bitte Sie nur, zu bestimmen, welche Zeit im September Ihnen am angenehmsten ist. Ich bleibe jetzt bis 1. Sept. hier und gehe dann nach Wien zurück. Wenn ich Sie nicht störe, so würde ich von hier nach Wien meinen Weg über Lautschin nehmen. Aber wie gesagt, das ist nur ein Vorschlag, die Bestimmung überlasse ich ganz Ihnen, hochverehrte Fürstin!

Ich habe jetzt schon zweimal den Parcival gehört¹⁴⁷ u. bin ganz voll davon. Es ist wohl der schönste Traum, der je auf der Bühne geträumt

¹⁴¹ Kopien stellte freundlicherweise Frau Kristina Unger vom Richard Wagner Museum in Bayreuth zur Verfügung.

¹⁴² Vgl. die Adresse am Schluss des folgenden Briefes 4.

¹⁴³ Wienbibliothek im Rathaus, Wien.

¹⁴⁴ Vgl. Briefe an Tetzl, S. 245 f.; zum Spielplan s. Bayreuther Blätter, 25, 1902, I–III. Stück, S. 1 f.

¹⁴⁵ KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Korrekturen Ernst Zinns.

¹⁴⁶ Ernst Zinn notiert: »Es war keine Malaria (K.)«. Kassner selbst spricht später (Brief 7) von »Influenza«.

¹⁴⁷ Die Vorstellungen vom 7. und 8. August 1902. Die musikalische Leitung hatte Dr. Karl Muck (1859–1940), seit 1892 Erster Kapellmeister an der Oper Berlin; vgl. hier und im Folgenden den Gesamt-Besetzungsplan von 1902, den ich ebenfalls Frau Kristina Unger zu danken habe.

wurde, und einigemal gelingt es den Sängern auch, das Stück auf diese Weise lebendig zu machen. Vielleicht gegen ihr Wissen und die Intention der Erben Wagners!¹⁴⁸ Wenigstens spielt man die Scene Parsival-Kundry im 2ten Acte so real und so falsch, daß es scheint, daß das andere – und zwei bis drei Scenen werden ganz großartig gegeben – nur wie durch einen Zufall richtig gegeben erscheint. Das Stück möchte ich leidenschaftlich gerne inscenieren gerade den Parsival, denn hier ist wirklich die Bühne Vision geworden, und man mag alles – die Nibelungen, Tristan, die Meistersinger – dem Parsival vorziehen, in allen anderen hat Wagner leidenschaftlicher gelebt, hier aber hat er vollkommen geträumt und das sollte in jedem Augenblicke auf der Bühne lebendig sein. Ich bilde mir ein, Burne-Jones hätte das ganze inscenieren müssen. Wahrscheinlich hätte er die 50 Blumenmädchen, die auf der Bühne gräßlich wirken, hinter der Scene gelassen.¹⁴⁹ Das ist Capellmeisterpoesie u. Ballettonkel-Wirklichkeit u. wenn irgendwo in der Welt so können auf der Bühne Blumen singen. Oder träume ich nur? Ich meine aber, Kundry zuliebe müßte auch Parsival von den Blumenmädchen nur geträumt haben. Ich glaube, Sie werden mir recht geben u. ich freue mich schon sehr, darüber mit Ihnen sprechen zu können. Einstweilen bin ich froh ihn noch zweimal so hören zu können, wie er gegeben wird.¹⁵⁰

Ich bin sehr in Eile und muß daher schließen. Nichtwahr, Sie haben die Freundlichkeit mir über die Zeit meines Kommens zu schreiben. Bis zum 1^{ten} Sept. ist meine Adresse: Bayreuth, Richard-Wagner-Straße 5.

Empfangen Sie meine ergebenen Grüße!

Ihr

Rudolf Kassner

¹⁴⁸ Der »Parsifal« wird seit seiner Uraufführung von 1882 bis 1933 in der Inszenierung Richard Wagners gegeben, die nach dessen Tod Cosima und Siegfried Wagner von Fall zu Fall behutsam überarbeiten; vgl. Martin Knust, Sprachvertonung und Gestik in den Werken Richard Wagners. Berlin 2007, S. 321–339.

¹⁴⁹ Über den englischen Präraffaeliten Edward Burne-Jones (1833–1898) hatte Kassner in seiner »Mystik« im Doppelkapitel »William Morris und Edvard Burne-Jones. Die Bürde der Spiegel« gehandelt (KSW I, S. 212–240) und schon damals festgestellt, die »Mädchen« von Burne-Jones seien »im ›Blumenreigen‹ Parsifal's von Wagner in Musik gesetzt« worden (ebd., S. 216).

¹⁵⁰ Am 11. und 20. August 1902; am letztgenannten Tag enden die Festspiele.

5. Von Bayreuth nach Lautschin

Bayreuth 24/8 02¹⁵¹
<Sonntag>

Hochverehrte Fürstin!

Vielen Dank für Ihre l. Zeilen. Wenn es Ihnen also recht ist, so komme ich am 1. gegen Abend u. fahre am 4ten Abend oder am 5ten Morgens wieder weg. Ich freue mich schon sehr darauf.

Ihr Aperçu über Schmedes¹⁵² als Parsifal ist ausgezeichnet. Ich habe jetzt recht Muße über die Festspiele nachzudenken – jetzt wo ich hier ganz allein bin,¹⁵³ denn während der Festspiele muss man sehr vorsichtig sein. Es war vieles sehr schön; aber sehr vieles minder¹⁵⁴ u. das, was man hier erwartet, der Stil, das Eigentliche verräth sich nur ab und zu. Und dabei ist man, wo für das Auge auf der Bühne etwas geschehen soll, so blind wie heute überall in Deutschland u. die Bühne, das Brett, die Coulisse ist hier genau so aufdringlich wie sagen wir im Burgtheater, wenn man Shakespeare spielt.¹⁵⁵ Der Holländer¹⁵⁶ war noch bei weitem das

¹⁵¹ LHW. Ein Briefbogen, vier beschriebene Seiten.

¹⁵² Der dänische Tenor Erik Schmedes (1868–1931), den Gustav Mahler im Juni 1898 von Dresden an die Hofoper geholt hatte, debütierte 1898 als Siegfried und bleibt bis 1924 erklärter Liebling des Wiener Publikums (vgl. Gustav Mahler in Wien. Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Theatermuseum. Hg. von Reinhold Kubik und Thomas Trabitsch. Wien 2010, S. 122, 132, 310; Wilhelm Beetz, Das Wiener Opernhaus 1869 bis 1945. Zürich 1949, S. 98). In Bayreuth singt er in den Jahren 1899 bis 1905 den Siegfried und den Parsifal.

¹⁵³ Christiane Gräfin Thun-Salm (1859–1935), die Kassner während eines Frühstücks mit Hofmannsthal und Arthur Schnitzler am 3. April 1902 in Wien kennengelernt hatte (vgl. BW Kassner, S. 21–24), schreibt am 12. September 1902 an Hofmannsthal: »Wissen Sie, dass Kassner lang in Bayreuth war? Er hatte sogar die Absicht nach den Festspielen noch einige Zeit dort zu bleiben, weil ihm die Gegend so zusagte. Ich weiss nicht, ob es dabei blieb – Ich habe ihn ein paar Mal gesehen & komme sehr gern mir ihm zusammen.« Hofmannsthal antwortet am 30. September: »Einen Abend war auch Kassner hier <in Rodaun> und erzählte viel von Bayreuth« (BW Thun-Salm, S. 53f.).

¹⁵⁴ Österreichisch: schlecht, minderwertig; vgl. Österreichisches Wörterbuch. Wien 1979, S. 251.

¹⁵⁵ Laut Besetzungsplan (wie Anm. 147) stammen die Dekorationen und Kostüme zum »Parsifal« von Paul von Joukowsky (1845–1912); die Bühnenbilder zum »Ring« und »Holländer« von Max Brückner (1836–1919), die Kostüme zum »Holländer« von Max Rossmann, die zum »Ring« von Hans Thoma (1839–1925) und Arpad Schmidhammer (1857–1921).

¹⁵⁶ Den Holländer sang bei den von Kassner besuchten Aufführungen am 12. und 19. August der holländische Bariton Anton van Rooy (1870–1932); es dirigierte Felix Mottl (1856–1911), seinerzeit Generalmusikdirektor in Karlsruhe.

beste; Rheingold, 3ter Act Siegfried, Götterdämmerung¹⁵⁷ waren zum großen Theil recht triste. Das Spiel Siegfrieds war fast eine Parodie – Nestroy hätte ihn so empfunden, die Scene Siegfried-Wotan im 3ten Act,¹⁵⁸ das war etwas wie ein rencontre eines angeheiternten Studenten mit der Polizei. Ihn entschuldigte nur, dass sein Vater¹⁵⁹ in der Walküre so wehmüthig ich möchte sagen vorausahnend schlecht war. Zum Theile herrlich gespielt waren nur die kleineren Rollen, Loge, Alberich, Mime¹⁶⁰ und da u. dort auch Wotan. Doch sprechen wir lieber davon.

Froh bin ich nur, dass ich den Parsifal gehört habe, das sage ich mir jeden Tag wieder. Wo hat ein alter Mann je etwas schöneres geschaffen?

Mit meiner Gesundheit geht es Gott sei Dank besser.

Nun auf frohes Wiedersehen.

Mit ergebenen Grüßen

Ihr

aufrichtiger

Rudolf Kassner

Ich telegraphiere noch von Prag aus die Stunde meiner Ankunft in Nimburg.¹⁶¹

In Lautschin wird man, wie angekündigt, ausführlich über die Bayreuther Festspiele »sprechen« und vermutlich ein ähnlich zwiespältiges Resümee ziehen wie im

¹⁵⁷ Den zweiten »Ring«-Zyklus vom 14. bis 17. August leitet Siegfried Wagner (1869–1930); den ersten vom 25. bis 28. Juli hatte Hans Richter (1834–1916) dirigiert. Gespielt wird eine Inszenierung, die Cosima Wagner in Anlehnung an die ihres Mannes für die Festspiele von 1896 erarbeitet hatte; vgl. Philippe Olivier, *Der Ring des Nibelungen* in Bayreuth von den Anfängen bis heute. Mainz 2007, S. 47–66.

¹⁵⁸ In der zweiten Szene des dritten Aktes trifft Siegfried auf Wotan, den »Wanderer«, und fragt nach dem Weg zum Brünhildenfelsen. Als Wotan, der Hüter des Felsens, ihn mit seinem Speer aufzuhalten sucht, zerschlägt Siegfried den Speer mit dem Schwert Nothung, woraufhin Wotan (»Zieh hin! Ich kann dich nicht halten!«) »plötzlich in völliger Finsternis verschwindet« (Richard Wagners Gesammelte Schriften. Hg. von Julius Kapp. Bd. 4. Leipzig o.J., S. 204–209). – Den Siegfried in »Siegfried« und der »Götterdämmerung« gibt Ernst Kraus (1866–1941), den Wotan Theodor Bertram (1869–1907). Ihn hatte Mahler 1901 für Wien verpflichtet, während der Plan, Kraus 1897 an das Haus zu binden, trotz eines herausragenden finanziellen Angebots und »4 Wochen Winterurlaub«, gescheitert war, da Kraus sich endgültig für Berlin entschieden hatte (vgl. Gustav Mahler in Wien [wie Anm. 152], S. 122, 132 u. ö.).

¹⁵⁹ Den Siegmund, Siegfrieds Vater, in der »Walküre« hatte ebenfalls Ernst Kraus gesungen.

¹⁶⁰ Loge: Dr. Otto Briesemeister (1866–1910), Stockholm; Alberich: Fritz Friedrichs (1849–1918), Bremen; Mime: Hans Breuer (1870–1929) in seiner »Glanzrolle«; Mahler hatte den von der New Yorker Metropolitan Opera kommenden »Charaktertenor« am 1. August 1900 engagiert (Gustav Mahler in Wien [wie Anm. 152], S. 124, 132).

¹⁶¹ Schloss Lautschin in der Nähe von Nimburg (Nymburk) ist von dieser 40 km nordöstlich von Prag gelegenen Bahnstation mit dem Wagen zu erreichen.

Brief an Gottlieb Fritz vom 20. September: »Im ganzen und großen habe ich von den Aufführungen dort mir mehr erwartet. Das, was ich eben einzig allein von B. erwartete fehlte doch zum großen Theil und ich sehe keinen Grund Wagner anderswo nicht zu hören, wie es ja die Eingeschworenen verlangen.«¹⁶² Gleichwohl wird Kassner durch Bayreuth in seiner Wagner-Begeisterung bestärkt, die zwei oder drei Jahre danach in den Schlussäten der 1905 erscheinenden »Moral der Musik« gipfelt: »Und wenn du ganz genau jenes Werk mit Namen kennen willst, in dem mit herrlichster Deutlichkeit und schönster Offenheit jenes einzige, namenlose Motiv alle anderen sogenannten Motive verbindet und erschöpft und spiegelt, so nenne ich dir das Werk, das mir als ein Höchstes gilt, so nenne ich dir die ganze Musik Richard Wagners, das Werk meines und deines Meisters. [...] Das war des grössten Meisters ewiges und namenloses Erlebnis, was immer eifrige Biographen, Freunde und Philologen dagegen einwenden: Gott hat ihn mit dem Tode – so darf man es hier sagen – versucht. Und Engel kamen, ihm zu dienen.«¹⁶³ Zu Wagners letzter Oper kann Gottlieb Fritz im zitierten Brief lesen: »Parsifal besitzt eine seltene Vollkommenheit, eine Vollkommenheit wie sie Shakespeares Sturm hat. Es darf nur ganz vollkommen gespielt werden und an seltenen Tagen. Es ist wohl das ammeisten esoterische Werk, das ich kenne.«¹⁶⁴ Und in der »Moral der Musik« schreibt Joachim Fortunatus, Kassners literarisches Alter Ego, im Vierten Brief »Vom Symbol« an den imaginären Adressaten: »Du warst ja mit mir im letzten Sommer in Bayreuth und hast dort endlich Parsifal, dieses hohe Spiel von Weisheit und Zauber, gesehen.«¹⁶⁵ Im Anschluss an seinen ersten Besuch auf Schloss Lautschin kehrt Kassner auf Umwegen am 10. September nach Wien zurück.

6. Von Wien nach Lautschin

Wien am 11/9 02¹⁶⁶
⟨Donnerstag⟩¹⁶⁷

Hochverehrte Fürstin!

Ich war jetzt die ganze Zeit unterwegs, bin heute die erste Nacht in Wien und darum komme ich erst heute dazu Ihnen, hochverehrte Fürstin, vielen, vielen Dank zu sagen für die schönen Tagen von Lautschin. Wenn

¹⁶² Briefe an Tetzl, S. 118.

¹⁶³ KSW I, S. 754f.; mit Anspielung auf die Versuchung Christi in Matthäus 4, 1–11, bes. Vers 11: »Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm, und dienten ihm.«

¹⁶⁴ Briefe an Tetzl, S. 117f.

¹⁶⁵ KSW I, S. 656f., mit einer sublimen Deutung des »Speers« als Symbol.

¹⁶⁶ LHW. Zwei Bögen, acht beschriebene Seiten.

¹⁶⁷ Kassners 29. Geburtstag.



Abb. 4a: Schloss Lautschin (Zamek Loučeň/Lautschin)



Abb. 4b: Schloss Lautschin, Blick von der Terrasse
(Foto: Michael Wille, Stuttgart)

etwas sehr schön war, so nimmt man es immer im Ganzen und zerlegt sich es nicht und bald fällt mir die Terrasse¹⁶⁸ mit dem hohen Himmel und den Schwalben ein, bald sind es die chinesischen Gobelins, bald ist es das, bald dies, aber immer nenne ich es Lautschin, und froh bin ich, dass ich kommen durfte. Also nochmals herzlichen Dank für alles!

Der erste Tag wieder in Wien – das ist eigentlich etwas Grässliches. Alles scheint einem direct überflüssig. Aber ich bin abergläubisch im entgegen<ge>setzten Sinn, u. so denke ich mir, es ist ganz gut, wenn es schlecht anfängt. Es ist etwas Merkwürdiges um diese kleinen schlauen Arten von menschlicher Selbsthilfe, mein Faun¹⁶⁹ ist darin sehr erfahren. Doch verzeihen Sie, dass ich mich selbst gleichsam anrufe, aus Prinzip thue ich es nie, die Ausnahmen sind so bedeutungslos, wie wenn man in den Spiegel sieht, ob man »fertig« ist.

Haben Sie Tolstoi's Evangelium¹⁷⁰ schon begonnen? Ob es Ihnen so viel sein wird wie mir? Doch wir sind beide Katholiken, u. die Katholiken haben so viele Umwege zur Hauptsache, und Chamberlains »Worte Christi«¹⁷¹ u. Tolstoi haben mir das Evangelium, »die Hauptsache« erst lebendig machen müssen, und doch sind vielleicht beide, wie so oft unsere Erzieher, ganz unschuldig an uns, an sich und dem Gegenstand. Weil wir unlängst zusammen von Erziehung sprachen – das Wesentliche an der Erziehung der meisten Menschen besteht darin, dass sie sich das Meiste, zuletzt schließlich auch ihre Erziehung abgewöhnen müssen, es ist dies das genaue Gegentheil von dem, was das XVIII Jh. unter einer Prinzenerziehung verstand, u. jeder Dichter damals erzog sich einen

¹⁶⁸ S. die Beschreibung oben S. 107.

¹⁶⁹ Mit Bezug auf die Figur des Fauns im ersten »Gleichnis vom Verführer«: »Psyche und der Faun. Eine Tragikomödie« in Kassners »Der Tod und die Maske«, S. 6–35 (KSW I, S. 319–337).

¹⁷⁰ Leo N. Graf Tolstoi, Kurze Darlegung des Evangelium. Aus dem Russischen übers. von Paul Lauterbach. Reclams Universal-Bibliothek Nr. 2915/2916. Leipzig o. J.; zuerst 1892. Ein Jahr zuvor war die erste deutsche Übersetzung durch F.W. Ernst als »Kurze Auslegung des Evangeliums« bei Hugo Steinitz & Co. in Berlin herausgekommen. Gleichwohl dürfte, ange-sichts der weiten Verbreitung, das Reclam-Bändchen gemeint sein.

¹⁷¹ Houston St. Chamberlain, Worte Christi. München 1901. Unmittelbar nach Empfang des Buches hatte Kassner in der Nacht vom 20. auf den 21. November 1901 seinen Dank an Chamberlain »für die schöne Gabe« mit der Feststellung unterstrichen: »Die Worte Christi waren in dieser Form nothwendig, direct nothwendig zu Ihrer großartigsten Christusauffassung.« Im Rückblick bekennt er allgemein, dass ihn an Chamberlains »Grundlagen des 19. Jahrhunderts« neben anderem »die Auffassung von Jesus Christus« angezogen habe, die ihn »an jene des großen englischen Mystikers William Blake erinnerte und vor allem mit jener widerwärtigen in Renans ›Vie de Jésus‹ aufräumte, als welche sie damals noch umherspukte« (KSW VI, S. 256 f.).

Prinzen heimlich zum Ideal, wenn ihm oft auch nur das Umgekehrte gelang. Und von dieser Prinzenerziehung träumen auch heute noch die meisten Menschen, der Mensch soll sich das ihm Fremde angewöhnen und das Leben wie eine fremde Sprache lernen, u. darum haben alle ein Recht, mit den Hauslehrern unzufrieden zu sein. Doch ich fange wieder an, abstract zu sein, u. abstract darf man nur mit sich selbst sein, mit Frauen gar abstract sein ist einfach eigensinnig u. ich möchte, dass man mir immer auf den Mund schlägt, wenn ich abstract bin. Irgend eine Strafe muss es doch dagegen geben, sinnen Sie bitte eine aus! Fasten vielleicht, Hungercur! Daraus ließe sich ein komischer Roman machen! Jedenfalls wie ich es mir abgewöhnte, Thiere zu tödten, so will ich mir es abgewöhnen, abstract zu sein! Außer für mich natürlich – denn sonst ginge ich gleich lieber in die Hölle. Übrigens sollte man in Ermanglung religiöser Orden einen Club für Concrete gründen u. Zutritt hätten nur diejenigen, welche alle Weihen der Abstraction erlangt haben. Doch jetzt höre ich auf, sonst wünschen Sie mich wirklich in die Hölle.

Hoffentlich haben Ihnen die bewegten Tage gut bekommen.¹⁷² Ist Ihr Bruder¹⁷³ noch da? Vielleicht kann er ein Exemplar seiner

¹⁷² Den Austriaizismus »einem gut bekommen haben« (statt »einem gut bekommen sein«) benutzt Kassner auch in den Briefen 86 u. 94 (s. Teil II). Die Wendung findet sich ebenso bei Rilke, beispielsweise im Brief an seine Mutter vom 13. März 1904: »[...] ich freue mich [...], daß Dir die Stunden [...] gut bekommen haben« (Rainer Maria Rilke, Briefe an die Mutter 1896 bis 1926. Hg. von Hella Sieber-Rilke. 2 Bde. Frankfurt a.M./Leipzig 2009. Bd. 1, S. 428).

¹⁷³ Friedrich (genannt Fritz) Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1850–1923), k.u.k. Kammerherr und Botschaftsrat a.D., Marie Taxis' zweiter Bruder (der 1853 geborene Egon war 1896 verstorben). Sie schildert ihn am 14. Mai 1912 im Brief an Rilke als einen »Mann so zart besaitet, so raffinirt im Geschmack, so durch und durch Grand Seigneur« (Rilke – Taxis, S. 144). Ähnlich hatte Gabriele d'Annunzio ihn und seine »Casa rossa« (vgl. unten Anm. 185) im Roman »Il Fuoco« in der Gestalt des »Fürsten Hoditz« charakterisiert: »Das ist ein Mensch, der seinem angeborenen Geschmack für das Zarte, Feine folgend es verstanden hat, mit vollendet Kunst sich sein kleines Märchen zu schaffen, in dem er so glückselig lebt, wie sein mährischer Ahn in dem Arkadien von Roßwald. Was für wunderolle Dinge weiß ich von ihm« (d'Annunzio, Feuer [wie Anm. 129], S. 127; d'Annunzio macht hier Fritz zu Hohenlohe zu einem Nachkommen des berühmten Reichsgrafen Albert Joseph von Hoditz [geb. 1706 zu Roßwald in Oesterreichisch-Schlesien, heute Osoblaha in Mähren, gest. 1778 in Potsdam], der Schloss und Garten Roßwald mit ungeheurem finanziellen Aufwand zu einem »Feeenpallast« umgestalten und im Park u. a. »ein Arkadien« anlegen ließ; vgl. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 9. Wien 1863, S. 83 f.). Gino Damerini (1881–1967), der venezianische Schriftsteller und Freund der Fürstin (vgl. Rilke – Taxis, S. 222–225, 232 u. ö.), nennt ihn in »D'Annunzio e Venezia« (Verona 1992 [1. Aufl. 1943], S. 52f.) »signore di gran razza e di grande stile, apparteneva al ramo austriaco della sua famiglia, ma era nato a Venezia [...]. Poliglotta, Fritz Hohenlohe parlava normalmente il dialetto veneziano, ma scriveva preferibilmente in francese, e in francese pubblicò a Parigi

Notes sur l'Italie¹⁷⁴ entbehren u. mir schicken? Ich weiß den Verleger nicht.

Zum Schlusse bitte meine herzlichsten Grüße u. Empfehlungen allen auszurichten, und indem ich Ihnen u. dem Fürsten nochmals meinen aufrichtigen Dank für alles ausspreche, bin ich

Ihr
aufrichtig ergebener
Rudolf Kassner

Es that mir sehr leid, dass ich Herrn Sterer¹⁷⁵ nicht mehr adieu sagen konnte, aber ich habe immer etwas Eisenbahn-fieber u. wollte da es nicht mehr riskieren, ihn zu suchen.

7. Von Wien nach Lautschin

<Wien,> 13¹⁷⁶/9 02. ¹⁷⁷
<Samstag>

Hoch verehrte Fürstin!

Mit diesen Zeilen geht ein Paquet mit meinen beiden Aufsätzen Rodin u. Galiani¹⁷⁸ an Sie ab. Zugleich finden Sie darin Wildes Salome gut

due preziosi volumetti di Impressions dedicati il primo à l'amie (Prince Frédéric de Hohenlohe-Waldembourg, Impressions. Paris 1902), il secundo à M.me Eleonora Duse: <Prince Frédéric de Hohenlohe-Waldembourg, Impressions. Suite. Paris 1903>; uno di Notes vénitaines <s. Anm. 184> ed un libro di attraenti studi storici settecenteschi intitolato In tabarro e bautta, frutto delle sue amorose ricerche all'Archivio di Stati dei Frari. L'unico suo articolo in lingua tedesca fu quelle di ricordi personali proprio su D'Annunzio e la Duse <s. o. Anm. 114> [...].«

¹⁷⁴ S. Brief 8 mit Anm. 184.

¹⁷⁵ Der Maler Richard Sterer (1874–1930) ist Inhaber einer Zeichen- und Malschule in Wien und wohnt im II. Bezirk in der Praterstraße 34 (vgl. Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger [...] für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. 48 [1906], Bd. 2, S. 1041). In Duino befanden sich von seiner Hand zwei Ansichten des Schlosses und des Schlossgartens (vgl. den Auktionskatalog: Castello di Duino [wie Anm. 66], S. 88, Los 401 u. 403). Seine erhaltenen Briefe an Marie Taxis (AST) bezeugen eine ungewöhnlich offene Beziehung mit freundschaftlich-ironischen Zwischentönen.

¹⁷⁶ Korrigiert aus »12«.

¹⁷⁷ LHW. Ein Bogen, zwei beschriebene Seiten.

¹⁷⁸ Die Aufsätze »Noten zu den Sculpturen Rodins« und »Der Abbé Galiani« waren im Vierten Jahrgang der »Wiener Rundschau« erschienen, und zwar in Nr. 12 vom 15. Juni 1900, S. 185–187, und Nr. 23 vom 1. December 1900, S. 411–415. Kassner reiht sie 1906 in den Sammelband »Motive« (vgl. Brief 35 mit Anm. 388 u. 389) ein: KSW II, S. 98–103 u. 113–121.

übersetzt leider nur mit zwei Illustrationen.¹⁷⁹ Hoffentlich macht Ihnen das alles Freude! Ganz so uneinig sind wir doch nicht über Rousseau, das mögen Sie aus Galiani sehen,¹⁸⁰ aber dennoch.... etc.

Seitdem ich von Lautschin weg-bin, habe ich meine Influenza wieder, wenn auch Gott sei Dank schwächer.¹⁸¹ Vor Lautschin ließ sie mich frei, das klingt wunderbar!

Mit vielen Grüßen

Ihr

aufrichtig ergebener

Rudolf Kassner

Die beiden Hefte muss ich mir wieder zurück bitten, da sie nicht mir gehören.

¹⁷⁹ Auf Kassners Galiani-Essay folgt im selben Heft der »Wiener Rundschau« (4. Jahrgang, Nr. 12, S. 189–212): Salome. Tragödie in einem Aufzug von Oscar Wilde (London). Deutsch von Hedwig Lachmann. Mit Zeichnungen von Beardsley. Beigegeben sind das Titelblatt sowie das Blatt »Salome mit dem Haupt Johannes des Täufers auf der Silberplatte«. Als Buch erscheint »Salome. Tragödie in einem Akte. Übersetzt von Hedwig Lachmann. Titelzeichnung und vierzehn Zeichnungen von Aubrey Beardsley« 1907 im Insel-Verlag. Bereits 1903 hatte der Verlag die Lachmann'sche Übertragung mit »Doppeltitel und zehn Zeichnungen von Marcus Behmer« herausgebracht. Die Ausgabe mit den Illustrationen Aubrey Beardsleys (1872–1898) ist jetzt am leichtesten zugänglich als 247. Bändchen der Insel-Bücherei, das nach der Erstauflage von 1919 mehrfach nachgedruckt wurde; vgl. Heinz Sarkowski, Der Insel-Verlag. Eine Bibliographie 1899–1969. Frankfurt a.M. 1970, S. 396–399: Nr. 1913 u. 1914 sowie S. 240 f.

¹⁸⁰ Vgl. Brief 2. Am Schluss seines Essays (KSW II, S. 121) stellt Kassner Abbé Fernando Galiani (1728–1787) und Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), die sich nie begegnet waren, einander gegenüber: »Es hätte ein eigenes Schauspiel sein müssen, die beiden Männer im Salon nebeneinander zu sehen. Sie wären die einzigen starken Gegensätze gewesen, die das geistige Paris von 1760 hätte aufweisen können. Rousseaus Herz war groß genug, um ein Schicksal zu messen, aber er war verlogen; seine Psychologie war die von Lakaien und von Weibern, die man braucht; seine Laster heimlich, verschämt, unglücklich. Galiani war von Natur aus schmutzig, seine Psychologie war frei und über seine Zeit hinwegblickend; dem Schicksal hielt er eine Maske vor. Ihm aber fehlte der Enthusiasmus, und diesen besaß Rousseau. Und darum hat dieser über mehr als hundert Jahre von allen Geistern den größten Einfluß auf die Gefühle der Menschheit gehabt, während es von jenem nur einige Briefe gibt, die wenige lesen.«

¹⁸¹ Ebenfalls am 13. September teilt Kassner Houston Stewart Chamberlain mit: »Ich muss, da ich unwohl, noch einige Tage das Zimmer hüten!«

8. Von Wien nach Lautschin

Wien 13/10¹⁸² <1902>¹⁸³
<Montag>

Hochverehrte Fürstin!

Vielen Dank für Ihre Zeilen u. wollen Sie bitte dem Prinzen Hohenlohe für die Notes Vénitientes¹⁸⁴ meinen besten Dank ausdrücken. Ich hätte es selbst gethan, weiß aber leider seine Adresse nicht. Es sind manche feine Stellen im Buche. Das ganze hat etwas von der Melancholie des alternden Edelmannes, der Melancholie nach den Mémoires, die ja anders ist als die Melancholie des Dichters, der eigentlich nie Mémoires hat und wenn er sie hat, so ist dann das gewöhnlich schlechte Poesie. Man versteht auch aus dem Buche Ihres Bruders Vorliebe für das 18 Jahrhundert, die klassische Zeit der Mémoires. Ich bin sehr neugierig auf seine Casa in Venedig,¹⁸⁵ denn die Epoche, die er liebt, kann

¹⁸² KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Bemerkungen Ernst Zinns.

¹⁸³ Die Jahreszahl »02« hat Zinn in Absprache mit Kassner zugefügt.

¹⁸⁴ Prince Frédéric de Hohenlohe-Waldembourg, Notes vénitientes. Paris 1899.

¹⁸⁵ Prinz Fritz lebt in Venedig in San Maurizio am Canale Grande in der »Casa (Casetta) Rossa«, einem zweistöckigen kleinen Haus, das seinen Namen von der bis heute in pompejanisch Rot gestrichenen Fassade trägt und das Hermann Graf Keyserling als »das winzige, bijou-artige Häuschen des Bruders meiner Wiener Gönerin, der Fürstin Marie Taxis, Prinz Fritz zu Hohenlohe« bezeichnet (Keyserling, Reise durch die Zeit [wie Anm. 9], S. 202). Marie Taxis nennt es in ihren »Erinnerungen an Rilke« »ein entzückendes kleines Haus« mit einem »häubchen, kleinen Speisezimmer, mit alten Spiegeln tapeziert, in denen sich köstliches Porzellan mit Ansichten der Brenta-Villen und altes Silber spiegelten« (wie Anm. 39, S. 35). Der Prinz selbst schildert den »kleinen Salon« in seinen »Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse« (wie Anm. 114, S. 181f.), und der gemeinsame Freund Gino Damerini fügt hinzu: »La Casetta rossa divenne presto il centro di una vita intensa a cui recavano il loro contributo le figure più insigni dell'aristocrazia, della politica e dell'arte in Europa [...] di passaggio per Venezia« (Damerini, D'Annunzio e Venezia [wie Anm. 173], S. 52, 54). Der Prinz, der, wie Damerini (ebd., S. 51) betont, »nonostante la sua nazionalità adorava l'Italia«, geht zu Beginn des Weltkriegs ins schweizerische Lugano, später nach Rapallo, »sehr besorgt [...] um die Casetta« (Rilke – Taxis, S. 423: 12. Juni 1915), die der befremdete d'Annunzio zeitweilig zu seinem privaten Hauptquartier macht (vgl. Damerini, D'Annunzio e Venezia [wie Anm. 173], S. 272–276; Maria Gazzetti, Gabriele d'Annunzio mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1989, S. 102f. mit der Abb. auf S. 102: »1915 in Venedig, Casetta rossa«). Ende 1919 kehrt »poor old dear« Fritz zu Hohenlohe »after 5 whole years of exile« zurück, »penniless but more charming than ever« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 29], S. 614). In »Il Fuoco« hatte d'Annunzio neben Fritz zu Hohenlohe als »Fürst Hoditz« auch dessen Lebensgefährtin »Donna Zina« porträtiert, als die »schöne Ninetta«, »das süßeste und anmutigste kleine Tier, das ich kenne« (wie Anm. 129, S. 126f.; vgl. dazu Damerini, D'Annunzio e Venezia [wie Anm. 173], S. 51). In der Literatur wird »Donna Zina« als »Gattin« des Prinzen geführt (beispielsweise Rilke – Taxis,

man eigentlich nur im Intérieur genießen. Was Sie mir über Skulptur schrieben, ist sehr wahr.¹⁸⁶ Die moderne Skulptur, besonders Rodin, hat etwas vom Luxus, vom Überflüssigen. Wir empfinden sie nicht mehr so direct wie ein Athener oder Florentiner es that. Jetzt hat man in Wien vors Parlament einen Brunnen¹⁸⁷ gesetzt, Sie werden ihn ja sehen, er ist barbarisch. Doch wem soll man das beweisen? Solche Sachen sind immer da, daß Minister mit Zeitungsdeutsch sie einweihen u. man sich dann an sie gewöhnt. Mit der Skulptur muß man leben können u. dazu haben die Menschen zu wenig Zeit; der Durchschnitt lebt überhaupt nicht sondern erregt sich zuerst ein wenig u. accomodiert sich dann. Und das ist alles durch so tausend Dinge begründet, daß man schon am besten davon schweigt.

Wien bereitet sich für den Winter erst vor; wenn Sie im November kommen, werden Sie schon mehr treffen. Ich bin noch wenig in die Theater gekommen, da ich mich noch immer nicht ganz wohl fühle.

S. 992, 1012; Damerini, D'Annunzio e Venezia [wie Anm. 173], S. 51, im Register: »Hohenlohe Zina«; The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 29], S. 501: »the Hohenlohes«, und S. 698 [Register]: »Hohenlohe, Zina«). Indes ist der Prinz im »Gothaischen Genealogischen Taschenbuch« bis zum letzten Eintrag vor seinem Tod (29. März 1923 in Rapallo) als unverheiratet registriert, ebenso in der genealogischen Internet-Plattform Geneall.net (Stand: 31.10.2014). Zur Zeit des hier vorgelegten Schreibens berichtet Gräfin Christiane Thun-Salm, er sei »in Venedig mit einer – Freundin établiert, über die ich aber gar nichts näheres weiß« (BW Thun-Salm, S. 58: 4. November 1902). Marie Taxis nennt sie zum ersten Mal am 22. Februar 1914 »seine Frau« und später »meine Schwägerin« (Rilke – Taxis, S. 360, 769, 777; an Berenson, 20. Januar 1920: »my sister in law«). Lange war sie ihr mit ratlos kritischem Vorbehalt begegnet (vgl. Rilke – Taxis, S. 144: 14. Mai 1912), und erst nach des Prinzen Tod scheint sich das Verhältnis gebessert zu haben. Rilke apostrophiert sie in der Korrespondenz mit der Fürstin nie als Hohenlohes Gattin, sondern stets als »Donna Zina (Sina)« oder »Frau von Waldenburg«. – Kassners Anspielung lässt erkennen, dass er schon jetzt über eine Italien-Reise nachdenkt, die er im März 1903 antreten wird.

¹⁸⁶ Wohl in Auseinandersetzung mit Kassners Aufsatz über Rodin (vgl. Anm. 178). Acht Jahre später, im Herbst 1910, wird Rilke »eines Sonntags, am Nachmittag«, ein Auto mieten und Kassner bei Rodin in Meudon einführen, was letztlich zu der »ein wenig enttäuschenden« Begegnung gerät, die Kassner, abermals ein Menschenalter später, im »Buch der Erinnerung« nachzeichnet (KSW VII, S. 94–96).

¹⁸⁷ Der von Theophil Hansen (1813–1891) entworfene und zwischen 1898 und 1902 errichtete Pallas-Athené-Brunnen mit den allegorischen Figuren der wichtigsten Flüsse Österreichs von Hugo Härdtl (1846–1918) sowie den von Josef Tautenhayn (1837–1911) geschaffenen Frauenfiguren der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt. Die in der Mitte auf einer Säule stehende Athene ist ein Werk Carl Kundmanns (1838–1919). Die Wiener »Reichspost« hatte am Dienstag, 12. August 1902, S. 3, gemeldet, dass der »Monumentalbrunnen vor dem Parlamente« »seit Samstag«, den 9. August, »seines Gerüstes entkleidet« sei und sich nun »den Passanten [...] in seiner ganzen Herrlichkeit« präsentiere (freundlicher Hinweis von Mag. Holger Böck, Parlamentsbibliothek, Wien).

Gestern sah ich endlich Orpheus u. Eurydike.¹⁸⁸ Wie erbärmlich inszeniert man nicht hier und wie unerträglich werden nicht die Tänze aufgeführt!¹⁸⁹ Und doch müßte man auf diese alten Werke alle Sorgfalt aufwenden u. gerade aus ihnen ein »Gesamtkunstwerk«¹⁹⁰ machen, Wagner mag noch für lange durch Einzelnes wirken.

Mein Brief wird sie, wie Gf. Rantzau¹⁹¹ mir sagte, kaum in Lautschin antreffen. Prz. Pascha geht also nach Prag. Grf. Rantzau war eben so entzückt von Lautschin wie ich. Wie alle guten Dinge lebt es in mir noch als Bild oder wenn Sie wollen, als »Gesamtkunstwerk«, und man de-

¹⁸⁸ Kassner besucht Christoph Willibald Glucks »Orpheus und Eurydike« in der Hofoper am Samstag, dem 11. Oktober 1902: Es ist die einzige Aufführung dieses Jahres, nachdem 1901 ebenfalls nur eine Vorstellung am 18. November stattgefunden hatte (vgl. Franz Hadamowsky, Die Wiener Hoftheater. Teil 2: Hofoper. Museion N.F., I. Reihe, Bd. 4, Teil 2, S. 335 f.; Neue Freie Presse, 11. Oktober 1902, S. 18). Angesichts dieses Terms – denn »gestern«, am 12. Oktober, stand »Mignon« von Ambroise Thomas auf dem Programm – ist Kassners Briefdatum oder wohl eher das chronologisch ungenuine »gestern« in Frage zu stellen.

¹⁸⁹ Die Oper wird in der 20 Jahre alten Inszenierung von Karl Tetzlaff, Oberregisseur vom 1. März 1881 bis 31. August 1889 (Beetz, Das Wiener Opernhaus [wie Anm. 152], S. 60), gegeben, in der sie am 4. Februar 1882 zum ersten Mal zu sehen und zu hören war. Der anonyme Rezensent der »Neuen Freien Presse« hatte damals die Regie als »sehr effectvoll« gelobt (5. Februar 1882, S. 6).

¹⁹⁰ Anspielung auf Wagners ästhetisches Ideal, das er in seinen 1849 und 1850 erschienenen Schriften »Die Kunst und die Revolution« und »Das Kunstwerk der Zukunft« als das »große Gesamtkunstwerk« entworfen hatte, »das alle Gattungen der Kunst zu umfassen hat, um jede einzelne dieser Gattungen als Mittel gewissermaßen zu verbrauchen, zu vernichten zu Gunsten der Erreichung des Gesammtzweckes aller, nämlich der unbedingten, unmittelbaren Darstellung der vollendeten menschlichen Natur, – dieses große Gesamtkunstwerk« erkennt er »nicht als die willkürlich mögliche That des Einzelnen, sondern als das nothwendig denkbare gemeinsame Werk der Menschen der Zukunft« (Richard Wagner, Das Kunstwerk der Zukunft. Leipzig 1850, S. 32; Kapitel I. Abschnitt 5, gegen Ende).

¹⁹¹ Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau (1869–1928) gehört seit Februar 1902 neben Kassner, dem Indologen Leopold von Schroeder (1851–1920) und Hermann Graf Keyserling zu den ständigen Teilnehmern der Leseabende im Hause Houston Stewart Chamberlains in der Wiener Blümelgasse. Nach diplomatischen Anfängen in St. Petersburg (1897–1901) hatte er im Januar 1902 die Stelle des zweiten Sekretärs an der kaiserlichen Botschaft in Wien angetreten. Schon bald zum Legationsrat und 1905 zum Botschaftsrat befördert, wird er 1909 Generalkonsul in Budapest, 1912 Gesandter in Kopenhagen, 1918 Staatssekretär des Auswärtigen, von Februar bis November 1919 erster Außenminister der Weimarer Republik, in welcher Funktion er die Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrags verweigert. Von 1922 bis 1928 amtiert er als deutscher Botschafter in der Sowjetunion (Christiane Scheidemann, Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau. 1869–1928. Eine politische Biographie. Frankfurt a. M. u. a. 1998). Zur Person und Charakteristik vgl. Kassners Bemerkungen im »Buch der Erinnerung«: KSW VII, S. 142 u. 147 f. – Schreiben Brockdorff-Rantzaus an Kassner sind nicht überliefert; desgleichen fehlen Briefe Kassners im Nachlass des Grafen (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes; freundliche Auskunft von Günter Scheidemann, M.A., Auswärtiges Amt, Berlin). Eine nicht näher datierte kurze Nachricht Brockdorff-Rantzaus an Fürstin Taxis aus dem Jahr 1902 findet sich in deren Nachlass (AST).

tailliert sich Einzelnes oft absichtlich nicht, wie gerne man auch möchte. Haben Sie fleißig an der Terrasse¹⁹² weiter gemalt? Das ist ein herrlicher Fleck! Sie sind wahrscheinlich schon zu sehr daran gewöhnt und die Malerei kommt Ihnen da sehr zugute, indem sie einen vom Gewohnten entwöhnt u., wie Sie sagen, sehen lernt.

Ich muß schließen. Im November darf man Sie, verehrte Fürstin, in Wien also erwarten?

Mit ergebenen Grüßen

Ihr

aufrichtiger

Rudolf Kassner

9. In Wien

Wien Mittwoch!¹⁹³

<7. Januar 1903>¹⁹⁴

Hochverehrte Fürstin!

Schade, dass Sie gestern nicht im Rausch¹⁹⁵ waren, einmal weil es Ihnen ganz außerordentlich gefallen hätte, u. dann weil ich alles, was ich jetzt schreiben muss, Ihnen gestern hätte sagen können. Da Chamberlain heute oder morgen auf 10-14 Tage verreisen muss, so fragte er mich, ob

¹⁹² Austriazismus für: auf der Terrasse.

¹⁹³ LHW. Ein Briefbogen, drei beschriebene Seiten.

¹⁹⁴ Das Datum ergibt sich aus Kassner Hinweis auf die »Rausch«-Aufführung; vgl. die nächste Anm.

¹⁹⁵ August Strindbergs »Rausch« hatte am Wiener Theater in der Josefstadt unter Leitung seines Direktors Josef Jarno (1865–1932) am 19. Dezember 1902 Premiere; Jarno spielt den Schriftsteller Maurice und Lili Petri (1864–1915/16), Chamberlains »große liebe Freundin« (Houston Stewart Chamberlain, Briefe 1882–1924. Bd. 1. München 1928, S. 267), gibt »als Gast« die Henriette (vgl. die Theateranzeige in der »Neuen Freien Presse« vom selben Tag, S. 19, sowie die anonyme Kritik »Ein erregter Premieren-Abend« ebd., 20. Dezember 1902, S. 10). Die letzte der insgesamt sechs Vorstellungen hatte am Dienstag, dem 6. Januar 1903, stattgefunden (freundlicher Hinweis von Renate Brose, Dramaturgie des Theaters in der Josefstadt, Wien; vgl. Neue Freie Presse, 6. Januar 1903, S. 19). Die daraus abzuleitende Datierung des Briefes wird erhärtet durch Kassners Frage vom Montag, dem 5. Januar 1903, an Chamberlain, ob es bei »Rausch« »am Dienstag« bleibe. Demnach hatte er die Vorstellung zusammen mit Chamberlain besucht und dabei die der Fürstin hier mitgeteilten Einzelheiten erfahren. Auch Gottlieb Fritz wird unter dem 14. Januar 1903 lesen: »Ich hatte unlängst von ›Rausch‹ einen sehr lebhaften Eindruck«, wobei Fritz selbstverständlich weiß, dass der gemeinsame Berliner Studienfreund Emil Schering (1873–1951) das Stück (»Brott och Brott«; Verbrechen und Verbrechen) im Jahre 1900 übertragen und Strindberg den deutschen Titel vorgeschlagen hatte (Briefe an Tetzl, S. 121 mit S. 249; zu Schering s. ebd., S. 145–147).

es Ihnen nicht passen würde, heute an einem improvisierten Lesenachmittag theilzunehmen. Da ich aber weiß, dass der Fürst gerne mitginge, u. überhaupt alles vor Abgang des Zuges nur halb ist, so lehnte ich in Ihrem Namen ab.¹⁹⁶ Die Zusammenkunft ist eben einige Tage später,¹⁹⁷ u. da ich möchte, dass Sie den besten Eindruck vom ganzen haben, so ist es ganz gut, wenn Chamberlain u. Frau zuerst in Salzburg sich ein bisschen von ihrer Influenza erholen. Grollen Sie mir nicht wegen des Aufschubes! Ich verspreche Ihnen den schönsten Abend u. betrachte das ganze als eine persönliche Affaire u. bin sehr froh, Ihnen u. dem Fürsten einen Gefallen zu machen imstande gewesen <zu> sein! Ich fühle mich zusehr in Ihrer Schuld! Bei Salomé bleibt es also!¹⁹⁸ Soll Graf Keyserling zuhören? Vielleicht spreche ich einmal in Ihrem Atelier¹⁹⁹ vor.

Mit besten Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

¹⁹⁶ Kassner hatte Chamberlain in diesem Zusammenhang am 5. Januar erklärt, Fürstin Taxis sei »glücklich u. dankbar, dass sie dem Leseabend beiwohnen kann [...] ich hätte Sie nicht darum gebeten, wenn ich nicht gewusst hätte, dass es ihr und ihm <sc. dem Fürsten> doch um etwas mehr als um einen bloßen show zu thun wäre.«

¹⁹⁷ Die Begegnung wird in der zweiten Februarhälfte 1903 zustande kommen; vgl. Brief 12.

¹⁹⁸ Offensichtlich als Lektüre des in Aussicht genommenen Leseabends (vgl. Brief 12). Wahrscheinlich handelt es sich um die oben (Ann. 179) erwähnte deutsche Übertragung des Einakters von Oscar Wilde, die auch Richard Strauss seiner Oper (1905) zugrunde legen wird. Das französisch geschriebene Original »Salomé. Drame en un acte« war 1893 in Paris, die englische Übersetzung durch Lord Alfred Douglas »Salome. A tragedy in one act« 1894 in London erschienen.

¹⁹⁹ Das Malstudio der Fürstin liegt in der Schwindgasse auf der Wieden, dem IV. Wiener Gemeindebezirk. Ob Kassner hier oder im Palais in der Victorgasse vorspricht, bleibt offen. Jedenfalls trifft man, wie der Dank in Brief 10 zeigt, am 23. Januar 1903 zusammen.

10. In Wien

Samstag!²⁰⁰
<24. Januar 1903?>²⁰¹

Hochverehrte Fürstin

Es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen erst 2 Novellen²⁰² copiert schicken kann, die Leute²⁰³ sind eben schrecklich unverläßlich. Die dritte ist am Mittwoch fertig. Vielleicht können Sie die ersten zwei wegschicken²⁰⁴ u. auf die 3^{te} gleichsam vorbereiten.

Vielen Dank noch für gestern. Es war sehr schön!

Mit besten Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

11. In Wien

Mittwoch!²⁰⁵
<28. Januar 1903?>

Hochverehrte Fürstin!

Endlich also auch die 3te Novelle.²⁰⁶ Und da Sie mich doch fragen werden, wie sie mir gefallen haben will ich ganz ehrlich reden: Pénombre würde ich an Ihrer Stelle nicht publicieren, Le satyre d'Aquilée ja. Letztere Novelle ist in der Anlage u. allgemeinen Durchführung recht hübsch

²⁰⁰ KEB. Typoskriptabschrift mit Notizen Ernst Zinns.

²⁰¹ Laut Zinns Anmerkung »MT Bleistift« hat Marie Taxis die Jahreszahl »1903« im Original mit Blei zugefügt. Das Tagesdatum ergibt sich aus dem Schreibtag »Samstag« sowie dem Verweis auf den folgenden »Mittwoch«, dem Schreibtag des nächsten Briefes 11 mit den dort angekündigten Konzert- und Theaterereignissen.

²⁰² Es handelt sich um französische Novellen der Fürstin; vgl. Brief 11.

²⁰³ Vgl. Brief 11 mit Anm. 206.

²⁰⁴ Wohl an eine Zeitschriften-Redaktion; vgl. Anm. 206.

²⁰⁵ LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

²⁰⁶ Die drei Novellen (»L'amoureux de la Rosalba«, »Le satyre d'Aquilée«, »Penumbra«) wird Marie Taxis Anfang 1907 in einem aufwendigen Luxusdruck mit zahlreichen Abbildungen und Initialien von eigener Hand veröffentlichen: Princesse Alex. de la Tour et Taxis, Grisailles. Illustrations de l'auteur. Paris. Librairie Henri Leclerc 1907 (Privatsammlung, Stuttgart). In der »Justification du tirage« auf der Rückseite des Vorworts heißt es: »25 exemplaires sur papier des Manufactures impérials du Japon, numérotés à la presse (1 à 25). / 300 exemplaires sur papier vélin à la forme, numérotés à la presse (26 à 325)«. Am Schluss die Notiz:

u. sinnreich, im rein Künstlerischen müsste das u. jenes noch besser herausgearbeitet werden, damit die gute Symbolik deutlicher wird. Die Beziehungen zwischen Amorosa u. dem Satyre verlieren sich für den Leser hie u. da. Wenn Sie gleich am Anfang die Amorosa mit den Veilchen sozusagen unterstrichen hätten – so könnten Sie gut die Novelle dort schließen, wo der Maler Veilchen am Sockel des Satyrs sieht. Aus dem Professor wäre Ihnen beinahe eine sehr gute Caricatur eines Satyrs gelungen!

Als ich die Novelle anfing, kam mir ganz plötzlich u. für einen Augenblick der Gedanke: der Professor – klein, borstig, beweglich – ist so ein komisches Symbol, ein Ausdruck u. Inbegriff der Begeisterung für die alte Götterwelt, wie früher der Satyr so die Essenz aller Götterkraft, die Essenz u. ihre Komik zugleich war. Sie verstehen! Auf das hin ließe sich die Novelle außerordentlich fein umarbeiten. Doch auch wie sie ist, ist sie recht gut u. keineswegs banal – u. was ich da sage, ist keine bloße Höflichkeit. Veröffentlichen Sie sie nur ganz getrost!

Haben Sie wieder etwas Zeit für Ihr Atelier gefunden?

Ich hätte das Ms. selbst gebracht, aber ich denke mir Sie sind jetzt so occupiert, dass ich es gar nicht wage. Ich schicke Ihnen auch gleich die

»Achevé d'imprimer par Philippe Renouard Le 15 Janvier 1907«. Wie Marie Taxis der Fürstin Marie (Mima) Gagarine, geb. Fürstin Obolenskaïa (1864–1946), am 22. März 1930 zu einem Exemplar der »Grisailles« erklärt, waren die »deux premières petites nouvelles« zuvor »dans la «Revue de Paris» erschienen – »en 1905 je crois – (le Satyre d'Aquilée d'abord, puis l'Amoureux de la Rosalba)«. Die Illustrationen habe sie erst »plus tard« angefertigt (SRA). Nachzuweisen ist: Princesse Alexandre de la Tour et Taxis, L'Amoureux de la Rosalba. In: La Revue de Paris. Douzième Année. Tome deuxième. 15. Mars 1905, S. 346–360. Ein Druck des »Satyre« in dieser Zeitschrift war nicht zu ermitteln. Dass er anderenorts erschienen ist, legt Marie Taxis' Schreiben vom 5. September 1905 aus Lautschin an Bernard Berenson nahe: »I cannot tell you how delightfull I was that you liked my Satyre. I got the idea from a broken marble head of a laughing faun that we have in Duino – and the ilex wood existed is there still, though much spoiled« (gemeint ist der Kopf des lachenden Satyrs vom 1. bis 2. Jahrhundert n. Chr. aus der Antikensammlung des Schlosses, abgebildet in: Giulia Schiberna, Guida al Castello di Duino. 3. Aufl., Duino 2008, S. 36). Als ein Typoskript des Textes im Winter 1903 durch Zufall in Hofmannsthals Hand gelangt, dankt er der Fürstin am 30. Dezember für das »Vergnügen« der Lektüre und schreibt: »Ich habe im ersten Capitel die Schilderung – es ist mehr als Schilderung, ist eine wirkliche sehr starke évocation – der Landschaft schon so sehr genossen, mich so sehr nach der Landschaft gesehnt, nach diesen Horizonten mit den endlosen Hecken, den staubigen Strassen und den hellfarbigen Kirchthürmen, dass ich ganz gefangen für den Schauer und Reiz des dunklen Parks unglaublich prädisponiert war [...]. Wie wundervoll, dass es das alles auf der Welt giebt und dass man Augen hat, es zu sehen, Nerven es zu spüren, und eine Seele, es zu geniessen.«

Rechnung des Frl. Grünwald.²⁰⁷ Sie lassen ihr das Geld am besten per Postanweisung schicken u. das Recipiss²⁰⁸ salviert! Kommen Sie zu Mottl?²⁰⁹ Plätze sind noch zu haben u. das Programm ist gut²¹⁰ u. man kann ja der Gfn. Thun applaudieren helfen!²¹¹ Auf Wiedersehen, verehrte Fürstin! Wohl zunächst bei Maeterlinck?

Mit besten Grüßen Ihr
Rudolf Kassner

Die Schlussbemerkung gilt der in der Presse seit langem angekündigten Aufführung von Maeterlincks Drama »Monna Vanna«, das am 7. Mai 1902 in Paris uraufgeführt worden war. Schon am 1. Januar 1903 hatte Kassner Elsa Bruckmann mitgeteilt: »Übrigens kommt Maeterlinck mit Weib u. Stück am 22. nach Wien.²¹² Doch wird dieser Termin verschoben, und die »Neue Freie Presse« meldet unter gleichem Datum, Maeterlinck werde mit seiner Frau Georgette Leblanc²¹³ und deren Pariser Ensemble erst am 28. Januar in Wien eintref-

²⁰⁷ Ida Grünwald (1873–1908) ist mit ihrem »Vervielfältigungs-Bureau« in der Kolingasse 3 im IX. Bezirk (vgl. Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger [...] für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. 1903. Bd. 2, S. 371) für zahlreiche Wiener Schriftsteller wie Houston Stewart Chamberlain, Hermann Bahr, Arthur Schnitzler (vgl. die entsprechenden Erwähnungen in beider Tagebüchern s. v.), Hugo von Hofmannsthal (vgl. SW V Dramen 3, S. 437) und Richard Beer-Hofmann tätig (vgl. BW Beer-Hofmann, S. 130). Kassner selbst wird sie im Spätherbst 1907 mit der Abschrift seiner »Melancholia« betrauen (so Kassner an H. St. Chamberlain, 18. November 1907).

²⁰⁸ Lies: Recepiss(e): Empfangsschein. Das Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Konrad Duden. 7. Aufl., Leipzig/Wien 1902, S. 278, erklärt: »lat., ‚empfangen zu haben‘, ergänze ‚bescheinigt‘.«

²⁰⁹ Felix Mottl dirigiert am Freitag, dem 30. Januar 1903, als Gast das »zweite der Philharmonischen Concerte im großen Musikvereinssaal zu Wien« (so die Ankündigung in der »Neuen Freien Presse« vom gleichen Tage, S. 10).

²¹⁰ Der kurze Bericht in der »Neuen Freien Presse« vom 31. Januar 1903, S. 9, meldet, auf dem Programm hätten »oft gehörte Werke« gestanden: »die große ›Leonoren-Ouvertüre‹, ›Tanmhäuser-Bacchanal in der Pariser Bearbeitung, Bruckner's ›Romantische Symphonie‹. Der versprochene Bach [...] war entfallen; auch die angekündigte Scene aus Peter Cornelius' nachgelassener, unvollendeter Oper ›Gunblöd‹, eine mit Interesse erwartete Neuheit, blieb aus. Den Ersatz bildete Schubert's F-moll-Phantasie in Mottl's Orchestrierung«. Gleichwohl habe das Publikum den Dirigenten »auf das allerwärmste ausgezeichnet«.

²¹¹ Am 26. Januar 1903 hatte Hugo von Hofmannsthal Gräfin Christiane Thun-Salm mitgeteilt, er werde »Freitag abend ins Mottl-concert« gehen (BW Thun-Salm, S. 68). Möglicherweise hatte Kassner Hofmannsthals Absicht und dessen Wunsch, die Gräfin zu begleiten, am 19. Januar 1903 in Rodaun erfahren, als der Freund ihm und anderen das »Gerettete Venedig« vorgelesen hatte (vgl. BW Thun-Salm, S. 67, 283; BW Kassner, S. 30f.).

²¹² Auch Hofmannsthal gibt im Brief vom 16. Januar 1903 an Stefan George der Hoffnung Ausdruck, »Maeterlinck hier zu sehen« (BW George, S. 178).

²¹³ Georgette Leblanc (1869 oder 1875–1941) lebt von 1895 bis 1918 mit Maurice Maeterlinck zusammen, ohne dass beide je geheiratet hätten, da Leblancs erste katholisch geschlossene Ehe nicht geschieden werden kann. Gleichwohl gilt sie in der Öffentlichkeit als ›Madame Maeterlinck‹. Bei seinem ersten Besuch Maeterlincks in Passy im Frühsommer 1900 hatte

fen und im Carl-Theater am 29. und 30. Januar den »beiden Vorstellungen beiwohnen«.²¹⁴ Allerdings wird der Dichter, der sich nach gefeierten Gastspielen am Berliner Lessingtheater und am Neuen Deutschen Theater in Prag²¹⁵ an die Riviera begeben hatte, durch »ein Unwohlsein im Süden« festgehalten, »und so kämpft denn Madame Maeterlinck hier allein für des Gatten Werk«.²¹⁶ Dabei ernten Inszenierung und darstellerische Leistung der »recht mäßigen Gesellschaft« verhaltene Kritik, einzig Georgette Leblancs Auftritt vermag »starkes Interesse hervorzurufen«.²¹⁷ Noch unerbittlicher fällt Kassners Urteil aus. Seine anfängliche Begeisterung für den belgischen Dichter und dessen Werk²¹⁸ war nach und nach einer kritischeren Haltung gewichen, die er am 27. Januar, einen Tag vor diesem Brief an die Fürstin, Gottlieb Fritz auseinandersetzt: »Ich bin nicht neugierig auf ihn. Er sagt mir fast nichts mehr! Er ist wie eine Erinnerung, die nicht stört, mémoire d'un amour facile. Seine Attitude in Berlin und Prag war ja unfreiwillig, aber doch komisch! Maeterlinck verhält sich zum Großen wie Bülow zu Bismarck. Bülow stört ja auch die Moral nicht, wohl aber sehr das bessere Gehör. Wer sehr genau zu Maeterlinck hört, hört sehr viele alte sentimentale Allegorien. Er hat nicht viel Blut, dafür allerdings viel Anständigkeit.«²¹⁹ Und nach der Aufführung entrüstet er sich am 11. Februar 1903 gegenüber Elsa Bruckmann: »Monna Vanna ist eines der schlechtesten Stücke, die es gibt. Ohne Anschauung, wie ein Irrsinniger ohne Vernunft, nur Kopfarbeit u. zu dem höchst banal! Maeterlinck habe ich für mich überhaupt cancelliert.²²⁰ Seine Frau ist eine ziemlich schlechte Schauspielerin mit einigen angenehmen Beigaben. Mir scheint diese ganze Ménage u. Manège höchst lächerlich!«

Kassner befürchtet: »Wenn nur das Weib, mit dem er sich alliiert hat, ihm nicht schadet« (Briefe an Tetzl, S. 81).

²¹⁴ Neue Freie Presse, 22. Januar 1903, S. 9; wiederholt am 27. Januar, S. 10, und 28. Januar, S. 9. Unter letztgenanntem Datum schreibt Kassner an André Gide: »Und dann wird Maeterlinck erwartet. Aber Maeterlinck kommt mit seiner Frau u. einem absolut nicht guten Stück« (Kassner – Gide, S. 109).

²¹⁵ Neue Freie Presse, 19. Januar, S. 9, u. 21. Januar 1903, S. 11; vgl. Briefe an Tetzl, S. 251.

²¹⁶ So das von »R. L.« geführte Interview mit »Madame Maeterlinck« in der »Neuen Freien Presse« vom 30. 1. 1903, S. 8.

²¹⁷ Neue Freie Presse, 30. Januar 1903, S. 9. – Zwei Wochen zuvor, am 17. Januar 1903, hatte »Monna Vanna« in der deutschen Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Jena 1902) bei der Wiener Premiere am Burgtheater mit Stella Hohenfels und Josef Kainz in den Hauptrollen einen »großen, rechtschaffenen, gewiß sehr dauerhaften Erfolg« errungen und war als »ein Sieg des Dichters, ein Triumph der Darsteller« gefeiert worden (so die Besprechung im Feuilleton der »Neuen Freien Presse« vom 20. Januar 1903, S. 1–3).

²¹⁸ S.o. Brief 3 mit Anm. 135.

²¹⁹ Briefe an Tetzl, S. 122. Kassner stellt Otto von Bismarck (1815–1898), den von ihm hochverehrten ersten deutschen Reichskanzler (1871–1890), dem seit 1900 (–1909) amtierenden Reichskanzler Bernhard Graf (ab 1905 Fürst) von Bülow (1849–1929) gegenüber.

²²⁰ »cancellieren«, nach französisch: »canceler« = durchstreichen, Geschriebenes ungültig machen.

Nachdem der Versuch, Fürst und Fürstin Taxis mit Houston Stewart Chamberlain bekannt zu machen, im Januar 1903 gescheitert war,²²¹ nimmt Kassner sein Anliegen im nächsten Monat wieder auf und unterrichtet Elsa Bruckmann am 11. Februar: »Wir wollen ihn doch mit Fürst u. Fürstin Taxis zusammenbringen.« In diesen Rahmen sind die folgenden Zeilen einzuordnen.

12. In Wien

<Wien, zweite Februarhälfte 1903>²²²

Hochverehrte Fürstin

Sehr gerne komme ich Abends, vielleicht kann ich auch die Salome lesen,²²³ obwohl ich fürchte, dass ein eben passierter Schnupfen das Lesen besonders für Sie questionable machen würde! Was ist Morgen Abend mit Chamberlains? Kommen Sie zum Diner? Ich gehe um 5^{ho} zu Rantzaу, soll ich ihm etwas sagen?

Mit besten Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

Bei dem auf »Morgen Abend« angesetzten Diner, das, wie Elsa Bruckmann am 25. Februar erfährt, Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzaу »unlängst« gab, »um Taxis' u. Chamberlains zu copulieren«, kommt es zu der »ziemlich curios<en>« Begegnung, in deren Verlauf »Mrs. Chamberlain immer eine Geberde zu wenig u. Mr. Ch. immer eine zu viel <hatte>. Als ich ein Kind war, so dachte ich mir, die Verlegenheit bei den Menschen hört mit dem Bart auf, aber es scheint doch, dass den Menschen die Bärte erst im Himmel wachsen wollen. Jedenfalls thut es mir leid, daß das ganze Arrangement ohne Folgen zu bleiben scheint, soweit es von Chamberlains abhängt. Leider bin ich nicht fromm genug, die Dinge abstract zu sehen u. pathetisch zu rufen: Störet den Denker nicht, was ist irgend eine gesellschaftliche Stellung gegen etc etc, ich sehe zu concret.«²²⁴

²²¹ Vgl. Brief 9.

²²² LHW. Ein Bogen, zwei beschriebene Seiten.

²²³ S. Brief 9 mit Anm. 198.

²²⁴ An Elsa Bruckmann, 25. Februar 1903. Zu weiteren Begegnungen zwischen Chamberlain und dem Fürstenpaar ist es nach diesem missglückten Versuch offenbar nicht gekommen.

Wenig später erhält Kassner die beruhigende Nachricht, Prinz Eugen von Thurn und Taxis, der im März 1878 geborene zweite Sohn des Fürstenpaars, beginne, sich von seiner Typhuserkrankung zu erholen.



Abb. 5: Rudolf Kassner (um 1920; Privatsammlung Stuttgart)

13. In Wien

Wien, Dienstag²²⁵
<Ende Februar / Anfang März 1903>²²⁶

Hochverehrte Fürstin!

Begrüße Sie herzlichst u. bin sehr froh, daß nach allem, was ich gehört habe, Prinz Enny wieder auf dem Wege der Besserung ist. Von Nach-krankheiten wird ihn die außerordentliche Pflege wohl bewahren kön-

²²⁵ KEB. Typoskriptabschrift mit handschriftlichen Notizen Ernst Zinns.

²²⁶ Laut Zinns Notiz hat »MT« (Marie Taxis) im Original die Jahreszahl »1903« mit Bleistift zugefügt.

nen. Jetzt beginnen bewegte Tage für Sie, und ich werde Sie wohl kaum sehen können! Also auf diesem Wege alles Beste!

Mit aufrichtigen Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

Die Hoffnungen jedoch werden aufs Bitterste enttäuscht. Die Wiener Tageszeitung »Die Zeit« meldet im Morgenblatt vom 5. März 1903 unter den »Vermischten Nachrichten« (S. 8): »Prinz Eugen von Thurn und Taxis ist gestern im 25. Lebensjahre in Prag an Typhus gestorben. Der Verblichene ist der zweitälteste Sohn des geheimen Rates Fürsten Alexander von Thurn und Taxis.«²²⁷

14. In Wien

Wien. Dienstag²²⁸
<10. oder 17. März 1903>

Hoch verehrte Fürstin!

Als ich in der Zeitung die doch so unerwartete, tieftraurige Nachricht vom Ableben Ihres armen Sohnes las,²²⁹ konnte ich Sie und den Fürsten nur bitten, durch ein Telegramm²³⁰ mein aufrichtigstes Beileid entgegenzunehmen, ich musste dann auf einige Zeit verreisen und komme erst heute dazu, Ihnen, hoch verehrte Fürstin, noch einmal zu sagen, wie sehr an Ihrem großen Schmerz auch ich theilnehme. Ich kann da nicht viel Worte machen, ich denke mir keine Trauer tiefer als die der Mutter um einen Sohn; die Trostworte der Anderen reichen nicht bis dorthin, und der Mensch findet sie zuletzt wie alles Unglück u. alles Glück in sich selbst.

²²⁷ Im Triestiner Nachlass findet sich ein späteres Andachtskärtchen mit dem Aufdruck: »Zur Erinnerung im Gebete an Eugen Alexander Prinz von Thurn und Taxis / geboren zu Prag am 27. März 1878 / gestorben ebendaselbst, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, am 4. März 1903.« Zu Trauer und »tears« der Fürstin vgl. Memoirs of a Princess (wie Anm. 41), S. 124 (mit der abweichenden Angabe, der Prinz »died of pneumonia«).

²²⁸ LHW. Ein Briefbogen, drei beschriebene Seiten.

²²⁹ Noch zwei Jahre später, am 24. April 1905, erinnert sich Kassner dieses Vorfalls und gibt Elsa Bruckmann zu bedenken: »Aber man darf gerade bei Typhus nicht trauen. Der junge Taxis war in den Augen der Ärzte schon gerettet, da trat es aber doch ein...«

²³⁰ Nicht überliefert.

Ich hätte Sie so viel zu fragen, wie denn alles so plötzlich kam, aber ich fürchte Sie aufzuregen u. bitte antworten Sie mir nicht darauf, vielleicht kann man später leichter davon.

Wohin werden Sie jetzt gehen? Ich addressiere diese Zeilen aufs Geredewohl nach der Victorgasse!

Nochmals also die Versicherung aller meiner Theilnahme Ihnen u. dem Fürsten!

Mit ergebenen Grüßen

Ihr

aufrichtiger

Rudolf Kassner

In der Folge lädt die Fürstin den Freund zum ersten Mal nach Duino ein.²³¹ Im letzten März dritt bricht er zu einer lang geplanten Italienreise auf, die er mit dem Besuch auf Duino einleitet, ehe er sich von dort »einige Tage« vor dem 30. März nach Rom wendet.²³² Hier steigt er zunächst – »Ich habe noch keine fixe Wohnung«, heißt es unter demselben Datum an Otto von Taube – im Hotel Alibert, Vicoletto Alibert, unweit der Piazza di Spagna, ab.²³³

15. Von Rom nach Duino; weitergeleitet nach Ravenna

<Rom,> 30/3.03.²³⁴

<Montag>

H.v.F.²³⁵ Herzliche Grüße u. vielen Dank noch! Brief folgt! Glückliche Reise.²³⁶

Rudolf Kassner

Wenig später bezieht er in Rom eine Wohnung in der Via di propaganda 22, abermals nahe der Piazza di Spagna, die er bis zur Abreise Ende Mai beibehalten wird. Mit Otto von Taube, der ihn in die römische Gesellschaft ein-

²³¹ Vgl. seinen Dank in Brief 15 u. 16.

²³² Vgl. Briefe an Tetzl, S. 122: »Rom 30/3 03 / Seit einigen Tagen da!«

²³³ Kassner – Taube, S. 250 mit Anm. 44.

²³⁴ KEB. Maschinenschrift. Cartolina Postale Italiana. Ansichtskarte: Roma – Veduta generale del Ponto e Castel S. Angelo. Adresse: Alla / S.A. La principessa / Maria de Thurn u. Taxis / Schloss Duino / bei Nabresina – Küstenland / Austria. Adresse durchstrichen und von fremder Hand umadressiert: Ravenna / Hôtel Byron / (Italia).

²³⁵ Lies: Hoch verehrte Fürstin.

²³⁶ Der Nachsende-Adresse (wie Anm. 234) sowie Kassners Frage in Brief 16 zufolge, begibt sich die Fürstin von Duino nach Ravenna.

führt, besucht er Museen, genießt die Spaziergänge im Park der Villa Borghese mit seinem »Lieblingsplatz« einer »Bank im Steineichensschatten gegenüber einem stimmungsvollen Brunnen«, begegnet »vielen Menschen« wie der Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar-Eisenach (1852–1904), dem Maler Otto Greiner (1869–1916), dem Klassischen Philologen und Religionsforscher Hermann Usener (1834–1905), aber auch Hofmannsthals Jugendfreund und Schwager, dem Maler Hans Schlesinger (1875–1932), an den sich Taube als »unausstehlichen Snob« erinnert, der »Kassnern und mir in Rom auf die Nerven ging«.²³⁷ Im übrigen widmet er sich den abschließenden Korrekturen seines Buchs »Der indische Idealismus«, das er, wie er Elsa Bruckmann am 25. Februar erklärt hatte, »neugierig« erwartet: »Während ich Correcturen lese etc etc, bin ich immer kindisch wie eine Mutter, im letzten Monat!«

16. Von Rom nach Duino

Rom 4 /4 03²³⁸
via di propaganda 22
<Samstag>

Hochverehrte Fürstin!

Erst heute komme ich dazu Ihnen zu schreiben u. zu sagen, wie sehr ich Ihnen für die schönen Tage auf Ihrem herrlichen Duino danke. Ich weiß jetzt, warum Ihnen alles Schöne immer wie ein Traum begegnet, Duino hat Sie das gelehrt u. Duino ist eines der ganz wenigen vollkommenen Dinge auf der Erde, so vollkommen, wie eben nur ein Traum oder ganz alte, vergessene Dinge oder, weil ich eben von der Galleria Doria komme, der Innozenz X. von Velazkes sind.²³⁹ Der letztere war bisher hier mein stärkster Eindruck, dann kommen die Trümmer des heidnischen Rom, dann die Campagna und zuletzt erst das Rom der Päpste! Und

²³⁷ Briefe an Tetzel, S. 128, 130; Otto von Taube, *Wanderjahre. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit*. Stuttgart 1950, S. 193 f.; Kassner – Taube, S. 250.

²³⁸ LHW. Zwei Briefbogen, sechs beschriebene Seiten.

²³⁹ Diego Velásquez' im Jahre 1650 entstandenes Bildnis des Papstes Innozenz X. (1576–1659) hängt in der Galleria Doria Pamphilii in Rom (vgl. José López-Rey, Velázquez. A Catalogue Raisonné of his Oeuvre. London 1963, Nr. 443, Abb. 134 u. 139). Die »Farbenkraft« dieses »Glanzpunktes der Sammlung« röhmt der »Baedeker« (Karl Baedeker, Mittelitalien und Rom. 14. Aufl., Leipzig 1908, S. 225) als »überwältigend«. Noch drei Jahrzehnte später wird sich Kassner in seiner »Physiognomik« (München 1932) mit diesem Gemälde auseinandersetzen und es in den Tafelteil aufnehmen: KSW V, S. 62 f. u. Abb. 3.

wie ist gerade dieses verdorben durch die Barbarei der Besitzer²⁴⁰ und Namenlosen, und mir sind ohne Sentimentalität die Trümmer lieber als etwa jener Stümper, der die nackten Leiber in der Farnesina²⁴¹ roth und weiß anstrich oder jener Lump – excusez c'était un pape – der einigen Seligen und Sündern auf Michel Angelos Jüngstem Gericht Tücher, direct Tücher um die nackten Leiber fatschen²⁴² ließ.²⁴³ Bei einem sieht es wie ein Bademantel aus u. man lacht direct auf, bevor einen die Wuth überfällt. Und das musste gerade an diesem Werk geschehen! Sonst aber liebe ich Italien diesmal mehr als vor zwei Jahren,²⁴⁴ ich meine das lebendige Italien. Es lebt für mich mehr; ich fühle irgendwo ressourcen u. habe nicht die wahre tristesse, die nur eine große, fast lastende Vergangenheit sieht und ein Sich-Ableben unter den gegenwärtigen Menschen. Da man ja meist das, was man dem einen gibt, dem anderen auch nimmt – wir sind eben einmal solche Rechner und unnobel – ich hatte früher von

²⁴⁰ Vielleicht eine Reminiszenz an den lateinischen Satz: »Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini« (Was die Barbaren nicht schafften, schafften die Barberini), der im römischen Volksmund mit Blick auf Maffeo Barberini (1568–1644) kursierte, welcher als Papst Urban VIII. (1623–1644) für seine Bauten das Kolloseum als Steinbruch nutzen und die Bronzedecke des Portikus im Pantheon zu Kanonen für die Engelsburg einschmelzen ließ.

²⁴¹ Die zwischen 1509 und 1511 erbaute »Villa Farnesina« im römischen Stadtteil Trastevere mit den berühmten Fresken zur Psyche-Sage nach Entwürfen Raffaels, die – laut »Baedeker« (Mittelitalien und Rom [wie Anm. 239], S. 394f.) – »trotz der zu Anfang des XVIII. Jahrh. von Carlo Maratta ausgeführten Restaurierung [...] ihre heitere Schönheit« bewahren konnten. Dagegen seien, so der »Baedeker« weiter, die zwischen 1861 und 1870 vorgenommenen Restaurierungen der Fresken von Raffael und Sebastiano del Piombo in der Eingangshalle samt anstoßendem Saal »nur zum Teil geglickt«.

²⁴² Österreichisch: umwickeln, umbinden, von: »die Fatsche«: Wickelbinde (Österreichisches Wörterbuch [wie Anm. 154], S. 170).

²⁴³ Michelangelos »Jüngstes Gericht« in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan wurde, laut Giorgio Vasari, fast drei Jahrzehnte nach den 1512 vollendeten Decken- und Seitenfresken, am 25. Dezember 1541 enthüllt. Schon der gegenreformatorische Papst Paul IV. (1476–1559) wollte das Fresko aus Prüderie abschlagen lassen, begnügte sich aber schließlich damit, die als anstößig empfundene Blößen durch aufgemalte Tücher bedecken zu lassen, eine Arbeit, die Daniele da Volterra (1509–1566) übernahm, der von daher den Spottnamen »Braghettone«(der Hosenmacher) erhielt. Im 18. Jahrhundert ließ Clemens XII. (1652–1740, Papst von 1730–1740) die Bekleidung durch Stefano Pozzi (1669/1707?–1768) vervollständigen, »wodurch begreiflicherweise das Kunstwerk nicht gewann« (so der Baedeker, Mittelitalien und Rom [wie Anm. 239], S. 359f.). Erst im Zuge der Restaurierungsarbeiten zu Ende des vergangenen Jahrhunderts wurde – in den meisten Fällen – der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt.

²⁴⁴ Im Mai 1901 hatte Kassner zum ersten Mal Italien bereist und Gottlieb Fritz im Rückblick des 12. Juli 1901 seine »Route« mit den Stationen: »Venedig-Padua-Ferrara-Ravenna-Padua-Castelfranco-Vicenza-Verona-Mantua-Pavia-Mailand« beschrieben. Obwohl »hingerissen« von den »Städten als Gesamtbild«, besonders von Padua, Verona und Venedig, bekennt er, dass »eigentlich nur 1 Hälfte von mir dort« gewesen und dass er »vielleicht mit zu ausgesprochenen Forderungen hingegangen« sei (Briefe an Tetzl, S. 103–105).

der Zukunft des Deutschen größere Erwartungen und gebe heute etwas dem Italiener davon ab. Ich habe jetzt schon herrliche Typen unter dem Volke gefunden, Menschen, die so prachtvoll einfach dazusein wissen und so unmittelbar leben u. nicht so wie der Deutsche nichts sehen und immer Absichten haben. Nebenbei die Bildungsabsichten eines Berliners in Rom, da ist mir die teapot Dummheit eines reisenden Engländer lieber!

Waren Sie schon in Ravenna oder gehen Sie erst hin?²⁴⁵ Sie werden große Eindrücke haben! Schreiben Sie mir bitte einmal davon! Aquileia²⁴⁶ ist mir wie ein Echo von Ravenna, aber Sympathien gerade zwischen diesen zwei Städten sind da, vor allem die Sympathie des Schicksals.

Von mir kann ich Ihnen nicht viel schreiben. In Rom hat man kein eigenes Leben! Was sagen Sie zur Duse, die Hedda Gabler spielt! Schade, dass ich nicht in Wien war!²⁴⁷ Bisher hat sie auch nichts entfernt ähnliches gespielt. Dass sie nicht jetzt nach Rom kommt! Dafür kriegen wir die Duncan.²⁴⁸ Das Theater hier – davon rede ich lieber nicht.

²⁴⁵ Wie die Nachsende-Adresse zeigt (s. o. Anm. 234), hält sich die Fürstin bereits in Ravenna auf.

²⁴⁶ Offenbar hatte Kassner die altrömische Stadt mit ihren bedeutenden Zeugnissen des Mittelalters von Duino aus besucht. Jedenfalls gehört ein solcher Ausflug zum festen Programm der dort weilenden Gäste, hatte doch das Geschlecht der della Torre, das mit Marie Taxis' Mutter erloschen war, der Stadt im 13. und 14. Jahrhundert mit Raimondo (1273–1299), Gastone (1316–1318), Pagano (1319–1332) und Lodovico (1359–1365) vier Patriarchen gestellt, die in einer schmalen Kapelle des Doms beigesetzt sind (vgl. Hodgson, Wanderings through unknown Austria [wie Anm. 58], S. 62–75).

²⁴⁷ Eleonora Duse gastiert mit ihrer Truppe vom 31. März bis 3. April 1903 im Wiener Carl-Theater. Am 2. April steht Ibsens »Hedda Gabler« auf dem Programm, am 31. März d'Annunzios »La città morta« und am 3. April dessen »Francesca da Rimini«. Bereits am 5. April muss sie eine Vorstellung von »L'altro pericolo« (»L'autre danger«) des französischen Dramatikers Maurice Donnay absagen und erklärt der »Direction des Carl Theaters« am Folgetag, sie sei »nicht in der Lage«, an den angekündigten Abenden des 12., 13. und 15. April aufzutreten. »Der Grund« liege »darin, daß sich Frau Duse infolge der rauen Witterung nicht wohl fühlt«. Ihre gleichzeitige Zusage, sich am 8. April mit »L'altro pericolo« vom Wiener Publikum zu verabschieden (so die Meldung in: Die Zeit, 7. April 1903, S. 3), wird sie nicht einhalten (anders, unter Berufung auf vorangehende Pressemeldungen, der Kommentar in: SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 290). Jedenfalls melden die Theaterannoncen des Carl-Theater in der »Neuen Freien Presse« und der »Zeit« für diesen 8. April eine Aufführung von Franz Lehars Erfolgsoperette »Der Rastelbinder«.

²⁴⁸ Die amerikanische Tänzerin und Choreographin Isadora Duncan (1878–1927). Nach ihrem gefeierten Debüt in Wien im Februar 1902 gastiert sie ab dem 21. März 1903 ebenfalls im Carl-Theater, teilweise im Wechsel mit der Duse (vgl. Brief 22, Anm. 301). Den unbetitelten Vorstellungen zwischen dem 21. und 28. März folgt am 4. und 7. April jeweils ein »Chopin-Abend«. Anschließend reist sie nach Italien und tritt von Venedig aus mit ihrer Familie eine Schiffsreise nach Griechenland an. Ein Aufenthalt oder Auftritt in Rom ist nicht dokumentiert (vgl. Isadora Duncan, My Life. New York 1933; Max Nichaus, Isadora Duncan.

Haben Sie Ihre Morgenspaziergänge begonnen? Aber nicht wahr auch in Duino lebt man nicht sein eigenes Leben, sondern Duino lebt. Nur grade schade, dass die Blumen nicht mitleben wollen!

Bitte grüßen Sie vielmals den Prz. Pascha! Haben Sie gute Nachrichten vom Fürsten?

Zum Schlusse noch vielen Dank und beste Grüße! Ihr
aufrichtiger

Rudolf Kassner

Am 11. April nimmt Kassner »das erste Exemplar« seines »Indischen Idealismus«²⁴⁹ in Empfang und bittet den Verleger Hugo Bruckmann um weitere Bände, die er unverzüglich Freunden wie Hofmannsthal, Elsa Bruckmann oder Houston Stewart Chamberlain mit handschriftlicher Widmung unter der Datierung »Rom, Ostern 1903« zusendet. Auch Marie Taxis gehört, wie der folgende Brief zeigt, zu den Bedachten.

Leben, Werk, Wirkung. Wilhelmshaven 1989). Kassner wird sie am 5. Januar des folgenden Jahres anlässlich der Generalprobe eines erneuten Gastspiels im Wiener Carl-Theater vom 7. bis 11. Januar 1904 (vgl. Arthur Schnitzler, Tagbuch 1903–1908. Wien 1991, S. 56) persönlich kennenlernen und seiner Cousine Marie Olden, geb. Latzel, am 6. Januar 1904 berichten: »Die Duncan ist hier. War gestern auf der Generalprobe! Wenn das Herz einer Gouvernante gehört, kann der Kopf nicht bacchantisch taumeln. Sie ist sehr klug, suggestiv, aber ohne Blut, ohne Ruf. Wie vieles heute. Sie sollte eine Tanzschule gründen<,> sie wird es auch! Sie ist ein Essayist, aber kein Dichter!«

²⁴⁹ Der indische Idealismus. Eine Studie. München 1903. Das Buch erscheint in einer Auflage von 650 nummerierten Exemplaren und ist »Hermann Graf von Keyserling gewidmet« (KSW I, S. 429–490). Die Studie war auf Anraten Houston Stewart Chamberlains ursprünglich als Einleitung zu einer Übersetzung der Bhagavadgita gedacht gewesen, an welcher der Indologe Leopold von Schroeder seit Jahren arbeitet. Als jedoch die Qualität der Übertragung weder den Verleger noch Chamberlain zu überzeugen vermag – Chamberlain wird Kassner am 7. Februar 1903 »gestehen, daß das Zusammenkoppeln mit Ihrer monumentalen, von A bis Z vom Hauche des Genies durchwehten Studie geradezu absurd wäre« –, entschließt sich Hugo Bruckmann, zu Kassners großer Erleichterung, den Essay als eigenständiges Buch herauszubringen. Vgl. die entsprechenden Briefe Chamberlains im Anhang der ersten Auflage von Kassners »Buch der Erinnerung« (wie Anm. 2), S. 344–354; ferner, Briefe an Tetzel, S. 247f.; Leopold von Schroeder, Lebenserinnerungen. Hg. von Felix von Schroeder. Leipzig 1921, S. 226. Schroeders Übertragung »Bhagavad-Gita / Des Erhabenen Sang« wird erst 1912 bei Eugen Diederichs veröffentlicht.

17. Von Rom nach Duino

Rom 19/IV 03.²⁵⁰
via di propaganda 22
<Sonntag>

Hochverehrte Fürstin!

Nur wenige Zeilen heute! Sie werden mein Buch erhalten haben. Nehmen Sie es bitte so gerne hin, wie ich es Ihnen überreiche. Und sagen Sie mir nicht, dass Sie es nicht verstehen, da u. dort nicht verstehen. Sie gehören zu den wenigen, die das verstehen was sie fühlen. Wo es nur auf das Verstehen, das »da und dort Verstehen« ankommt, dort kommt man immer auseinander. In Duino wird es jetzt wohl ebenso kalt sein wie hier, sonst könnte ich mich selber nicht lesen. Und sollten Sie es doch warm haben, so wünsche ich Ihnen einen Tag Bora, mein Buch hat nur 90 Seiten groß gedruckt. Rom hat auch nichts Indisches an sich u. hier begreife ich Rampolla²⁵¹ besser als einen Indischen Heiligen. Übrigens Rampolla scheint mir hier der interessanteste Mensch, ich laufe ihm förmlich nach u. manchmal erwische ich ihn bei einer Messe. Er hat entschieden ammeisten Stil hier, mehr Stil als das ganze Risorgimento. Das ist grausam, aber Stil ist Grausamkeit. Den Menschen möchte ich gründlich kennen; allerdings interessiert man sich meist deshalb nur für die Menschen im allgemeinen, weil man solche Menschen nicht kennt. Der gute Lazlo²⁵² erschien mir diesem Gesichte, dieser Wirklichkeit gegenüber recht pauvre, überhaupt nicht der Rede werth.

Vielen Dank für Ihren lieben Brief!²⁵³ Wenn Rom nur eine einzige Kirche wie Apollinaris in Classe hätte!²⁵⁴ Die römischen Kirchen sind mir

²⁵⁰ LHW. Anderthalb Briefbogen, sechs beschriebene Seiten.

²⁵¹ Marino Rampolla, Marchese del Tindaro (1843–1913), seit 1887 Kardinal-Staatssekretär im Vatikan; er gilt als aussichtsreichster Anwärter auf die Nachfolge des seit 1878 amtierenden Papstes Leo XIII. (1810–1903); s. aber Brief 22.

²⁵² Fülöp Elek (Philipp Alexius) László (1869–1937), ungarischer Maler repräsentativer Bildnisse zeitgenössischer Herrscher und Würdenträger. Für sein 1900 entstandenes Porträt des Kardinals Rampolla war er 1902 in Wien mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet worden; vgl. Otto von Schleinitz, Ph. A. von László. Bielefeld/Leipzig 1913, S. 42, Abb. 46; Text S. 60 f.

²⁵³ Aus Ravenna, wie Kassners folgender Hinweis auf »Apollinaris in Classe« belegt. Der Brief hatte offenkundig auch die Nachricht enthalten, die Fürstin werde anschließend nach Duino zurückkehren.

²⁵⁴ Die 549 geweihte dreischiffige Kirche Sant' Apollinare in Classe, fünf Kilometer süd-

mit ganz wenigen Ausnahmen direct physisch unangenehm. Überhaupt Sie haben Recht, in Rom darf man nicht trennen, sonst stößt man sich an zu vielem. Medici²⁵⁵ ist herrlich, überhaupt alle Gärten, Villen, Brunnen, die Büsten der Kaiser, Antinous,²⁵⁶ die ersten christlichen Sarkophage, die Peterskuppel, einige Klöster, die Rosen um gebrochene Säulen, alles überhaupt, was von der Geschichte vergessen wurde, alles das lebt jetzt doppelt. Was Sie bei der hl. Cäcilia²⁵⁷ empfunden haben, das empfinde ich bei fast allen Raphaels hier. Die vornehmsten aller Maler waren doch die Venezianer, in Venedig selbst fällt einem das weniger auf als hier, wo so unerhörter Schund in den Palais' hängt.

War Duse bei Ihnen?²⁵⁸ Hofmannsthal hat über sie geschrieben!²⁵⁹ D'Annunzio hat das im Fuoco²⁶⁰ besser gethan. Merkwürdig wie D'A.

östlich von Ravenna über dem Grab des Heiligen Apollinaris erbaut und mit bedeutenden Mosaiken geschmückt, ist die größte und besterhaltene Basilika Ravennas (vgl. Karl Baedeker, Ober-Italien. 16. Aufl., Leipzig 1902, S. 341). Apollinaris, der erste Bischof der Stadt, hat der Legende nach den Apostel Petrus begleitet, dürfte aber erst um 200 n. Chr. gelebt haben.

²⁵⁵ Die »Villa Medici« mit ihren berühmten Gärten, insbesondere dem »sog. Boschetto, dessen höchster Punkt (Belvedere) eine weite Rundsicht gestattet« (Baedeker, Mittelitalien und Rom [wie Anm. 239], S. 173).

²⁵⁶ Antinous, griechisch: Antinoos, der zwischen 110 und 115 in Bythinien geborene Geliebte des Kaisers Hadrian (76–138 n. Chr.). Als er 130 in Mittelägypten vor den Augen Hadrians ertrinkt, deutet man seinen Tod als Opfer für den Freund. Sofort beginnt seine Verehrung als Gottheit, in deren Folge zahlreiche Statuen und Porträts des vergöttlichten Jünglings entstehen. Als bedeutendste Beispiele gelten der »Antinoos von Belvedere« aus dem Vatikanischen und der »Kapitolinische Antinoos« aus dem Kapitolinischen Museum in Rom; vgl. Christoph W. Clairmont, Die Bildnisse des Antinous. Ein Beitrag zur Porträtplastik unter Kaiser Hadrian. Rom 1955; Hugo Meyer, Antinoos. Die archäologischen Denkmäler unter Einbeziehung des numismatischen und epigraphischen Materials sowie der literarischen Nachrichten. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte der hadrianisch-frühantoninischen Zeit. München 1991.

²⁵⁷ Gemeint ist das um 1515 von Raffael geschaffene Gemälde der »Heiligen Cäcilia« (vgl. H. Cermann > Knackfuß, Raffael. Bielefeld/Leipzig 1898, S. 96, Abb. 101), das die Fürstin wohl auf ihrer Reise in der Akademie zu Bologna gesehen hatte.

²⁵⁸ Nichts Näheres ermittelt. Von Besuchen der Duse auf Schloss Duino berichtet Friedrich von Hohenlohe-Waldenburg, Erinnerungen (wie Anm. 114), S. 185 f.

²⁵⁹ Hugo von Hofmannsthal, Die Duse im Jahre 1903. In: Neue Freie Presse, 17. April 1903, Feuilleton, S. 1 f. (SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 22–26). Hier umschreibt er das künstlerische Verhältnis der Duse zum nicht namentlich genannten d'Annunzio mit den Sätzen: »Sie will einem Dichter dienen, sie gibt sich in die Hand eines Dichters, wie ein willenes Wesen gibt sie sich in seine Hand, wie eine Sache, wie eine Wünschelruthe, die in seiner Hand liegt und dämonisch aufzuckt, wenn er in seinen Träumen großen Dingen nahe kommt. Sie gibt sich ihm, damit er ihr die Möglichkeit wundervoller Ausrufe, wundervoller Geberden schaffe« (ebd., S. 23).

²⁶⁰ S.o. Brief 3 mit Anm. 129.

hier unbeliebt ist. Man sieht keines seiner Bücher in den Auslagen, keine Photographien. Dass das den Römern nicht wenigstens langweilig wird, wenn man schon milde urtheilen will.

Gehen Sie nicht wieder auf einige Zeit nach Wien?

Mit vielen Grüßen an Sie u. Prz. Pascha Ihr
aufrichtiger

Rudolf Kassner

18. Von Rom nach Duino

Rom 13/5 <1903>²⁶¹

<Mittwoch>

Hochverehrte Fürstin!

Ja, das ist ja eine unerhörte Barbarei. Ich kann mir denken, wie Sie das empören muß! Wenn diese Kerle auch nicht begreifen, daß ihr Verfahren wie ein Riß mit einem Messer quer durch ein Bild ist, so müßten sie doch verstehen, daß dieses ganz einzige Schloß durch ein weiteres Vordringen des Steinbruches²⁶² überhaupt gefährdet sein kann. In der ganzen Gegend ist nichts als Stein u. wieder Stein, und die kleine Ecke können sie nicht stehen lassen. Wem gehört denn das Bergwerk, resp. der Steinbruch? Ich nehme an, Privatleuten, hinterlistigen Dummköpfen, denn so müßte es ja doch nicht so schwer sein, ihrem Treiben Halt zu machen. Ich weiß über die ganze Sache ja gar nichts; sollten irgend einige Zeilen in der N.F. Presse von Nutzen sein, würde ich ja so gerne mein Möglichstes thun. Ich glaube nur die N.F. Presse könnte da nützen, keine andere Zeitung. Nur etwas, hochverehrte Fürstin, ich bin der N.F.P. nur schlecht u. oberflächlich bekannt u. habe nie für sie ge-

²⁶¹ KEB. Maschinenabschrift mit Marginalien Ernst Zinns. Zum im Original fehlenden Jahresdatum notiert er: »1903 (K. mdl.)«.

²⁶² Nach Kassners Erinnerung handelt es sich um den Versuch, in unmittelbarer Nähe von Duino einen Steinbruch anzulegen, den er Zinn gegenüber als »Steinbruch von Sistiana« bezeichnet. Einzelheiten waren nicht zu ermitteln. Marie Taxis spricht in ihren »Jugenderinnerungen« (wie Anm. 46, S. 10) von »Steinbrüche<n>« in der Nähe des »heutige<n> Seebad<s> Sistina«, »in denen man das schöne funkelnde Gestein des Karstes gewinnt«. Der an »smaragdgrüne<r> Bucht« gelegene Ort ist Bahnstation für Dorf und Schloss Duino (Karl Baedeker, Österreich. 28. Aufl., Leipzig 1910, S. 270). In den Steinbrüchen von Sistiana und dem benachbarten Aurisina wird seit der Römerzeit der für die Architektur des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wichtige »Karstmarmor« abgebaut; vgl. Franco Cucchi/Santo Gerold, Der Naturstein aus dem Triester Karst. Triest 1989.

schrieben. Doch im Nothfalle würde das ja nichts machen, jeder Ihrer Bekannten bringt das herein.

In der Erregung haben Sie mir wenig von sich geschrieben. Weilt der Fürst noch in Rußland? Sie werden wohl bald viel Gäste bekommen. Übrigens kann ich mir Sie sehr gut in Ihrer Kampfesstimmung vorstellen. Der Mann hat Sie gar nicht schlecht beurtheilt: figlia dei Condottieri in großen Augenblicken, von etwas Grausamkeit in Ihrer Nervosität bei kleinen Angelegenheiten.

Ich bleibe noch bis Ende da,²⁶³ gehe dann nach Neapel. Den Sommer bin ich in Perugia, also ganz nahe von Assisi. Nächstens will ich in Subiaco das Originalporträt des hl. Franciscus sehen, im großen Kloster der hl. Scholastica.²⁶⁴ Wenn Sie Zeit u. Ruhe haben, bitte bald wieder um Nachricht über die Steinbruchaffaire.

Ich schließe mit herzlichen Grüßen

Ihr aufrichtiger

Rudolf Kassner

Bitte viele Grüße an Prz. Pascha!

Am 21. Mai begibt sich Kassner nach Subiaco und berichtet Elsa Bruckmann unmittelbar unter dem dort gewonnenen »großen Eindruck« am Folgetag: »Ich habe gestern eines der schönsten Dinge der Erde gesehen, das Kloster San Benedetto in Subiaco. 1500 m. hoch, an den Felsen gebaut, zum Theil in die Felsen gehauen liegt das Kloster da in vollendet Einsamkeit. Aus einer Grotte des hl. Benedict ist es entstanden; als der hl. Franciscus hinkam, war es schon in der Gestalt, in der wir es sehen. Nur zwei Dinge kamen später, merkwürdig belebte Fresken eines Giotto Schülers u. dann das Portrait des hl. Franciscus, damals noch Pater Franciscus ohne die Wundmale. Das nun ist eine der allergrößten Sehenswürdigkeiten – pardonnez le mot. Es ist vielfach übermalt, aber nie noch sah ich so einfach treu u. kindlich den Schauenden wiedergegeben. Die Augen visionär, gehören aber doch ganz der Übermalung an, der Mund ist unvergesslich: so voll Sinnlichkeit und Schmerz und zugleich, ich möchte sagen so kindlicher Freude am Sagen und so nur deshalb stumm, weil die Augen sehen, förmlich erschrocken über das, was die Augen sehen.«

²⁶³ Gemeint ist: bis Ende Mai. In gleichem Sinn teilt Kassner am nächsten Tag, dem 14. Mai 1903, Chamberlain mit: »Bleibe noch bis 31. hier in Rom.«

²⁶⁴ Die zu Lebzeiten des Franziskus (1182–1226) von einem unbekannten Maler geschaffene erste Darstellung des Heiligen, abgebildet in: Ivan Gobry, Franz von Assisi in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reimbek 1958, S. 113.

Zehn Tage später verlässt Kassner Rom in Richtung Südalien. Wie er Gottlieb Fritz im Rückblick des 5. Juli mitteilt, besucht er »Neapel, Pompei Capri etc«, gelangt »südlich« bis Paestum mit dem »Wunder des Poseidontempels«²⁶⁵ und weiter bis Amalfi, Ravello und Salerno.

19. Von Ravello nach Duino

<Ravello, 11. Juni 1903>²⁶⁶
<Donnerstag>

Von meinem südlichsten Punkt herzl Grüsse!

R. K.

Von dort wendet sich Kassner, abermals über Neapel und Rom, gen Norden und lässt sich in der zweiten Junidekade in Siena nieder, »eines der herrlichsten, echtesten Dinge die es gibt«.²⁶⁷ Hierwohnt er »zunächst in Siena selbst« in der »meist gelobten und viel von Engländern besuchten« Pension »Villa Chiusarelli« in der Viale Curtatone 3,²⁶⁸ und »dann« – so vorausschauend am 18. Juni an Chamberlain – »in einer Zweigpension draußen vor den Thoren am Land!«²⁶⁹

20. Von Siena nach Duino

Siena 14/6 03.²⁷⁰
<Sonntag>

Vielen Dank für Brief. Bleibe hier wahrscheinlich über den ganzen Sommer. Siena wartet auf Sie!

Herzlichst

R. K.

²⁶⁵ Briefe an Tetzl, S. 126.

²⁶⁶ AST. Cartolina Postale Italiana. Ansicht: Antica Fontana nella Piazza di Ravello. Adresse: I. D. der / Fürstin M. von Thurn u. Taxis / Schloss Duino / bei Nabresina / Austria / Küstenland. Poststempel: (Aufgabeort unlesbar) 11.6.3. Ankunftsstempel: Duino, Daten verwischt. Text auf der freien Spalte rechts neben der Ansicht.

²⁶⁷ Briefe an Tetzl, S. 125 f.

²⁶⁸ Baedeker, Mittelitalien und Rom (wie Anm. 239), S. 20.

²⁶⁹ Vgl. Brief 22 mit Anm. 292.

²⁷⁰ AST. Cartolina Postale Italiana. Ansicht: Siena. Palazzo Comunale. Guido Riccio da Fogliano. Affresco nella Sala del Mappamondo. Adresse: Ihrer Durchlaucht der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis. Schloss Duino / bei Nabresina / Küstenland / Austria. Poststempel: Siena 16.6.3; Ankunftsstempel: Duino 17.6.3. Die handschriftliche Datierung findet sich auf der Abbildung oben links; der Text auf der schmalen freien Spalte rechts neben der Ansicht.

21. Von Siena nach Lautschin

Siena 4/7 03.²⁷¹
viale Curtatone 3
<Samstag>

Hoch verehrte Fürstin!

Ihr Brief seinerzeit wurde mir nach Neapel nachgeschickt u. ich konnte mir ihn noch in der kurzen Zeit, die ich zum nächsten Zug nach Rom hatte, von der Post holen. Vielen Dank dafür! Und es freut mich sehr, dass es Ihrer Energie doch immermehr gelingt, diese Steineinbrecher von Ihrem Schloss zurückzuhalten. Hevesi wäre wohl von allen Wiener Schriftstellern der geeignete, etwas in die Zeitung zu bringen. Er schreibt seit 40 Jahren dafür u. österreichische Kunst ist sein Ressort.²⁷² Und vielleicht ist er nicht so Barbar, als dass er nicht einsähe, ein Schloss – und dieses ist immer zur Hälfte auch seine Lage – gehöre »zur vaterländischen« Kunst! Ich mag im allgemeinen das Wort »vaterländische« Kunst nicht sehr, aber die Leute haben es ja immer im Mund u. so sollen sie auch im rechten Moment dafür einstehen. Wenn Hevesi Ihnen bis dahin noch nicht geantwortet hat, so dürfte er wohl verreist gewesen sein, was er ja sehr oft thun soll. Ich addressiere diesen Brief nach Lautschin, da ich ja aus Ihren Zeilen lesen konnte, Sie würden Duino bald verlassen. Nun werden Sie wieder viel malen können. In Duino kann man das wohl doch nicht so frei, weil dort alles zu groß und zu weit ist. In Duino muss man Musik machen, »Laude« schreiben²⁷³ oder einfach da- oder meinewegen faul sein, zwei Zustände, die einander durchaus bedingen. Auch ich habe jetzt in Neapel Capri, Amalfi, Ravello – letzteres kommt in seiner Gesamtwirkung am nächsten Duino, nur ist es viel weicher, üppiger es stammt wie die meisten Castelle dort aus der Zeit Friederichs

²⁷¹ LHW. Zwei Bogen, acht beschriebene Seiten.

²⁷² Der Wiener Journalist und Schriftsteller Ludwig Hevesi (eigentlich: Lajos Lövy) (1843–1910) arbeitet seit 1866 als Feuilletonredakteur beim »Pester Lloyd« und seit 1875 beim Wiener »Fremden-Blatt«. Bekannt macht ihn das reich bebilderte Standardwerk »Oesterreichische Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Ein Versuch« (Leipzig 1903), in dem er besonders für die Malerei der ersten Sezessionisten und des Wiener Jugendstils um Gustav Klimt eintritt.

²⁷³ Die Anspielung gilt nicht den »Laude« des Iacopone da Todi (Florenz 1490), sondern d'Annunzios lyrischem Zyklus »Laudi (del cielo del mare della terra e degli eroi)«, deren erster Teil »Maia« 1903 erscheint. An ihm hatte der Dichter, der verschiedentlich auf Duino zu Gast ist, seit 1895 gearbeitet.

II und ist maurische Architektur zum Theil wenigstens²⁷⁴ – also auch ich komme aus einer Landschaft, wo die Faulheit selbstverständlich oder eigentlich nur der höchste Ausdruck des Einverständnisses mit allem ringsum ist u. bin jetzt hier in Siena, dessen Landschaft wie eine große Wiege von Licht und Schatten ist. Lauter Hügel, die Erde ziegelroth und grün und gelb u. grau mit Wiesen Korn u. Ölbaumhainen bewachsen. Fürstin, daher müssen Sie wirklich bald u. auch mit Palette! Da ich Dinge fast doppelt so gerne wiedersehe als ich sie sehe,²⁷⁵ so kam ich mit doppelter Freude wieder hierher.²⁷⁶ Schließlich bin ich doch Gothe und liebe diese Ritter und Heiligen und Glockenthürme und Thore über alles. Das braucht nicht vollkommen sein sondern einfach so froh zusammengewachsen sein wie hier in Siena, das nur Venedig in seiner Einheit nachsteht.²⁷⁷ Das Antike muss vollkommen sein, sonst ist es schlecht. Und so weit ich auch jetzt in Italien herumgekommen bin, habe ich nur eines gesehen, das von allerhöchster Vollkommenheit, so wie die Dinge in Athen sein mögen, ist und das ist der Poseidontempel in Paestum.²⁷⁸

²⁷⁴ Der »Baedeker« (Karl Baedeker, Unteritalien, Sizilien. 14. Aufl., Leipzig 1906, S. 194) bemerkt, die »alte Bergstadt wurde zur Zeit der Normannen gegründet«; »der Besuch ist sehr lohnend, [...], namentlich für den, der normannisch-maurische Architektur noch nicht kennt«.

²⁷⁵ Schon hier formuliert Kassner jenes Platons »Phaidon« (99d) entlehnte Lebensmotto der »zweiten Fahrt« (vgl. KSW VII, S. 315 mit S. 720), das er mehr als ein Menschenalter später in seinem Erinnerungsbuch »Die zweite Fahrt« (1946: KSW VII, S. 313–592) begründen wird: »Um wie viel ursprünglicher, fast naiver war mein Sehen, mein Empfinden beim zweiten Mal! Beim ersten Mal scheint stets etwas verlorenzugehen, wird verschleudert, bleibt ungenau, falsch, Betrug, Benommenheit und Illusion. Das zweite Mal erst bringt jene Gültigkeit, Zündung, Zeugung und Fruchtbarkeit, die wir von uns und somit von der Welt fordern« (KSW VII, S. 320).

²⁷⁶ Kassner hatte diese Gegend zum ersten Mal im Frühsommer 1901 bereist.

²⁷⁷ Wenige Tage später, am 12. Juli, zieht Kassner im Brief an André Gide den Vergleich: »<F>ür mich ist Siena der Parsifal unter den Städten Italiens, Rom, ist die Götterdämmerung, Venedig Tristan, Florenz die Walküre. Das wird Ihnen sehr banal vorkommen, aber ich bin sehr genau in Bildern, vielleicht genauer als in der Wahrheit [...]. Siena ist vielleicht weniger ursprünglich aber von einer traumhaften Vollkommenheit. Von welcher Seite man sich ihm nähert, es ist immer eine Vision« (Kassner – Gide, S. 111f.).

²⁷⁸ Da Kassner Athen niemals besucht hat, bleibt ihm der persönliche Vergleich zwischen Athen und Paestum verwehrt. Zum dortigen archäologischen Bezirk mit den drei Tempeln schreibt der »Baedeker« (Unteritalien, Sizilien [wie Anm. 274], S. 188f.) in versteckter Anspielung auf Winckelmanns Formel von der »edlen Einfalt und stillen Größe« antiker Kunst: »Wer Auge hat für die stille Größe und Einfachheit griechischer Architektur, sollte Neapel nicht verlassen, ohne die Tempel von Paestum gesehen zu haben, deren Bedeutung nur hinter denen von Athen zurücksteht.« Neben der sogenannten Basilika und dem Tempel der Ceres ist der Poseidon-Tempel der bedeutendste: »[...] ein herrliches Beispiel der abgeklärten und formstrengen Baukunst des V. Jahrhunderts vor Christus«. Kassner selbst hatte schon am 18. Juni Chamberlain erklärt: »Ja, was habe ich gesehen? Schließlich doch nur die Tempel von

Da sitzt heute der Gott noch drinnen und ist sich über alles so klar wie wir darüber klar sind, das 1+1 zwei sind. Er wurde gegründet, als Rom noch so groß war wie sein Forum, im 6 Jh. vor Chr. von griechischen Colonisten, und die geretteten Schiffer brachten dorthin dem Meergott ihre Dankgeschenke. Er war meine letzte Station in Italien u. begreift für mich so schön wie nichts anderes alles Heidnische von Rom südwärts. Von dort, möchte man sagen, sieht man hinüber nach Griechenland. Er steht dort ganz allein in vollkommer Öde, durch seine Säulen sieht man das Meer, und mit ihm lebt wie ein Thier, das niemand sehen kann, die Malaria.²⁷⁹ Es macht einen furchtbaren Eindruck, die wenigen Leute dort zu sehen und zu sprechen mit ihren gelben, mageren Gesichtern und den heißen Augen. Aus ihnen sieht wie ein anderes Wesen die Malaria u. sie füttern gleichsam jeder seinen eigenen Tod.²⁸⁰ Ich sprach mit einem dieser Kranken, er war ein Hirt und mit einer Klarheit und Ergebenheit, wie sie nur hier das Volk hat, sagte er mir am Schlusse: Ja wir leben hier nur um zu sterben. Ich war wie von einem bösen Traum befreit, als ich wieder von dort weg kam, und dieser Tempel in dem kranken Land – fieberkrank das ganze Land wie ein Mensch fieberkrank ist – ist mir unvergesslich.

Hier in Siena will ich bis Ende August bleiben, bis ich nach Florenz gehe. Die Hitze ist nicht so unerträglich als man mir es verheißen hat. Ich sehe auch nicht ein, warum wir heute alle partout im Sommer in den Alpen stecken müssen. D'Annunzio ist augenblicklich wohl in Rimini. Er dürfte da kaum in der ersten Septemberhälfte in Setignano zurücksein.²⁸¹

Paestum. Denn das ist wohl eines der reinsten u. größten Dingen die diese Erde trägt. Sie sind aus dem VI. Jh. v. Ch. von griechischen Colonisten sehr nahe ans Meer gebaut u. gegen sie gehalten ist alles, was im alten Rom nicht direct durch seine Colossalität – in der Architectur immer ein Motiv – wirkt, nur Barock!« Auch im Brief an Gottlieb Fritz spricht er am 5. Juli vom »Wunder des Poseidontempels«: »Das ist antik, ja! Und saugt in sich auf, was darum herum ist, die Landschaft, das Meer, die Menschen! Das ist groß!« (Briefe an Tétzel, S. 126). Noch nahezu zwei Jahrzehnte später erinnert er sich 1919 in »Zahl und Gesicht« des Tempels »als Beispiel höchsten Gefühls für Maß und rhythmische Bildung« (KSW III, S. 231).

²⁷⁹ Zur Malaria-Gefahr und deren Auswirkungen vgl. Baedeker, Unteritalien, Sizilien (wie Ann. 274), S. XXI, XXIX und 202.

²⁸⁰ Bemerkenswerterweise gebraucht Kassner hier das Wort vom »eigenen Tod«, lange bevor er es als eines der bestimmenden Motive im Denken Rainer Maria Rilkes kennenerlernen wird. Obwohl er Rilkes Vorstellung vom »eigenen Tod« als der »reifen Frucht des Lebens« ablehnt, wird er die Prägung Jahre später in seiner Übersetzung von Gogols »Taras Bulba« (Wien 1922, S. 144) wieder aufgreifen; vgl. Rilke – Kassner, S. 9 u. 184.

²⁸¹ D'Annunzio hatte im März 1898 »La Capponcina« bezogen, ein altes Patrizierhaus in Setignano, unweit von Fiesole bei Florenz, um Eleonora Duse näher zu sein, die seit Juli 1897 ein benachbartes kleines Haus gemietet hatte, das sie nach der Kapelle des Heiligen Franz in

Ich möchte ihn dort dann besuchen²⁸² u. habe Ihren Bruder²⁸³ schon um paar Zeilen an ihn für diesen Fall gebeten.

Bleiben Sie den ganzen Sommer über in Lautschin? Ihre Schwieger-tochter²⁸⁴ dürfte Ihnen da von mancher Abwechslung sein. Heuer ist kein Bayreuth!²⁸⁵ Schadet nichts! Übrigens werden wir nächsten Herbst Siegfrieds neue Oper in Wien zuerst hören,²⁸⁶ d. h. wie bei uns die Dele-

Assisi »Villa Porziuncola« (lateinisch: kleiner Flecken Land) nennt. Wegen Überschuldung wird er das Haus 1909 aufgeben müssen; die kostbare Einrichtung wird 1910 versteigert; vgl. Benigno Palmerio, Con D'Annunzio alla Capponcina. Firenze 1938.

²⁸² Zu diesem Besuch bei d'Annunzio kommt es ebenso wenig wie zu jener – in den Briefen an Marie Taxis nicht erwähnten – Begegnung, von der Kassner 1958 berichtet, er hätte die Duse »einmal in Duino treffen sollen«, sei »aber weggeblieben, da ich hörte, daß d'Annunzio mit ihr käme. Was gewiß dumm von mir war.« Als er ihm dann vor dem Ersten Weltkrieg »in Paris bei irgendwelchen Empfängen das eine oder andere Mal begegne<i></i>«, fallen ihm »am meisten [...] in seinem mit allen Wässern, Essenzen kahl und kugelglatt gewaschenen Gesicht und Schädel die blauen großen Augen auf mit einem weichen Blick, zwei Spiegeln gleichend, die einen Sprung mitten durch bekommen hatten«. Als »Gegenteil des Gentleman« sei er »ein Virtuose in allem« und »an den Rändern ungenießbar« gewesen (KSW X, S. 599).

²⁸³ Friedrich (Fritz) von Hohenlohe ist ein enger Freund d'Annunzios; vgl. seine »Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse« (oben Anm. 114). Dass Kassner auch weiterhin mit dem Prinzen in freundschaftlicher Beziehung bleibt, zeigt, neben den gelegentlichen Erwähnungen in den hier vorgelegten Briefen, Rilkes Nachricht aus Duino an den »verehrte<n> Prinz<en>« vom 14. November 1911, in dessen Postscriptum es heißt: »Kassner, der sehr gewünscht hätte, Sie wiederzusuchen, ist leider schon vorgestern abend nach Wien gefahren, wir senden ihm das Buch nach« (Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlosche Familienkreis [wie Anm. 44], S. 2). Dabei handelt es sich wohl um das Buch: Prince Frédéric de Hohenlohe Waldembourg, Sous le Manteau Vénitien. Silhouettes de la fin du XVIII^e siècle. Paris 1911. Die Korrespondenz zwischen Fritz Hohenlohe und Kassner ist nicht überliefert.

²⁸⁴ Prinzessin Gabriele (Jellele), geb. Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau (1883–1970), seit Februar 1903 verheiratet mit Prinz Erich von Thurn und Taxis (1876–1952), Marie Taxis' ältestem Sohn.

²⁸⁵ 1903 finden in Bayreuth keine Festspiele statt.

²⁸⁶ Kassner war, wie er Chamberlain am 19. April 1903 mitteilt, in Rom »oft« mit Siegfried Wagner zusammengetroffen und hatte von ihm gehört, »daß er seine neue Oper nächsten Herbst zuerst in Wien will aufführen lassen«. Gemeint ist die Oper »Der Kobold«, deren zweiten und dritten Akt Wagner im April und Mai 1903 in Rom und Florenz vollendet (vgl. Peter P. Pachl, Siegfried Wagner. Genie im Schatten. München 1988, S. 182). Er wird das Werk im Herbst 1903 Gustav Mahler für die Wiener Hofoper anbieten, jedoch »ohne Begründung« zurückgewiesen, so dass die Uraufführung am 29. Januar 1904 am Stadt-Theater Hamburg stattfindet (vgl. Peter P. Pachl, Siegfried Wagners musik-dramatisches Schaffen. Tutzing 1979, S. 94–96). Die Wiener Erstaufführung kommt, in Anwesenheit des Komponisten, ein Jahr später am 19. Januar 1905 unter Leitung Alexander von Zemlinskys im Jubiläums-Stadttheater (der späteren Volksoper) zustande; vgl. die kurze, äußerst kritische anonyme Besprechung in der »Neuen Freien Presse« vom 19. Januar 1905, S. 10, über diese »verworrne Geister- und Märchenoper mit aufgepropftem Erlösungstiefsinn«, deren Musik bisweilen »das Volkstümliche mit dem Banalen verwechselt«. Kassner selbst hatte Anfang 1904 das gerade erschienene Libretto (Siegfried Wagner, Der Kobold. Leipzig 1904) gelesen und sich Anna Chamberlain gegenüber am 4. Januar entrüstet: »Kobold – well that is one of the most ridiculous things I ever read. Es ist traurig. Aber die Möglichkeit einer solchen Vertölpelung konnte ich nicht

gationen bald in Wien u. bald in Pest²⁸⁷ sind, so ist diesmal diese Familiendebatte – u. vielmehr dürfte ja das ganze nicht sein – statt in München in Wien.

Sollten Sie einmal Gfn. Wydenbruck²⁸⁸ schreiben, so wird sie das sehr interessieren, da hat sie dann einen Gedanken, der sie den ganzen Sommer über jeden Tag neu beschäftigen kann. Keyserling ist in Schottland,²⁸⁹ Chamberlains in den Berner-Alpen,²⁹⁰ so hat sich alles verzogen! Ich muss aber schließen. Bitte sagen Sie dem Fürsten meine besten Empfehlungen und seien Sie selbst, hochverehrte Fürstin, bestens begrüßt von Ihrem aufrichtigen

Rudolf Kassner

erwarten.« Vgl. insgesamt Cosima Wagner und Houston Stewart Chamberlain im Briefwechsel (wie Anm. 8), S. 662 u. 668; Cosima Wagner an Gustav Mahler, 8. und 13. Juni 1905. In: Gustav Mahler, Unbekannte Briefe. Wien/Hamburg 1983, S. 226f.

²⁸⁷ Wien und Budapest als die Hauptstädte der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Die Einheitsgemeinde Budapest war erst 1873 durch die Zusammenlegung der selbständigen Städte Buda (deutsch: Ofen) und Pest entstanden.

²⁸⁸ Maria, genannt Misa, Gräfin Wydenbruck (1859–1926), geb. Gräfin Esterházy-Galantha, seit 1883 verheiratet mit August Graf Wydenbruck (1857–1905). In ihrer Wohnung im zweiten Stock des Hauses Rennweg 1a führt sie einen literarischen Salon und fördert, neben ihrem sozialen Engagement, Literatur und Musik. Sie korrespondiert und verkehrt mit dem nur wenige Häuser entfernt wohnenden Gustav Mahler, der sie zu Generalproben und Konzerten einlädt und ihr im Juni 1894 eine frühe Fassung des Finales der Zweiten Symphonie gewidmet hatte. Drei von 27 erhaltenen Briefe und Postkarten (Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung) aus den Jahren 1902 und 1908 sind veröffentlicht in: Gustav Mahler, Briefe. Hg. von Herta Blaukopf. Wien 1996, S. 269, 272, 353; s. auch »Ein Glück ohne Ruh«. Die Briefe Gustav Mahlers an Alma. Erste Gesamtausgabe. Hg. und erläutert von Henry-Louis de La Grange und Günther Weiß. Berlin 1995, S. 239, 355. Vgl. Gustav Mahler in Wien [wie Anm. 152], S. 67, 168 u. ö.

²⁸⁹ Hermann von Keyserling war im Juli von Paris über London ins schottische Leckmeln gefahren, wo er einige Zeit auf den Gütern seiner »ersten Liebe« verbringt, der verheirateten Mildred Campbell, einer »ungewöhnlich schönen Irin«, die er im Frühjahr 1903 in Paris kennengelernt hatte und deren Einladung er gefolgt war, bis ihn eine kritische Aussprache – Mrs. Campbell lehnt eine Scheidung von ihrem ahnungslosen Gatten ab – Ende August zur Abreise zwingt (Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 9], S. 38ff.).

²⁹⁰ Houston Stewart und Anna Chamberlain halten sich seit dem 10. Juni in der Kurstadt Grimmialp nahe Diemtigthal im Berner Oberland auf und reisen um den 10. Juli von dort nach Torrentalp, dem höchstgelegenen Hotel im Wallis; vgl. Chamberlain an Kassner, 20. Juni 1903 (RWA; die Nachricht fehlt unter den gedruckten Briefen Chamberlains in Kassners »Buch der Erinnerung«[wie Anm. 2]).

22. Von Siena nach Duino

Siena 6/8 03²⁹¹
Villa Chiusarelli²⁹²
<Donnerstag>

Hoch verehrte Fürstin!

O heute ist es heiß! Zwischen 11-4^{ho} herrscht die Sonne, sie flammt eigentlich weiß da oben u. man muss ganz still sein u. keine Gedanken haben. Jetzt ist es fünf Uhr, man kann sich etwas rühren und umsehen! Diese italienische Sonne ist sehr entschieden, man darf nicht viel mit ihr disputieren u. keine Gründe gegen sie haben. Man darf auch nicht viel arbeiten wollen, das macht sie eifersüchtig und uns Kopfschmerzen. Ich ärgere mich wütend, dass ich nicht nach Rom zur Verkündigung u. Benediction gefahren bin; den Papst und das alles um ihn herum begreift man noch in dieser Hitze.²⁹³ Es muss ein prachtvoller Anblick gewesen <sein> 50 000 Menschen auf der piazza St. Pietro u. dann drin in der Kathedrale! Man ist hier etwas überrascht über Sarto. Man weiß nicht ja oder nein, und mit umso größerer Sicherheit verkündigen die Zeitungen die über-große Seligkeit der 6 alten Schwestern des Wunderbruders, wogegen man allerdings nichts haben kann. Was sagt Ihre Schwägerin, die Fürstin Karoline Taxis, dazu? Sie würde ihre Freude mit mir haben, wie ich jetzt über die Kardinäle zu disputieren weiß.²⁹⁴ Leider hatte ich keinen persönlichen Wunsch, sondern war nur Zuschauer. Rampolla als Papst – ja das wäre ein Wunsch gewesen, aber – ganz unter uns – ein unmoralischer.

²⁹¹ LHW. Ein Briefbogen, vier beschriebene Seiten.

²⁹² Am 28. Juli hatte Kassner Chamberlain unterrichtet: »Ich bin seit 14 Tagen auf dem Land in einer Dépendence meiner Pension, meine alte Adresse gilt noch, oder wenn Sie genau sein wollen, schreiben <Sie> einfach Villa Chiusarelli Siena.«

²⁹³ Nach dem Tod Leo XIII. am 20. Juli 1903 wird die erwartete Wahl Kardinal Rampollas zum Papst durch Einspruch der österreichischen Exklusive verhindert. Das Konklave wählt überraschend Kardinal Giuseppe Sarto (1835–1914), den Patriarchen von Venedig, der nach seiner Krönung am 4. August 1903 als Pius X. der schlchte, fromme Landpriester oder »Laienbruder« bleibt, wie Kassner ihn Anfang März 1908 in einem Brief an Chamberlain bezeichnet. 1954 wird er heiliggesprochen. Eine Reflexion über diese »Papstkrönung« hier in Rom in diesen drückenden Sommertagen der Papstwahl« findet sich in Kassners 1905 veröffentlichter »Moral der Musik«, im IV. Brief »Vom Symbol«: KSW I, S. 631–633.

²⁹⁴ Prinzessin Caroline von Thurn und Taxis (1846–1931), Schwester des Fürsten Alexander, seit 1877 verheiratet mit Fürst Gustav von Thurn und Taxis (1848–1914) aus der Regensburger Linie. Wie Kassner im Gedenkaufsatzt für Alexander von Thurn und Taxis (1940)

Vielen Dank, verehrte Fürstin, für Ihre lieben Zeilen! Den Artikel über Duino²⁹⁵ finde ich nicht gar so schlecht, nur hie und da etwas geschmacklos s. z. B. das, was er über D'Annunzio und »Eleonoren« schreibt etc etc. Richtig interessiert hat mich, auch auf diese Weise von dem täglichen Treiben im Schlosse etwas zu erfahren. Prinz Pascha in der fast mystischen Rolle als Schöpfer und Modell zugleich²⁹⁶ – das lässt sich hören! Was er über Ihre Malerei sagt, war keine Schmeichelei u. da mich niemand, auch Sie nicht für einen Schmeichler halten, will ich Ihnen verrathen, dass ein mir befreundeter Maler,²⁹⁷ der Ihren Bruder in Venedig besuchte u. das von Ihnen gemalte Bild Ihrer Frau Mutter sah, davon ganz entzückt war u. es einfach Kunst nannte! Da haben Sie etwas, um Herrn Sterer, wenn er Ihnen in den Pinsel fährt, zu dämpfen. Ich soll Ihnen etwas zu lesen nennen! Also noch einmal Dostojewskys »Brüder Raskolnikow«.²⁹⁸ Es ist umfangreich, aber eines der bedeutendste<n> Bücher, die je geschrieben wurden, und das Gewaltigste an Psychologie, was je ein Menschen-hirn ersonnen hat, hier ist er genau so groß, wie Dante und Shakespeare zusammen. Man soll niemals so sprechen, aber dieses Buch hat mich toll gemacht, als ich las u. wieder las.

anmerkt, hatte sie sich »ihr Leben lang sehr viel zugute getan auf ihre Beziehungen zum Vatikan. Es hat da mehr als einmal Privataudienzen bei Leo XIII. gegeben, Unterredungen mit Kardinal Rampolla, Empfänge; Ahnungslosen, sehr Fernstehenden mußte es zuweilen scheinen, als wäre es ohne <sie> [...] nicht immer in Rom so gegangen, wie es eben dann doch gegangen ist« (KSW VII, S. 524f.).

²⁹⁵ Nicht ermittelt. Ob es sich um einen Beitrag Ludwig Hevesis handelt, den Kassner im vorangegangenen Brief angeraten hatte, bleibt offen. Weder in der Wiener »Neuen Freien Presse« noch in der Wiener »Zeit« oder im »Pester Lloyd« war im möglichen Zeitraum bislang ein entsprechender Artikel zu finden.

²⁹⁶ Anspielung nicht entschlüsselt; vermutlich gilt sie Prinz Paschas eigenem Malte lent und seiner Rolle als Modell eines von der Fürstin angefertigten Porträts.

²⁹⁷ Kassner hatte im Sommer in Rom die Maler Otto Greiner (1869–1916) und Ernst Noether (1864–1939) kennengelernt. Wer von beiden mit Marie Taxis' Bruder Fritz in Verbindung steht, bleibt offen; manches spricht für Otto Greiner.

²⁹⁸ Lies: »Brüder Karamasow«, von Kassner irrtümlich mit Dostojewskys Roman »Raskolnikow« (»Schuld und Sühne«) zusammengebracht. »Die Brüder Karamasow« waren in der deutschen Übersetzung von H<ermann> von Samson-Himmelstjerna 1901 in Leipzig erschienen. Dass dieses Buch gemeint ist, belegt der frühere Brief an Gottlieb Fritz vom 7. Januar 1902, in dem es ebenfalls als »eines der großen Werke der Weltliteratur« charakterisiert wird (Briefe an Tetzl, S. 113). Kassner wird später aus dem Roman die Parabel »Der Großinquisitor« ins Deutsche übertragen, eine Arbeit, die Anfang Februar 1914 abgeschlossen ist und mit einem vom Verlag als notwendig erbetenen Nachwort versehen (KSW II, S. 163f.), Ende Juli 1914 als Nr. 149 der Insel-Bücherei erscheint (vgl. KSW II, S. 616–618).

Es freut mich sehr, dass Sie immer wieder in der Tod und Maske²⁹⁹ lesen. In diesen Tagen beginnt man mit dem Druck meiner Übersetzung von Platons »Gastmahl«³⁰⁰ – dem Werke, das die Duse so gerne vorlesen möchte.³⁰¹ Gott, wie viel Pläne hat man nicht! Und die Tage laufen immer entweder zu schnell oder zu langsam. Ihr Maß, das Maß – ist es in uns oder in den anderen? Die thörichte Frage, um derentwillen die Menschen aber doch immer wieder das Leben von neuem anfangen! Leider, leider kann ich Sie nicht in Duino im October treffen, so gerne ich es auch thäte. Ich fahre hier am 28. ca weg u. gehe nach Florenz, wo ich bis zum 10.³⁰² bleibe. Dann geht es vorläufig nach München. Vielleicht darf ich Sie auf der Durchreise in Wien begrüßen?

Mit besten Grüßen an Sie, hochverehrte Fürstin, Ihr aufrichtiger
Rudolf Kassner

Bitte meine Empfehlungen dem Fürsten u. die herzlichsten Grüße Pz.
Pascha zu sagen. Viel Glück ihm auch zur Prüfung.³⁰³

²⁹⁹ Kassners zweites Buch »Der Tod und die Masken« (Leipzig 1902); vgl. oben Anm. 108.

³⁰⁰ Platons Gastmahl. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1903: »Frau E. Bruckmann-Cantacuzene gewidmet«. Mit diesem Band eröffnet Kassner die Reihe seiner Platon-Übersetzungen im Eugen Diederichs Verlag. Den Ende 1905 veröffentlichten Band »Platons Ion/Lysis/Charmides« wird er der Fürstin zueignen, vgl. Brief 30 mit Anm. 357.

³⁰¹ Offenbar hatte Fürstin Taxis mündlich oder schriftlich von diesem Wunsch der Duse gesprochen – ein Wunsch, der wohl im Frühjahr während ihres Gastspiels in Wien aufgekommen war. Hermann Bahr jedenfalls notiert in seinem Tagebuch unter dem 5. April 1903: »Bei der Duncan die Duse getroffen.« Er habe sie, die nach der Trennung von d'Annunzio an ihrer künstlerischen Aufgabe zweifelt, ermuntert, »faire revivre l'antiquité. Du moment que vous la touchez, elle sera neuve. Gar nicht in der Theaterform, sondern Homer und Platon lesen. [...] Mein Gefühl ist, daß sie aus dem Theater der Emotion heraus will, zu einem Theater der Anschauung, der dionysischen Versunkenheit (Platone! in Neapel) hinauf will [...]« (Hermann Bahr, Tagebücher, Skizzenbücher, Notizhefte. Bd. 3: 1901–1903. Hg. von Moritz Csáky. Wien/Köln, Weimar 1997, S. 282). Eduard Schneider, ein vertrauter Freund der Duse, merkt an: »In ihren letzten Jahren trug sie sich mit dem kaum ausführbaren Plan, das ›Gastmahl des Platon‹ auf die Bühne zu bringen« (Eduard Schneider, Eleonora Duse. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von Th<eresc> Mutzenbecher. Leipzig 1927, S. 148, Anm. 2).

³⁰² Sc. September.

³⁰³ Näheres nicht ermittelt.

23. Von Florenz nach Lautschin

<Florenz,> 1/9 03³⁰⁴
<Dienstag>

Hochv. Fstn. Herzliche Grüße von hier! D'Annunzio leider noch nicht nach Settignano zurückgekehrt! Vielleicht schreiben Sie mir mit einer Zeile Ihre Villa – Sie wissen welche ich meine – freundlichst auf, ich habe sie vergessen u. möchte sie besuchen!³⁰⁵ Adresse ferma in posta. Bleibe bis 9ten hier!

Mit vielen Grüßen

Rudolf Kassner

Als er um den 10. September nach Wien heimkehrt, bringt er »diesmal sehr viel Sehnsucht nach Italien« mit, wobei ihm »das große, flammende Licht der toskanischen Sommertage noch wie ein anderer Sinn in den Augen« liegt.³⁰⁶ Schriftliche Nachrichten der folgenden Monate in Wien sind verloren, ohne dass der persönliche Umgang geruht hätte. Ihn jedenfalls bestätigt Kassner am 5. Dezember 1903 Gottlieb Fritz mit dem Hinweis, er verkehre »sehr viel« mit »einer Fürstin Thurn und Taxis«. Auch Hofmannsthals Bitte von Anfang Januar 1904, Marie Taxis möge mit Kassner »heraus« nach Rodaun kommen, setzt die ungestörte Verbindung voraus, in deren Rahmen die Fürstin an einem Kassner-Porträt arbeitet.

³⁰⁴ KEB. Maschinenabschrift. Cartolina Postale Italiana: Un saluto de Firenze. Adresse: Ihr. Durchlaucht der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Lautschin bei Nimburg/ Böhmen / Austria. Poststempel: Firenze, 1.9., die Jahreszahl ist, nach Zinns Notizen, offenbar nicht eindeutig zu entziffern. Er liest »08«, entgegen Kassners Meinung, »es müsse 07 heißen«. Das im Typoskript vorgegebene »05« hat Zinn mit Fragezeichen versehen und seine offenbar kurzfristig erwogene Lesung »03« wieder verworfen. Gleichwohl ist 1903 die richtige Jahreszahl: Im Sommer 1907 weilt Kassner zwar in Italien, aber nicht in Florenz, sondern im fraglichen August/September in Vallombrosa (vgl. Teil II, Brief 53–55). Ebenso scheidet 1908 aus, weil Kassner sich seit Juni jenes Jahres in England aufhält und Anfang September auf Duart Castle zu Gast ist (vgl. Teil II, Brief 67). Die Jahreszahl »03« hingegen wird durch Kassners vorangehende Mitteilung bestätigt, er werde Siena am 28. August verlassen und anschließend in Florenz blieben. Auch der Hinweis auf d'Annunzio knüpft fraglos an die frühere Bemerkung in Brief 21 vom 4. Juli 1903 an.

³⁰⁵ Bezug nicht ermittelt. Möglicherweise denkt Kassner an die »Villa Porziuncola« der Duse (s. o. Anm. 281).

³⁰⁶ Briefe an Tetzl, S. 128 f.: 15. Oktober 1903.

24. In Wien

<Wien,> Freitag³⁰⁷
<19. Februar 1904>³⁰⁸

Gnädigste Fürstin!

Vielen Dank für die beiden Karten! Nun noch schnell etwas: Ich muß morgen auf 5-6-7 Tage auf den Semmering verreisen u. meine Sitzungen für diese Zeit unterbrechen. Aber dann komme ich pün<k>tlich wieder u. hoffe u. bin überzeugt daß das Portrait noch viel, viel »netter« als es schon ist, werden wird. Sie haben recht, ich kann das Wort »nett« auch nicht leiden, ebensowenig wie das englische neat. Sie sind direct häßlich u. ich will sie am Semmering lassen.

Vielen Dank noch für den Abend mit dem Fürsten Lichtenstein.³⁰⁹ He is one of the most genuine men I ever met with.³¹⁰

Mit besten Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

³⁰⁷ KEB. Maschinenabschrift. Das Jahresdatum »(1904)« hat Marie Taxis, laut Zinns Anmerkung (»MT. Bleistift«) im Original beigefügt.

³⁰⁸ Die Datierung orientiert sich an Kassners Nachricht vom Dienstag, dem 23. Februar 1904, an den Insel-Verlag, er halte sich »einstweilen« auf dem »Semmering bei Wien, Südbahnhotel« auf, werde aber »in 4-5 Tagen in Wien« zurück sein.

³⁰⁹ Franz von Paula Prinz (ab 1929 Fürst) von und zu Liechtenstein (1853–1938). Nach dem Studium der Rechte in Wien und Prag tritt er in den diplomatischen Dienst ein und arbeitet ab 1879 als Attaché an der Gesandtschaft in Brüssel. 1882 zieht ihn sein Bruder, der regierende Fürst Johann II. (1858–1929), zur Verwaltung und als Vertreter bei repräsentativen Anlässen heran. 1888 meldet er sich kurzfristig zum Militärdienst und wirkt von 1894 bis 1898 als österreichisch-ungarischer Botschafter in Sankt Petersburg. Als hochdekoriert Föderer von Kunst und Wissenschaft betreibt er 1907 die Gründung des Instituts für osteuropäische Geschichte an der Universität Wien, ist ab 1914 Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften und seit 1917 Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies. 1929 folgt er als Franz I. seinem verstorbenen Bruder Johann als regierender Fürst nach. Die Regentschaft über gibt er Ende April 1938 an den Prinzen Franz Josef (1906–1989), der ab 1939 als Fürst Franz Josef II. amtiert (vgl. Gothaischer Hofkalender 167. Gotha 1930, S. 46). Möglicherweise hatte Kassner den Prinzen bereits während eines früheren Aufenthalts in Lautschin kennengelernt, von dem es im Gedenkaufsatzt für Alexander von Thurn und Taxis (»Freundschaft«) heißt: »Ich erinnere mich aus meinen ersten Lautschiner Sommern einer Fahrt nach Kuttenberg [...] An der Spitze die Lautschiner Schloßherrin, auf beiden Seiten flankiert von dem später regierenden Fürsten Franz von Liechtenstein und einem Professor aus Prag« (KSW VII, S. 532).

³¹⁰ Auch Hugo von Hofmannsthal wird den Prinzen »ganz besonders sympathisch« nennen, als er ihm Ende Dezember 1904 im Salon der Fürstin begegnet; vgl. BW Thun-Salm, S. 133.

25. Von Wien nach Paris oder Spanien (Madrid ?)

Wien 1/V 04.³¹¹

<Sonntag>

Hochverehrte Fürstin

Vielen Dank! Ich werde mein Möglichstes thun³¹² und trachten wömöglich mit dem Burgschauspieler Heine³¹³ mich in Verbindung zu setzen. Die arme Duse!³¹⁴ Und D'Annunzio will sogar Schweizer Bürger werden um seine Marchesa zu heirathen.³¹⁵

³¹¹ LHW. Ein Briefbogen, vier beschriebene Seiten.

³¹² Diese Zusage gilt einem Auftrag, den die Fürstin im Namen Eleonora Duses an Kassner herangetragen hatte. Die Schauspielerin war, nach ihrer endgültigen Trennung von d'Annunzio und dessen Bühnenwerk (vgl. unten Anm. 315), bei der Suche nach bisher nicht gespielten Dramen auf Maurice Maeterlincks »Monna Vanna« gestoßen, das Adolfo de Bosis (1863–1924) für sie ins Italienische überträgt (vgl. Olga Signorelli, Eleonora Duse. Erste vollständige Übersetzung von Hans Kühner. Erlenbach-Zürich 1947, S. 216f.). In diesem Zusammenhang hatte sie die Fürstin gebeten, nach den Dekorationen des Maeterlinck-Stücks »Der Tod des Tintagiles« fahnden zu lassen, das der »Akademische Verein für Kunst und Literatur« (vgl. unten Anm. 323) zwei Jahre früher am Nachmittag des 8. März 1902 in Wien am Theater in der Josefstadt unter der Regie Albert Heines vorgestellt hatte (vgl. die vernichtende Kritik von Hermann Bahr im »Neuen Wiener Tagblatt« vom 9. März 1902, S. 2–4 [aufgenommen in: Ders., Rezensionen. Wiener Theater 1901 bis 1903. Berlin 1903, S. 120–131], die anonyme, laut Karl Kraus von Ludwig Hevesi stammende, durchaus positive Besprechung in der »Neuen Freien Presse« vom gleichen Tage, S. 9, sowie die zugehörige Glosse von Karl Kraus in: Die Fackel 3, Nr. 97. Anfang März 1902, S. 20f.).

³¹³ Albert Heine (1867–1949), den in Braunschweig geborenen Schauspieler und Regisseur, der von Berlin ans Burgtheater gewechselt war, hatte der »Akademische Verein für Kunst und Literatur« als künstlerischen Berater, Schauspieler und Regisseur und damit als wichtigsten Förderer und Mitarbeiter gewinnen können. Von 1918 bis 1921 wird er die Direktion des Burgtheaters übernehmen; vgl. Österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. 2. Wien 1959, S. 247; Ernst Haeussermann, Das Wiener Burgtheater. Wien/München/Zürich 1975, S. 91–93.

³¹⁴ Ein Jahr nach der sie seelisch erschütternden Veröffentlichung des Romans »Il Fuoco« hatte Eleonora Duse in d'Annunzios neuer Tragödie »La figlia di Jorio« die Hauptrolle der Mia di Codra übernommen. Kurz vor der Mailänder Uraufführung war sie jedoch erkrankt und hatte den Dichter um eine Verschiebung des Premierentermins gebeten. Der aber hatte abgelehnt und, ohne zu zögern, die Schauspielerin Irma Gramatica (1867/1870–1962) mit der Rolle betraut und in Genua, wo die Duse fiebernd das Hotelbett hütet, die von ihr bezahlten Kostüme abholen lassen. Die Premiere am 2. März 1904 wird zum unvergleichlichen Erfolg; und erst jetzt, als die Duse »inne wird«, dass sie für d'Annunzios »Triumph nicht mehr unentbehrlich ist«, vollzieht sie »die endgültige Trennung« und erklärt in einem Abschiedsbrief, sie werde nie mehr in einem seiner Stücke auftreten (Signorelli, Eleonora Duse [wie Anm. 312], S. 209f. u. 211).

³¹⁵ Über d'Annunzios neue Liebesaffäre mit Alessandra Marchesa di Rudini (1876–1932), Tochter des italienischen Staatsmanns und einflussreichen Ministers Antonio Marchese di Rudini (1839–1908), Witwe des 1900 an Tuberkulose verstorbenen Musikers Marchese Marcello Parlotti di Verona, hatte die Presse berichtet. Wegen ihrer Schönheit von d'Annunzio

Sie müssen schöne Tage in Paris gehabt haben³¹⁶ u. Herrliches gesehen haben. Um die Ausstellung der Primitifs beneide ich Sie.³¹⁷

Und jetzt Spanien, Sie werden wohl auch andere Städte als bloß Madrid sehen, da sie bis zum 24. bleiben. Mir ist selbstverständlich jeder Termin nach dem 24 bis 1. Juni recht³¹⁸ und danke Ihnen recht sehr.

Ihr Bild hat unlängst das ehrliche Gefallen eines unserer besten u. sichersten Zeichner[s] des Otto Böhler³¹⁹ erregt. Gratuliere! Es gefällt mir auch immer besser u. sehe mich fast gar nicht mehr in den Spiegel, seit dem es in meinem Zimmer hängt.³²⁰

Sah vorgestern Pz. Pascha in Ihrem Atelier. Dort sieht es jetzt sehr verlassen und traurig aus u. alle schönen Geister-Köpfe u. Hände spukken³²¹ dort herum like ghosts.

Der Brief muss noch heute auf die Post, also noch einmal viel Vergnügen für Spanien, und auf Wiedersehen in Duino. Mit besten Grüßen an Sie u. den Fürsten

Ihr

aufrichtiger

Rudolf Kassner

Nike genannt, zieht sie mit ihren beiden Kindern in »La Cappuccina« ein, wo sie den luxuriösen Lebensstils ihres Partners bald übertrifft; vgl. Gazzetti, Gabriele d'Annunzio (wie Anm. 185), S. 63; Gabriele d'Annunzio, Lettere d'amore. A cura di Annamaria Andreoli. Milano 2001, S. LXXIIIff.

³¹⁶ Auch Hofmannsthals Brief vom 6. April an die Fürstin hatte auf deren Reise nach Paris mit den Worten angespielt: »Und nun gehen Sie nach Paris, sind vielleicht schon dort. [...] Geniessen Sie nur sehr Paris.«

³¹⁷ Die richtungweisende »Exposition des Primitifs Français« findet »au Palais du Louvre et à la Bibliothèque Nationale« statt; vgl. den Catalogue rédigé par Henri Bouchot u. a. Paris 1904.

³¹⁸ Mit Bezug auf Kassners künftigen Besuch in Duino.

³¹⁹ Der in Frankfurt a. M. geborene und seit 1870 in Wien lebende Graphiker und Silhouettenkünstler Otto Böhler (1847–1913), bekannt durch seine Schattenbilder deutscher Komponisten, Dirigenten und Pianisten (vgl. Dr. Otto Böhler's Schattenbilder. Wien 1914). Das Treffen hatte am 19. April 1904 stattgefunden, wie aus Kassners Hinweis an Houston Stewart Chamberlain vom selben Tage hervorgeht: »Heute war Böhler hier, ein guter Kerl!«

³²⁰ Der jetzige Standort des Bildes war nicht zu ermitteln. Es muss als verloren gelten.

³²¹ Diese Schreibung – statt des gebräuchlichen »spuken« – ist, laut Grimms »Deutschem Wörterbuch« (Bd. 10. Abt. II. Teil 1. Leipzig 1919, Sp. 214), »bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht unhäufig«.

26. Von Wien nach Spanien

<Wien, 11. Mai 1904>³²²

<Mittwoch>

Hochverehrte Fürstin!

Habe eben an die Duse geschrieben. Der Regisseur der damaligen Vorstellung war verreist, der Verein hat sich, wie Sie wohl wissen, seit 2 Monaten aufgelöst,³²³ also es dauerte bis ich einiges darüber erfuhr. Man hat niemals mit maquettes³²⁴ gearbeitet, die Decorationen, die Eigenthum des Vereins waren, sind zum Theil verkauft; ein großer Theil war ja von anderen Theatern geborgt. Ich konnte Duse also nicht viel schreiben u. schilderte ihr nur um ihr einen Begriff vom Stil der Decoration zu geben den 3 Act, d.h. wie dort alles mit Recht auf Lichteffecten beruhte u. dass das ja schließlich auch der Reiz war, den Sie empfanden.

³²² LHW. Ein Blatt, zwei beschriebene Seiten. – Die Datierung folgt Kassners Hinweis auf die gestrige Vorstellung von Vincenzo Bellinis »Norma« an der Hofoper, die dort als Neuinszenierung am 1., 10. und 17. Mai gegeben wird (vgl. Hadamowsky, Die Wiener Hoftheater. Teil 2 [wie Anm. 188, S. 326]). Die Erstaufführung am 1. Mai kann Kassner nicht meinen, da er erst an diesem Tag (Brief 25) zusagt, sich um die Belange der Duse zu kümmern, was, wie er jetzt einräumt, »dauerte bis ich einiges darüber erfuhr«. Von den beiden folgenden Aufführungen kommtt allein die vom 10. Mai in Betracht, denn am 17. Mai übernimmt die Rolle des römischen Prokonsuls Sever(us) nicht der genannte Hermann Winkelmann (1849–1912), von 1883 bis 1906 vor allem aufgrund seiner Wagner-Interpretationen gefeierter Heldentenor der Wiener Hofoper (vgl. Beetz, Das Wiener Opernhaus [wie Anm. 152], S. 99), sondern, laut Theateranzeige der »Neuen Freien Presse« vom 17. Mai 1904 (S. 17), Erik Schmedes (vgl. oben Anm. 152). An allen drei Abenden singt die große Lilli Lehmann (1848–1929) als Gast die Titelpartie.

³²³ Der »Akademische Verein für Literatur und Kunst« war »nach Berliner und Münchner Mustern Ende 1901 gegründet worden, als »Vereinigung«, »die dem Cult der Literatur und Kunst emsig ihr Augenmerk zukehren will«. Und so hatte der Verein, nach dem Urteil der »Neuen Freien Presse« vom 15. November 1901, S. 8, am 14. November 1901 in »einer Matinée« am »Josephstädter Theater« mit drei kleinen Stücken von Goethe, Heinrich von Kleist und Zacharias Werner seine »Thätigkeit verheißend inauguriert«. Nach freundlicher Auskunft Dr. Rudolf Mülleiners vom Vereinsbüro bei der Bundespolizeidirektion in Wien liegen über den Verein »keinerlei Unterlagen oder andere Informationen auf«, mithin auch keine Daten zur »Auflösung«. Helmut Flashar (Aufführungen von griechischen Dramen in der Übersetzung von Wilamowitz. In: Ders., Eidola. Amsterdam 1989, S. 674) merkt an, der Verein habe »von November 1901 bis April 1903 13 Stücke von acht Autoren (neben Euripi-des u.a. Goethe, Ibsen [...], Hauptmann, Maeterlinck) aufgeführt«.

³²⁴ Französisch: (Verkleimerte) Modelle.

Ich glaube übrigens nicht, dass Duse es spielen wird. Das ist doch nichts für sie. Sie sprengt Maeterlinck.³²⁵

Dank für Karten! Ich glaube Ihnen, dass Sie u. der Fürst Spanien genießen. Vous avez l'art! Gestern abends dachte ich an Sie: Winkelmann in der Norma, das war allerdings zu spirituell. Wien fängt an langweilig zu werden u. ich sehne mich heraus.

Mit besten Grüßen Ihr
aufrichtig ergebener
Rud. Kassner

Am 26. Mai bricht Kassner zu dem in Brief 25 angekündigten Besuch nach Duino auf. Anschließend begibt er sich bis zum Beginn der zweiten Junidekade nach Venedig.

³²⁵ Ob die Duse je ernsthaft erwogen hat, den »Tod des Tintagiles« aufzuführen, bleibt offen. Jedenfalls wird sie während ihres Gastspiels vom 6. bis 13. Oktober 1904 im Theater an der Wien nicht dieses Stück auf die Bühnen bringen, sondern am 9. und 13. Oktober Maeterlincks »Monna Vanna«, begleitet von den teilweise schon im Vorjahr gezeigten Stücken »Die Kameliendame« von Alexandre Dumas, »L'autre danger« von Maurice Donnay, Ibsens »Hedda Gabler« und Sudermanns »Magda« (»Casa paterna« / »Heimat«) (vgl. die täglichen Programmanzeigen in der »Neuen Freien Presse«). Bei der Erstaufführung in Mailand hatte sie mit »Monna Vanna« nur einen mäßigen Erfolg erzielt; jetzt aber, in Wien, wird ihre Leistung angemessen gewürdigt, etwa durch den anonymen Kritiker in »Die Zeit« vom 10. Oktober 1904, S. 3, der hervorhebt, »daß nichts, was vorher unter diesem Titel bei uns agiert wurde« (vgl. oben S. 142 mit Anm. 217), »nur annähernd an diese Gestalt heranreicht, die wir gestern von der Duse gesehen. [...] Man muß das gesehen haben, wenn man das Schönste kennen will, was die Bühne der Gegenwart zu bieten hat.« Hermann Bahr erklärt: »Diese Rolle ist eigentlich nur ein Mantel. Alles andere hat der Dichter der Schauspielerin überlassen« (Glossen. Zum Wiener Theater 1903–1906. Berlin 1907, S. 343). Im nämlichen Sinn merkt Kassner, der die Schauspielerin »in allen ihren Rollen« gesehen hatte, zu einer »Scene« im französischen Boulevardstück »L'altro pericolo« an: »Je schlechter das Stück, um so besser spielte die Duse«, und er fügt hinzu, sie »versagte nur einmal als Kleopatra in Shakespeares Tragödie« (KSW VII, S. 108, 111–114), weil »hier der Weltraum schon da war und nicht aus ihr erst genommen, gesponnen werden mußte« (KSW X, S. 289). Vgl. auch seine späte »Erinnerung an Eleonora Duse« vom Dezember 1958: KSW X, S. 597–604.

27. Von Venedig nach Duino

<Venedig, 7.(?) Juni 1904>³²⁶
<Dienstag ?>

Ich war heute für Sie in Padua u. habe Ihnen auch eine Photographie des Leonardo mitgebracht, den ich sah.³²⁷

Rudolf Kassner.

Von Venedig reist Kassner über Belluno³²⁸ um den 24. Juni nach Tai di Cadore im Tal der Ampezzaner Dolomiten, um hier im »Hotel Venezia«³²⁹ den Sommer zu verbringen. Am 11. Juli dankt er Rudolf von Poellnitz, dem Leiter des Insel-Verlags, für die ersten Belegexemplare seiner Übersetzung von André Gides »Philoktet«,³³⁰ ehe er am 26. August nach München und am 5. September weiter

³²⁶ KEB. Maschinenabschrift Cartolina Postale Italiana. Ansicht: Padova – Chiesa Eremitani – Cappella Mantegna Martirio de S. Cristoforo (Mantegna). Adresse: A Sua Altezza la principessa / Maria v. Thurn u. Taxis / Duino / bei Nabresina / Istrien / Austria. Ankunftsstempel (laut Zinns handschriftlichem Zusatz): »Duino / 8.6. (?) 04«. Offenbar fehlt auf der Originalkarte der Poststempel mit Aufgabeort und -datum oder er war nicht zu entziffern. Daher folgt das erschlossene Schreibdatum, unter Vorbehalt, dem vorgenannten unsicher gelesenen Ankunftsstempel in Duino.

³²⁷ Nichts Näheres ermittelt. Es handelt sich vermutlich um das Leonorda-Porträt des italienischen Malers Lattanzio Querena (1760–1853), das Kassner in Padua im Palast der Contessa Adele Sartori Piovane (1834–1917), Prato della Valle, gesehen haben mag. Sie hatte das Gemälde von ihrem Vater Domenico Maritani Sartori geerbt und wird es 1917 dem Museo Civico in Padua vermachen (freundliche Auskunft von Elisabetta Gastaldi, Cultural Office of the Art Museum of Padua).

³²⁸ Von dort beauftragt er am 23. Juni den Insel-Verlag, ein Rezensionsexemplar von »Der Tod und die Maske« an Adolf Danegger zu schicken, den – zusammen mit Alexander von Bernus – Herausgeber der Zeitschrift »Freistadt«.

³²⁹ So an Hugo von Hofmannsthal, 26. Juni 1904: BW Kassner, S. 52.

³³⁰ Philoktet oder der Traktat von den drei Arten der Tugenden. Von André Gide in deutscher Umdichtung von Rudolf Kassner. Leipzig 1904. Die vom Verlag zu verantwortende Bezeichnung »Umdichtung« ruft den gehärmlichten Protest des Übersetzers hervor (vgl. BW Kassner, S. 52f.). Ob die Fürstin ein Exemplar der auf 500 Stück beschränkten Auflage erhält, wissen wir nicht. Die Übersetzung war bereits Mitte Februar 1901 unter dem Titel »Philoktet oder der Tractat von den drei Lebensanschauungen« in der »Wiener Rundschau« veröffentlicht worden (5, 1901, Nr. 3: 1. Februar 1901, S. 50–60), begleitet von Kassners einführendem Essay »André Gide« (ebd., S. 60–63; KSW II, S. 388–393), in dem er Person und Werk des Franzosen dem deutschsprachigen Publikum zum ersten Mal vorgestellt hatte. 1903 hatte Kassner Hugo von Hofmannsthals Anregung zu einer Buchausgabe dieser Übertragung aufgegriffen (vgl. BW Kassner, S. 52f.) und den Zeitschriftendruck in Absprache mit Gide gründlich überarbeitet (vgl. insgesamt Kassner – Gide, S. 94 f. u. 114 f.). Zu den beiden Fassungen von 1901 und 1904 vgl. Klaus E. Bohnenkamp, Rudolf Kassner und André Gide. In: Germanisch-Romanische Monatschrift. NF 29, 1979, H. 1, S. 94–102; Eckard Lefèvre, Rudolf Kassners Übertragung des »Philocletē« von André Gide. In: Rudolf Kassner. Physiognomik als Wissensform. Hg. von Gerhard Neumann und Ulrich Ott. Freiburg i.Br. 1999, S. 227–238.

nach Berlin fährt, wo er, mit Empfehlungsschreiben Hofmannsthals ausgestattet, in den Tagen bis zum 21. September Gertrud Eysoldt, Gerhart Hauptmann, Maximilian Harden, Oscar Bie und Samuel Fischer kennenlernt, der sich ihm als künftiger Verleger anträgt. Ab 30. September ist er zurück in Wien.³³¹

28. In Wien

<Wien,> Sonntag.³³²

<11. Dezember 1904>³³³

Gnädigste Fürstin.

Also Montag! Gut. J. Fortunatus³³⁴ kann ich heute nicht lesen, da die beiden Copien zum Theile beim Drucker zum Theile verliehen sind.³³⁵

Ich weiß noch nicht, ob es mir möglich sein wird heute zu kommen.³³⁶ Bitte keine Rücksicht auf mich zu nehmen. Vielleicht komme ich gegen 8 1/2; nun wenn Sie nicht da sind, so habe ich eben nur einen Spazierweg gemacht.

Rheingold war gestern mäßig. Demuth³³⁷ war stellenweise widerlich. Sie werden natürlich von Winkelmann³³⁸ wieder entzückt sein.

Mit vielen Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

³³¹ Vgl. BW Kassner, S. 54–58.

³³² KEB. Typoskriptabschrift mit Notizen Ernst Zinns.

³³³ Laut Zinns Notiz »MT Bleistift« hat Marie Taxis auf dem Originalblatt die Jahreszahl »1904« zugefügt. Die Datierung ergibt sich aus dem Hinweis auf Richard Wagners »Rheingold«, das an der Wiener Hofoper im Jahre 1904 an einem Samstag nur am 10. Dezember gegeben wird (vgl. Hadamowsky, Die Wiener Hoftheater. Teil 2 [wie Anm. 188], S. 373); Neue Freie Presse, 10. Dezember 1904, S. 18). Schon am 6. Dezember 1904 hatte Kassner Houston Stewart Chamberlain erinnert: »Nächste Woche ist der Cyclus«, und am 12. Dezember bei Hofmannsthal angefragt: »Sieht man Sie beim ›Ring?« (BW Kassner, S. 63). Am 13. Dezember steht die »Walküre«, am 16. »Siegfried« und am 19. »Die Götterdämmerung« auf dem Spielplan.

³³⁴ Gemeint ist das »Vorspiel« zur im März 1905 erscheinenden »Moral der Musik«: »Joa-chim Fortunatus' Gewohnheiten und Redensarten«: KSW I, S. 495–539.

³³⁵ Eine Ausfertigung liegt bei der Druckerei Poeschel & Trepte in Leipzig (o. J.), die andere vermutlich bei Chamberlain, dem Kassner am 9. Januar 1905 ankündigt, er hole »morgen« »die Ms ab«.

³³⁶ Für eben diesen »Sonntag« hatte sich Kassner zwei Tage zuvor bei Chamberlain ange-sagt und dessen erbetene »Antwort« offensichtlich noch nicht erhalten.

³³⁷ Der Bariton Leopold Demuth (eigtl. Pokorny, 1861–1910), von 1898 bis 1910 Mitglied der Wiener Hofoper (vgl. Beetz, Das Wiener Opernhaus [wie Anm. 152], S. 96), sang den Wotan (so die Theateranzeige in der »Neuen Freien Presse« vom 10. Dezember 1904, S. 18).

³³⁸ Hermann Winkelmann gab den Gott Froh.

Thee am Montag about 4 1/2? Handkuß von Keyserling. Er ist ganz aufrichtig gerührt von dem Brief, den Sie ihm schrieben.³³⁹

Während des genannten »Theess« am Montag, dem 12. Dezember, – auch der Fürst ist anwesend – spricht Kassner über das von ihm hochgeschätzte Werk »Tolstoi und Dostojewski als Menschen und Künstler« des russischen Literaturwissenschaftlers Dimitri Sergejewitsch Mereschkowski (1865–1941) – er wird ihn im Mai 1911 in St. Petersburg kennenlernen³⁴⁰ – und bittet noch am selben Abend Hugo von Hofmannsthal,³⁴¹ das Buch »dem Fürsten Taxis« zu schicken.³⁴² »Im übrigen«, so fügt er hinzu, »würde sich die Fürstin sehr freuen, wenn Sie beide sich einmal zum Thee ansagten. [...] Vielleicht können wir uns dort einmal ein rendez-vous geben. Mittwoch oder Donnerstag könnte ich nicht.«³⁴³ Diesen Gedanken greift Hofmannsthal unverzüglich in undatierten Zeilen auf und fragt, sich auf Kassner berufend, der ihm geschrieben habe, »dass Sie in Wien sind«: »Dürfen meine Frau und ich Sie Donnerstag gegen 5^h besuchen? Es ist der einzige Tag wo wir in Wien sind.« Ob es dabei zum von Kassner angeregten »rendez-vous« kommt, bleibt offen.³⁴⁴

Weitere Begegnungen zwischen Kassner und der Fürstin lassen sich aus ihrem Briefwechsel mit Hofmannsthal vermuten. So bittet Hofmannsthal, nachdem er am Neujahrstag 1905 »mit der heutigen Post die Druckbogen von Kassners neuem Buch« »Die Moral der Musik« bekommen und sich »unglaublich auf den Abend, es ruhig zu lesen«, gefreut hatte, am 12. Januar 1905 aus Berlin um Nachsicht: »Kassner muss nicht bös sein, ich konnte nur die wunderschöne Ein-

³³⁹ Vermutlich hatte sich Keyserling in einem »sehr bezeichnenden Brief« an Kassner (so Kassner an Chamberlain, 9. Dezember 1904) in diesem Sinne geäußert.

³⁴⁰ An Lili Schalk heißt es dazu am 27. Mai 1911: »Gefiel mir, sehr viel Gehirn, das partout Gefühl sein will. Doch ist er jemand.« – Kassner hatte Lili Geyger, geb. von Hopfen (1873–1967), am 26. Februar 1902 bei Hofmannsthal in Rodaun kennengelernt (vgl. BW Kassner, S. 19); seither gehört sie zu seinem engsten Freundeskreis, in den – nach ihrer Scheidung – ab Dezember 1904 auch ihr zweiter Ehemann, der Dirigent Franz Schalk (1863–1931), miteinbezogen wird. Er wirkt seit 1901 als Erster Kapellmeister an der Wiener Hofoper und wird das Haus von 1918 bis 1929, zeitweise zusammen mit Richard Strauss, als Direktor leiten.

³⁴¹ Die in BW Kassner, S. 62, alternativ erwogene Datierung des Briefes auf den 5. Dezember lässt sich im Lichte der neuen Zeugnisse nicht halten.

³⁴² Dimitri Mereschkowski, Tolstoi und Dostojewski als Menschen und Künstler. Eine kritische Würdigung ihres Lebens und Schaffens. Deutsch von Carl von Gütschow. Leipzig 1903. Hofmannsthals Exemplar, mit zahlreichen Anstreichungen und Marginalien versehen, ist in dessen Bibliothek erhalten geblieben (SW XL Bibliothek, S. 466f.: Nr. 1860). Dieses »einfach unglaubliche« Buch hatte er bereits im Februar 1904 studiert und es Hermann Bahr als »wundervolle gerühmt (BW Bahr, S. 242). Auch Kassner wird den Band über die Jahre hin immer wieder als Quelle zu Leben und Werk der beiden russischen Dichter heranziehen (vgl. KSW IV, S. 501, 736; VI, S. 286, 333 u.ö.).

³⁴³ BW Kassner, S. 62f.

³⁴⁴ Hofmannsthal dürfte schwerlich gerade jenen von Kassner ausgeschlossenen »Donnerstag«, den 15. Dezember, vorgeschlagen haben; eher wäre an den 22. Dezember zu denken, wenngleich angesichts fehlender Belege Gewissheit nicht zu erzielen ist.

leitung geniessen, hier habe ich keine Ruhe, bin zu zerstreut und zu müde.«³⁴⁵ Ihrem Vorschlag gemäß sind Kassner und Hofmannsthal am 15. Februar in der Victorgasse zu Gast, wozu Hofmannsthal am 26. Februar eingestehen muss, er habe sich wegen einer nahenden »Influenza« »an Ihrer und Kassner's Anwesenheit nur halb freuen« können.

Anfang März 1905 erscheint »Die Moral der Musik«.³⁴⁶ Sehr wahrscheinlich hat Kassner der Fürstin ein Exemplar in die Hand gelegt, bevor sie Anfang April nach Italien aufbricht³⁴⁷ und er am 28. April seine große Spanienreise antritt, die ihn über Genua und Marseille zunächst nach Barcelona und Valencia, dann nach Granada – mit einem Abstecher nach Tanger –, Cordoba, Sevilla und Madrid führt.³⁴⁸

29. Von Valencia nach Duino

<Valencia,> 9/5 05.³⁴⁹
<Dienstag>

Denken Sie sich alle schönen leuchtenden Farben, das alles zusammen – wehend – ist Valencia. Aus drei Farben machen die Menschen ohne

³⁴⁵ BW Kassner, S. 65.

³⁴⁶ Rudolf Kassner, Die Moral der Musik. Sechs Briefe des Joachim Fortunatus an irgend einen Musiker, nebst einem Vorspiel: Joachim Fortunatus' Gewohnheiten und Redensarten. München: F. Bruckmann A.-G. 1905. Das Buch ist im Druck »Houston Stewart Chamberlain in dankbarer Freundschaft gewidmet. Wien im Herbste 1904« (KSW I, S. 491–755). Der Band mit der handschriftlichen Zueignung »Hugo von Hofmannsthal in Bewunderung u. Freundschaft« ist auf »Wien im März 1905« datiert. Hofmannsthals Dankesbrief ist nicht erhalten, muss aber vor dem 21. März eingetroffen sein; denn unter diesem Datum berichtet Kassner seinem Verleger Hugo Bruckmann, das Buch habe »hier [...] in Freundeskreisen Hofmannsthal etc. den größten Erfolg« (BW Kassner, S. 66f.). Ehe Hofmannsthal am 10. März nach Ragusa, dem heutigen Dubrovnik, aufgebrochen war, hatte er am Vortag an einem »klein<en> Diner bei der Fürstin Taxis« teilgenommen; weitere Gäste sind Rudolf Graf Czernin (1881–1928) mit seiner Frau Vera, geb. Prinzessin Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1882–1940), Pauline Fürstin Metternich (1836–1921) sowie Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzaу (BW Thun-Salm, S. 138); dort, S. 322, irrigerweise »vermutlich« als »Kuno Graf zu Rantzaу [1843–1917], Schwiegersohn Bismarck« identifiziert), der enge Freund Kassners (vgl. oben Anm. 191), so dass von daher auch Kassners freilich anderweitig nicht dokumentierte Anwesenheit naheläge.

³⁴⁷ Vgl. die entsprechende Frage in Brief 29 mit Anm. 351.

³⁴⁸ So Kassners Reiseplan im Brief an Elsa Bruckmann vom 24. April 1905, zit. in: BW Kassner, S. 70.

³⁴⁹ KEB. Typoskriptabschrift. Tarjeta Postal. Ansichtskarte: Valencia – Catedral: Puerta de los Apóstoles. Adresse: J. D. / der Fstn Maria v. Thurn u. Taxis / Schloss Duino / bei Nabresina Istrien / Austria. Der Poststempel ist nicht angegeben.

es zu ahnen Wunder. Morgen Cordova, 24 Stunden gemischter Zug!
Schrecklich!³⁵⁰ Sind Sie von Italien wieder zurück?³⁵¹

Herzlichst

Rud. Kassner

In der Folge gehen Marie Taxis weitere – verlorene – Reise-Grüße zu; jedenfalls fragt sie am 20. Mai 1905 aus Duino bei Hofmannsthal an: »Was hören Sie von Kassner? Ich bekomme hier u da ganz unleserliche Karten u weiss nicht wohin ihm schreiben.« Um den 12. Juni begibt er sich von Madrid ins französische Seebad Biarritz am Golf von Biscaya und fasst dort am 26. Juni im Brief an Chamberlain die Eindrücke seiner Spanienreise aus frischer Erinnerung zusammen: »Ich bin nun seit bald 14 Tagen von Spanien zurück. Habe viel gesehen, einige ganz starke Eindrücke gehabt, Recht eigentlich geweckt zu irgend etwas, was ich noch nicht weiß, war ich durch Tanger,³⁵² das war, wie wenn einer von einem Maulesel auf ein Pferd steigt. In Spanien hat mich vieles gedrückt, es ist manches so zerrissen, vieles gefälscht, etliches überaus gewöhnlich oder unvermittelt, gerade hier, wo es zum Genusse so nothwendig wäre, konnte ich für das Katholische so gar keine Sympathie aufbringen – und auf das alles Tanger, ganz Farbe, Bewegung, Meer, Figur ausgesprochen, uralt u. doch ganz neu, ich war drei Tage wie bezaubert, lebte drei Tage wie in einem Traum. Darüber wie über vieles andere mündlich.« Ende des Monats fährt er nach Vic sur Cère in der Auvergne, ehe er Anfang August in der Schweiz mit Hermann von Keyserling in Wengen im Berner Oberland und dann in Rigi-Scheideck mit der befreundeten Familie Schoen³⁵³ zusammentrifft. Den Sommer über hatte er, ungeachtet gesundheitlicher Probleme, die Platon-Übersetzung vorangetrieben und am 5. Juli aus Vic Chamberlain wissen lassen: »Den Plato zwinge ich auch noch bei nicht ganz perfectem körperlichen Zustande. Wie wir doch, die wir mit der

³⁵⁰ Schon im in Anm. 348 zitierten Brief vom 24. April an Elsa Bruckmann hatte Kassner mit Blick auf diese Bahnfahrt geklagt: »Personenzug mit 20 km Geschd. u. absolut unfaßbaren Verspätungen« (BW Kassner, S. 70).

³⁵¹ Wann die Fürstin zurückkehrt, wissen wir nicht. Am 20. Mai wird sie aus Duino Hofmannsthal berichten: »Meine italienische Reise war sehr angenehm – besonders Siena wo ich mit Berenson u. Ihrem Schwager <Hans Schlesinger> war.« Zu Berensons Aufenthalt in Siena vgl. die rückblickende Bemerkung seiner Frau Mary vom 20. April 1905: »[...] we went motoring for a week in wonderful, out-of-the-way little towns between Viterbo and Siena« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 29], S. 363).

³⁵² Kassner hatte Ende Mai 1905 von Südspanien aus in Tanger zum ersten Mal afrikanischen Boden betreten und dabei prägende Eindrücke – nicht zuletzt vom Wesen des »wahren Barbaren« – gewonnen, die er 1938 zu Beginn des Kapitels »Der magische Leib« im »Buch der Erinnerung« fruchtbar verarbeiten wird (KSW VII, S. 160–163).

³⁵³ Mit dem Wormser Fabrikanten Friedrich Wilhelm Schoen (1849–1941) und dessen Familie ist Kassner, dank der Vermittlung Houston Stewart Chamberlains, seit 1902 bekannt. Schoen gehört als einer der eifrigsten Förderer dem Verwaltungsrat der Bayreuther Festspiele an, ist Ehrenbürger der Städte Worms und Bayreuth und wird 1909 in den bayerischen Adelsstand erhoben.

Einbildungskraft arbeiten (auch Sie) vom Körper abhängen! Ich brauche stets eine doppelte Portion Gesundheit, wenn ich producire.« Als er schließlich am 3. September 1905 nach Wien heimkehrt,³⁵⁴ besorgt er die letzten Korrekturgänge und wendet sich in dieser Sache an die Fürstin:

30. Von Wien nach Duino oder Lautschin (?)

<Wien, Anfang September 1905>³⁵⁵

Dann noch etwas.³⁵⁶ Ich bin eben mit Beschliefen eines neuen Platonbandes beschäftigt u. möchte [sie] Sie bitten, Ihren mir so werthen hohen Namen als Widmung vor diese drei kleinen Dialoge schreiben zu dürfen.³⁵⁷ Ich möchte damit, dass ich gewisse Bände widme, nur zeigen, wie werth mir in jeder Hinsicht diese Platonübersetzung ist, dass es sich hier in gar keinem Sinne um eine gewöhnliche, unpersönliche Sache – mir wenigstens – handelt. Ich danke Ihnen noch einmal recht herzlich für das, was Sie mir über mein Buch³⁵⁸ schrieben. Leuten, die es so ernst meinen wie ich oder nein, das ist gar nicht das Wort, ernst meinen kann etwas ein Jeder: Leuten, die absolut so gar nicht mit Gemeinplätzen arbeiten können – ich bringe wirklich keinen fertig, vielleicht wäre es sehr tugendsam – diesen Leuten sind ihre Freunde umso werther, je mehr sich das Publicum von ihnen entfernt oder je weniger sie verstehen, was das heißt: ein Publicum. Ich kann ebenso wenig damit arbeiten wie mit Gemeinplätzen. Jedenfalls scheint das Publicum wirklich der Gemeinplatz zu sein.

³⁵⁴ Vom Rigi teilt er Gerty von Hofmannsthal am 21. August mit, er werde »bis 1. oder 2. <September> hier« sein (BW Kassner, S. 76), und am Freitag, dem 1. September, unterrichtet er Chamberlain: »Sonntag Abends treffe ich in Wien ein.«

³⁵⁵ LHW. Ein Briefbogen, drei beschriebene Seiten, davon die erste und zweite Seite mit »1.« und »2« nummeriert. Zur Datierung: Am 8. September 1905 eröffnet Kassner im gleichen Sinn Elsa und Hugo Bruckmann: »Ich mache einen Band Platon fertig.«

³⁵⁶ Wie der abrupte Beginn nahelegt, fehlt offenbar ein vorangehender Briefteil mit Anrede und möglichem Datum auf eigenem Bogen, der die ›Entschuldigung‹ – wohl für sein langes Schweigen – enthalten haben dürfte, welche der Briefschluss »noch einmal« anspricht.

³⁵⁷ Gemeint ist der Band mit den drei kleinen Dialogen: Platons Ion / Lysis / Charmides; s.u. S. 177 mit Anm. 363.

³⁵⁸ »Die Moral der Musik«, wie oben Anm. 346.

Noch einmal, große Fürstin, entschuldigen Sie mich u. schreiben Sie mir bitte bald einige Zeilen. Bitte alles Herzliche Ihrem Bruder u. dem Fürsten zu sagen.

Ihr

aufrichtiger

Rud. Kassner

31. Von Wien nach Paris (?)

Wien 10./ X 05³⁵⁹

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin

Besten Dank für freundliche Zeilen. Es that mir leid, dass Ihre Reise gleich zu Anfang einige kleine Hindernisse fand. Für solche Sachen braucht man Humor. Ich sprach unlängst Gf. Wodzizky,³⁶⁰ der mir erzählte, dass Mrs. Johnstone³⁶¹ wegen angegriffener Gesundheit den Winter im Süden wird verbringen müssen. Es dürfte mit ihrer Lunge nicht ganz gut sein. Die Arme. Sie thut mir leid.

Für Ihre Reise wünsche ich Ihnen noch das Allerbeste. Vergessen Sie diesmal in Paris Chantilly nicht! Und die nackte Monna Lisa dort! Natürlich sagen die Leute, sie ist nicht von Leonardo.³⁶² Doch ist mir das

³⁵⁹ LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

³⁶⁰ Um welches Mitglied des alten galizischen Grafengeschlechts (vgl. Genealogisches Handbuch des Adels. Gräfliche Häuser. Bd. 11. Limburg a.d. Lahn 1982, S. 478–485) es sich handelt, war nicht zu klären; möglicherweise Georg Graf Wodzicki (1865–1952), Dr. jur., k.u.k. Kammerherr und Hofrat, Wojewode von Lemberg und ab dem 26. September 1915 auf Befehl des Militär-General-Gouvernements in Polen zum Zivillandeskommisär beim k. k. Stathalterbeirat der von Österreich-Ungarn verwalteten polnischen Gebiete ernannt (vgl. Weiß-Rot Weiß-Rot. Historische Momente polnisch-österreichischer Beziehungen vom 14.–20. Jahrhundert. Ausstellung im Österreichischen Staatsarchiv/Haus-, Hof- und Staatsarchiv 25. Oktober 2005–27. Jänner 2006, Nr. 68). Laut Marie Taxis' Kalendereintrag wird Kassner mit »Wodzizky« am 18. März 1915 beim »déj.« erneut zusammentreffen.

³⁶¹ Lady Antoinette (Nettie) Johnstone, geb. Pinchot; seit 1892 verheiratet mit dem britischen Diplomaten Sir Alan Johnstone (1858–1932), der nach dienstlichen Anfängen in Kopenhagen ab 1901 als Sekretär der britischen Botschaft in Wien arbeitet, dann von 1905 bis 1910 als Gesandter in Kopenhagen und anschließend bis 1917 im Haag tätig ist. Wie ihre im Taxis-Nachlass erhaltenen Briefe (AST) zeigen, steht Lady Johnstone schon seit geraumer Zeit mit der Fürstin in freundschaftlicher Verbindung.

³⁶² In der Gemäldegalerie des Schlosses von Chantilly, dem Musée Condé, befindet sich der Karton einer weiblichen Sitzfigur mit nacktem Oberkörper, die sogenannte »nackte Monna Lisa« oder »Monna Vanna«. Ihre Zuschreibung an Leonardo ist seit je umstritten.

ganz gleichgültig. Jedenfalls ist es eines der zauberhaftesten Dinge, die ich kenne.

Hier ist nichts Neues. Das Wetter ist grauenhaft; die Leute fangen wieder an in die Theater zu gehen, u. Literatur kann also wieder gemacht werden. Nun meinetwegen. Ich bin neugierig, wie sich Prz. Pascha in Spanien umgethan haben mag. Ich möchte eigentlich gleich wieder hin, augenblicklich ist es mir so

Nun adieu!

Nocheinmal viel Vergnügen

Ihr

aufrichtiger ergebener

Rud. Kassner.

Im Spätherbst 1905 weilt Kassner zur Kur in Karlsbad und unterrichtet Lili Schalk am 16. November: »Es geht angemessen. Was einen rettet, sind die schönen Spaziermöglichkeiten in einer Gegend wie ich sie liebe. [...] Um den 1. <Dezember> bin ich wieder in Wien.« Hier erhält er zu Anfang der zweiten Dezemberdekade die Belegbände seiner Übersetzung der Platon-Dialoge »Ion / Lysis / Charmides« mit der gedruckten Zueignung auf dem Vortitel: »Fürstin Maria von Thurn und Taxis gewidmet«.³⁶³ Das wahrscheinlich mit einer zusätzlichen handschriftlichen Widmung versehene – verschollene – Exemplar wird er ihr bei einer der nächsten Zusammenkünfte in die Hand legen.³⁶⁴

Nach Ansicht neuerer Forschung ist sie »erst nach Leonardos Tod entstanden«, »als Variante auf die Monna Lisa«, da es, ganz im Gegensatz zu Kassners enthusiastischem Urteil, »kaum vorstellbar <erscheine>, dass die anatomisch verunglückte Darstellung von Nase, Ober- und Unterarm der Monna Vanna auf einen Entwurf Leonards zurückgehen könnte und dass er selbst die subtile Körperwendung der Monna Lisa in eine derart unglückliche Pose verwandelt hätte« (Frank Zöllner, Leonardo da Vinci. Sämtliche Gemälde und Zeichnungen. Köln u. a. 2003, S. 241).

³⁶³ Platons Ion / Lysis / Charmides. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Verlegt bei Eugen Diederichs / Jena und Leipzig 1905.

³⁶⁴ Das Widmungsexemplar für Chamberlain ist auf »Wien 21. XII. 05.« datiert (Chamberlain-Bücherei, Bayreuth: Nr. 2215), die für Gottlieb Fritz und Gerty von Hofmannsthal bestimmten Bände auf »Wien December 1905« (Briefe an Tetzl, S. 261; BW Kassner, S. 77).

PLATONS
ION/LYSIS/CHARMIDES
INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN
VON RUDOLF KASSNER

Plato. Ion / Lysis / Charmides. Übertragen von Rudolf Kassner. Mit einer Vorrede und einem Anhang. Herausgegeben von Rudolf Kassner. Erste Auflage. Jena und Leipzig 1905.



VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICH'S
JENA UND LEIPZIG 1905

FÜRSTIN
MARIA VON THURN UND TAXIS
GEWIDMET

Abb. 6a und b: Platons »Ion / Lysis / Charmides« mit gedruckter Widmung auf dem Vortitel (Privatsammlung Stuttgart)

<Wien,> Montag.³⁶⁵
<25. Dezember 1905>

Gnädigste Fürstin!

Sie sind also dageblieben,³⁶⁶ es wird wohl gut gewesen sein. Ich konnte gestern leider nicht kommen u. bin auch heute u. morgen so occupiert, dass ich kaum dazu kommen kann, nach Ihnen zu sehen. Sagen Sie einmal, haben Sie schon die Ausstellung Ribarz gesehen (im Künstlerhaus³⁶⁷)? Sie soll nicht ganz werthlos sein. Morgen ist der letzte Tag, ich gehe um 11^{hö} hin, vielleicht kommen Sie auch hin und sehen sich die Sache an.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Rud. Kassner

Die am 21. November eröffnete »Gedächtnis-Ausstellung für † Prof. Rudolf Ribarz« schließt am 26. Dezember 1905. Sie gilt dem am 30. Mai 1848 geborenen Maler, der durch seine Begegnung mit der französischen Landschaftsmalerei, vor allem der Schule von Barbizon, in seinen Werken einen eigenständigen österreichischen »Stimmungsimpressionismus« entwickelt hatte. Er war am 12. November 1904 in der Wiener »Landes-Irrenanstalt am Brünnlfeld« verstorben.³⁶⁸ Ob Marie Taxis Kassners Vorschlag folgt, wissen wir nicht. Andererseits wird er schon bald von der bevorstehenden Hochzeit des Prinzen Pascha mit Marie Suzanne Marguerite Louise Princesse de Ligne (1885–1971), Tochter des belgischen Diplomaten Louis Eugène, 9^e Prince de Ligne (1854–1918), erfahren, die am 27. (civil) und 29. Januar 1906 (kirchlich) in Paris stattfindet. Die folgende Nachricht gehört wahrscheinlich in diesen Zusammenhang:

³⁶⁵ LHW. Ein Bogen, zwei beschriebene Seiten.

³⁶⁶ Marie Taxis hatte Wien offenbar aus gesundheitlichen Gründen nicht verlassen.

³⁶⁷ Vermutlich hebt Kassner diesen Ausstellungsort am Karlsplatz 5 hervor, da die Secession unter Missachtung des Ribarz'schen Testaments schon am 4. November 1905 im Kunstsalon Miethke eine Nachlassauktion veranstaltet hatte. Die im Künstlerhaus ausgestellten Werke stammten zum großen Teil aus Privatbesitz und waren unverkäuflich (Dr. Wladimir Aichelburg, brieflich, 13. November 2002); vgl. Wladimir Aichelburg, Das Wiener Künstlerhaus 1861–2001. Die Künstlergenossenschaft und ihre Rivalen Secession und Hagenbund. Wien 2002.

³⁶⁸ Die Ausstellungsdaten verdanke ich Dr. Wladimir Aichelburg vom Künstlerhausarchiv, Wien; s. auch die entsprechende Notiz in der »Neuen Freien Presse« vom 21. November 1905, S. 10. Zu Ribarz vgl. das Österreichische Biographische Lexikon. Bd. 9. Wien 1985, S. 116.

33. In Wien

<Wien, Ende Januar 1906>³⁶⁹

Gnädigste Fürstin!

Laut Bädecker gehen von Kalamata 4mal wöchentlich Schiffe und sonst eine Eisenbahn, die [es] aber der verschämte Bädecker nicht näher behandelt, nach Athen.³⁷⁰ Sie sehen also, ein großer Erfolg. Das wollte ich nur mittheilen. Sie werden jetzt viel zu besprechen haben. Hoffentlich sehe ich bald den glücklichen Bräutigam, um ihm zu sagen, wie sehr ich mich über sein Glück freue.

Ich war gestern wieder bei van Gogh³⁷¹ u. habe ihn heute noch lieber.
Mit besten Grüßen
Ihr

Rudolf Kassner

Im Februar 1906 schließen sich Begegnungen an, in deren Verlauf Hofmannsthal neue »Tragödie in drei Aufzügen« »Ödipus und die Sphinx« zum Thema wird. Das Stück war in der Regie Max Reinhardts am 2. Februar 1906 am Deutschen Theater in Berlin unter großem Beifall uraufgeführt und in Wien vielfach diskutiert worden.³⁷² Exemplare der kurz zuvor erschienenen Buchausgabe hatte Hofmannsthal der Fürstin, aber auch Kassner zugeschickt, der sich nach mehrmaliger Lektüre am 20. Februar ausführlich und bewundernd dazu äußert.³⁷³ Seinem Schreiben war eine Verständigung mit Marie Taxis vorausgegangen. Deren Anwesenheit in Wien hatte er Hofmannsthal in einer – verlorenen – »Depesche« gemeldet, welche Hofmannsthal am 13. Februar zum

³⁶⁹ LHW. Ein Blatt, zwei beschriebene Seiten.

³⁷⁰ Karl Baedeker, Griechenland. 5. Aufl., Leipzig 1908, S. 352, 402. Der Hinweis gilt wohl der geplanten Hochzeitsreise des Brautpaars Pascha und Marie nach Griechenland.

³⁷¹ Die Kunsthalle Miethke in der Dorotheergasse 11 hatte am »5. Januar 1906 in ihren neuen Ausstellungsräumen eine Kollektivausstellung von Werken des holländischen Malers Vincent van Gogh« eröffnet, die am 30. Januar schließt (Neue Freie Presse, 5. Januar 1906, S. 10, und 27. Januar 1906, S. 19); vgl. Eva Badura-Triska, Galerie Miethke. In: Wien um 1900. Kunst und Kultur. Hg. von Maria Marchetti. Wien/München 1985, S. 533f.; G. Tobias Natter, Ausstellungen der Galerie Miethke 1904–1912. In: G. Tobias Natter/Gerbert Frodl, Carl Moll (1861–1945). Salzburg 1998, S. 151f.; Hermann Bahr, Tagebücher, Skizzenbücher, Notizhefte. Bd. 5: 1906–1908. Hg. von Moritz Csáky. Wien/Köln/Weimar 2003, S. 5 (29. Januar 1906).

³⁷² Die »Neue Freie Presse« berichtet knapp in der Morgenausgabe vom 3. Februar 1906 (S. 12), ehe am 4. Februar (S. 12) eine ausführliche Besprechung folgt, die trotz zahlreicher Einwände gegen die Längen, den dramaturgischen Aufbau und die gesuchte Sprache zu dem Schluss kommt, »daß Hofmannsthal in diesem Drama das Beste gegeben hat, das er überhaupt zu geben vermag«.

³⁷³ Vgl. BW Kassner, S. 78–80.

Anlass nimmt, die Fürstin um vermittelnde Fürsprache bei maßgebender Stelle in Wien zu bitten. Vier Tage später erhält er die Zusage, »natürlich« sei sie »mit grösster Freude bereit«, ihr »möglichstes zu thun damit Ihr herrliches Werk uns Wiernern auch vergönnt werde«. Sie »habe es auch gleich Kassner gesagt«, dass sie dem Obersthofmeister Alfred Fürst Montenuovo »davon sprechen werde«. Und obwohl sie am 16. Februar versichert, dass sie Montenuovo »einheizen werde«, scheitert die Initiative, nicht zuletzt am Widerstand des Burgtheater-Direktors Paul Schlenther (1854–1916).³⁷⁴

Die nächsten Monate sind überschattet von der Todeskrankheit Oscar Kassners. Schon am 18. März hatte Kassner Elsa Bruckmann eröffnet: »Mein Vater ist schwer krank, unheilbar; es ist eigentlich ein langsames Sterben. Myocarditis, Entartung des Herzfleisches. Ich bin allein mit ihm, und auf mich wirkt ja alles um so mehr als man doch seinem Zustand gegenüber hilflos ist.« Am 3. Mai erfährt Chamberlain: »Mein Vater ist seit Monaten schwer krank, es geht mit ihm langsam zu Ende, sein Leben zählt nur noch nach Monaten, ich war die ganze Zeit über allein mit ihm. Man lebt da von Tag zu Tag, ist froh, wenn wieder ein Tag weg ist.« Auch die Fürstin ist über die Lage brieflich unterrichtet, und so hatte sie in »freundlichen Zeilen« ihr Mitgefühl bekundet und Kassner nach Lautschin eingeladen.

34. Von Wien nach Lautschin

Wien 14/5 06.³⁷⁵
<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Besten Dank für freundliche Zeilen. Meinem Vater geht es nicht besser u. nicht schlechter. Wenn keine Verschlimmerung eintritt, so dürfte er in den nächsten 10 Tagen Wien in Begleitung meiner Schwester verlassen.³⁷⁶ Ich würde in diesem Fall auch nicht mehr lange hier bleiben u. von Ihrer so freundlichen Einladung nach Lautschin Gebrauch machen.

³⁷⁴ Hofmannstahl teilt Maximilian Harden am 19. Februar 1906 mit: »Hier, hab ich den Eindruck, wird man den Ödipus nicht spielen. Der Obersthofmeister sagte zu der mir befreundeten Fürstin Taxis etwas, das sie so deutete und ich auch« (BW Harden, S. 90f.; SW VIII Dramen 6, S. 204).

³⁷⁵ LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

³⁷⁶ Welche der beiden Schwestern – Marie, verheiratete Friemel (1867–1957), oder Margarethe, verheiratete Adams (1877–1972) – den Vater begleitet, bleibt offen. Am 20. Mai wird Kassner Elsa Bruckmann berichten: »Hier ist alles beim Alten, mein Vater geht morgen mit meiner Schwester aufs Land«, und zwar, wie er am 7. Juni ergänzt, in die Sommerfrische Edlach an der Rax, wo sich der Zustand allerdings weiter verschlechtert.

Wäre Ihnen die erste oder zweite Juniwoche genehm?³⁷⁷ Rameau habe ich erhalten,³⁷⁸ vielen Dank. Ich bringe ihn nach Lautschin mit. Von dem neuen Ministerpräsidenten³⁷⁹ weiß man so viel wie in den Zeitungen steht. Die Czechen wollen ihm ein Bein stellen.³⁸⁰ Ist Ihnen Baron E. Seillière bekannt? Er hat im *Journal des Débats* ein Feuilleton über die Moral der Musik geschrieben.³⁸¹ Sehr schmeichelhaft, aber mit der

³⁷⁷ Kassner wird am 13. Juni nach Lautschin kommen; vgl. unten Anm. 390.

³⁷⁸ Gemeint ist ein Buch des damals vielgelesenen, heute nahezu vergessenen französischen Dichters und Romanciers Jean Rameau (eigentlich: Laurent Labaigt; 1858–1942), der, nach »zarten Gedichten voll tiefen Gefühls«, seit Ende der 80er Jahre Romane schreibt, in denen er »einfache Stoffe aus der Provinz« »mit liebervoller Kleimmalerei« darstellt, die »zuweilen einen Stich ins Naturalistische hat« (Heinrich P. Junker, Grundriss der Geschichte der Französischen Literatur. 5. Aufl., Münster 1905, S. 532). Allein seit 1904 hatte er fünf, zum Teil ins Deutsche übersetzte Romane veröffentlicht: »La Jungle de Paris« (1904: »Die Nudelprinzessin«, 1905), »Zarette« (1904), »Brimborion« (1905), »Les Chevaliers de l’au-delà« (1905), »La Bonne Étoile« (1906), »Du Crime à l’amour« (1906); vgl. Charles Bouvet, Jean Rameau. Poète et romancier. Paris 1934.

³⁷⁹ Der erfahrene Politiker Konrad zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1863–1918), Statthalter des österreichischen Küstenlandes in Triest, war am 2. Mai 1906 als Nachfolger von Paul Gautsch Freiherrn von Frankenthurn (1851–1918) zum Ministerpräsidenten berufen worden und hatte die »Amtsgeschäfte« am 5. Mai übernommen (vgl. die Berichte in der »Neuen Freien Presse« vom 2. und 5. Mai 1906). Nach nur einmonatiger Amtszeit reicht er am 29. Mai sein vom Kaiser genehmigtes Demissionsgesuch ein, tritt am 2. Juni 1906 zurück und geht wieder als Statthalter nach Triest (vgl. Österreichisches Biographisches Lexikon Bd. 2 [wie Anm. 313], S. 392f.). Ihm folgt im Amt Max Wladimir Freiherr von Beck (1854–1943), der bis zum 15. November 1908 amtieren wird (vgl. ebd., Bd. 1. Wien 1957, S. 61). Kassners knappe Bemerkung erscheint seltsam kühl angesichts der Tatsache, dass die Fürstin mit Konrad Hohenlohe, einem ihrer Vettern, freundschaftlich-familiär verkehrt. Ab 1912 wird er auch mit Rilke in Verbindung treten (vgl. Rilke – Taxis, S. 119, 466).

³⁸⁰ Die politischen Berichte und Kommentare der »Neuen Freien Presse« bringen seit dem 2. Mai 1906 die kritische Haltung der »Czechen« vielfach zur Sprache. Am 5. Mai (S. 2) formuliert sie unter der Überschrift »Eine czechische Stimme über den Prinzen Hohenlohe« die Erwartungen und Forderungen dahingehend, dass die tschechischen Abgeordneten »den neuen Kabinettschef nicht einen Augenblick darüber im Zweifel lassen« würden, »daß ihre Geduld erschöpft ist und daß sie sich fernerhin durch Versprechungen und süße Worte nicht werden täuschen lassen. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß wir bei aller aufrichtigen Begeisterung für das allgemeine, gleiche Wahlrecht, alle unsere übrigen nationalen und politischen Forderungen einfach unterdrücken werden.« Im Gegenteil: Man werde mit aller Macht »für Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit« zu kämpfen wissen.

³⁸¹ Ernest Seillière, *Morale Musicale*. In: *Journal des Débats politiques et littéraires*, Samedi 5 Mai 1906, S. 1: Feuilleton du *Journal des Débats*. Wenig später wird Kassner dem Autor seine eben erschienene Essaysammlung »Motives« (Berlin. S. Fischer 1906; vgl. Nr. 35 mit Anm. 389) handschriftlich zueignen: »Mr Baron Ernest Seillière / mit aufrichtigem Dank für / seine Morale Musicale / Rudolf Kassner / Wien Mai 1906«. Das broschierte Exemplar hat der Empfänger samt Originalumschlag in dunkelrotes Halbleder binden lassen und ein aufwendig gestaltetes Exlibris eingeklebt: »Bibliothèque du Baron et de la Baronne Ernest Seillière« (Privatsammlung, Stuttgart). Ernest Seillière (1866–1955), Schriftsteller, Kritiker und Journalist (u. a. beim »Journal des Débats« und der »Revue des deux mondes«) verfasst zahlreiche literatur- und philosophiegeschichtliche Studien über Nietzsche, die deutsche Romantik sowie Monographien über Gustave Flaubert, Barbey d’Aurevilly, George Sand, Jean-Jacques Rousseau.

ganzen Durchsichtigkeit eines Franzosen, der alles in Geschmack u. Politik eintheilt oder in Luxus und humanité. Ich wäre Luxus, und das andere aber humanité etc etc. In Wien ist nicht viel Neues – für mich wenigstens. Gestern war ich im Circus – für mich eigenartiges, beinahe wollüstiges Vergnügen.³⁸²

Schade, dass Sie das Berliner Lessingtheater nicht sehen können. Ibsen spielen sie, wie man ihn spielen muss.³⁸³ Noch etwas, wie wäre es, wenn ich dem alten Gf. Keyserling³⁸⁴ von Lautschin spräche? Bitte darüber noch um eine Zeile!

Im übrigen alles Herzliche von

Ihrem

Rudolf Kassner

Hoffe mich der Prinzessin Pascha³⁸⁵ vorstellen zu können, wenn sie hier ist.

Nachdem Marie Taxis mit der erbetenen »Zeile« einen möglichen Besuch Keyserlings gutgeheißen hatte, scheint Kassner den Gedanken unverzüglich weitergegeben zu haben. Jedenfalls teilt Keyserling der Fürstin am 12. Juni 1906 mit,

seau, Sainte-Beuve bis hin zu Émile Zola, Marcel Proust, J.-K. Huysmans und anderen. 1946 wird er in die Académie française aufgenommen.

³⁸² Der Berliner Zirkus Albert Schumann gastiert vom 7. bis 21. Mai in Wien. In einer Anzeige (Neue Freie Presse, 13. Mai 1906, S. 22) heißt es: »Heute Sonntag, den 13. Mai, nachm. ½ 4 und abends ½ 8 2 grosse außerordentliche Gala-Vorstellungen.«

³⁸³ Das Gastspiel des Berliner Lessingtheaters unter Leitung Otto Brahms im Theater an der Wien wird am 4. Mai 1906 mit Arthur Schnitzlers »Der Puppenspieler« und Gerhart Hauptmanns »Elga« eröffnet. Neben Schnitzler (»Der einsame Weg«), Hauptmann (»Der Biberpelz«, »Die Weber«, »Und Pippa tanzt«) und Arno Holz (»Traumulus«) liegt der Schwerpunkt auf Dramen Henrik Ibsens, die, wie alle Stücke, bis zum Ende des Gastspiels am 5. Juni mehrfach wiederholt werden: »Rosmersholm« (zum ersten Mal am 5. Mai), »Die Wildente« (am 23. Mai mit einer kurzen Ansprache Otto Brahms nach dem 4. Akt zur Nachricht von Ibsens Tod am gleichen Tage), »Nora oder Ein Puppenheim« (am 30. Mai im Rahmen der Ibsen-Gedenkfeier mit einer Rede Brahms') sowie »Der Volksfeind« am 1. Juni (vgl. die jeweiligen Theaterzeichen in der »Neuen Freien Presse« sowie Arthur Schnitzler, Tagebuch 1903–1908. Wien 1991, S. 199 u. 204 f.). Mit Blick auf Ibsen erinnert sich Kassner des Ausspruchs der Fürstin: »Doktor, Sie werden zugeben, daß Ibsen da und dort sehr geschmacklos sein kann, sagt sie mir einmal zu einer Zeit, da es nicht an Leuten fehlte, die den norwegischen Dichter neben Shakespeare stellen zu dürfen meinten. Vielleicht neigte ich vor mehr als einem Menschenalter auch zur Ansicht, daß man für das ‚Tief‘ oder ‚Sublime‘ oder wie immer man es nennen wolle, was bei jungen Menschen damals einen so starken Eindruck hinterließ, Geschmacklosigkeiten wie etwa die Wildente auf dem Dachboden der Werleschen Wohnung und der dort nach Kaninchen jagende alte Leutnant Gregers Werle und so weiter hinnehmen müsse« (KSW VII, S. 302).

³⁸⁴ Der Dichter Eduard von Keyserling.

³⁸⁵ Paschas Gattin, Prinzessin Marie.

er habe »durch Dr. Kassner« »Ihre Einladung« erhalten, für die er ihr »und dem Gemahl« danke. »Außerordentlich bedauere ich es ihr nicht folgen zu können, da ein Augenleiden mich in der Nähe meines Arztes zu bleiben <zwingt> statt die Freude zu haben mich Ihnen hoch verehrte Fürstin vorstellen zu dürfen.« (AST) Über diese Absage ist Kassner schon früher unterrichtet; bereits am 7. Juni hatte er Elsa Bruckmann mitgeteilt, Keyserling »hätte nach Lautschin kommen sollen! Leider kam er nicht«, da es ihm »mit den Augen gar nicht gut <geht>«. Auch seinem Neffen Hermann hatte Keyserling in diesem Zusammenhang erklärt: »Meine Augen sind ziemlich leidend und ich <glaube> daß mich das hin<dern wir>d, der liebenswür<digen Ein>ladung der Fürstin Taxis <Folge> zu leisten, was m<ir> leid ist, da mich das <sehr> interessiert hätte.«³⁸⁶

Vorderhand bleibt Kassner »noch 8 Tage« in Wien und kann der Fürstin sein neues Buch zuschicken, dessen schon zu Monatsbeginn erwartete Auslieferung sich »durch Buchbinderstrike« verzögert hatte.³⁸⁷

35. Von Wien nach Lautschin

Widmungsexemplar

<Wien, Ende Mai 1906>³⁸⁸

Rudolf Kassner
Motive / Essays
S. Fischer / Verlag / Berlin³⁸⁹

³⁸⁶ »... denn wir leiden ja alle an unverdauten Fragezeichen«. Eduard von Keyserling, Briefe an seinen Neffen Hermann von Keyserling. Hg. und kommentiert von Gabriele Radecke. In: Holger Dauer u. a. (Hg.), »Unverdaute Fragezeichen«. Literaturtheorie und textanalytische Praxis. Dieter Kafitz zum 60. Geburtstag. St. Augustin 1998, S. 169–184, hier S. 174. Die dort genannte Datierung »von fremder Hand« des »stark beschädigt<en>« Briefes auf den »24.I.06« ist wohl auf den »24.VI.06« zu korrigieren; denn der Gedanke eines Besuchs von Keyserling in Lautschin um die Jahreswende 1905/06 ist nicht zu belegen.

³⁸⁷ So an Elsa Bruckmann, 20. Mai 1906.

³⁸⁸ Universitätsbibliothek Erfurt. Original-Halbpergament mit Kopfgoldschnitt; handschriftliche Widmung auf dem Vorsatz (freundliche Auskunft von Valentina Tischer, Universitätsbibliothek Erfurt). Die ausgesandten Widmungsexemplare datiert Kassner sämtlich auf »Mai 1906« (vgl. BW Kassner, S. 83 f.).

³⁸⁹ Der Band versammelt acht ausgewählte Arbeiten der Jahre 1901 bis 1906, die zuvor in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren: »Sören Kierkegaard« (S. 1–76); »Noten zu den Skulpturen Rodins« (S. 77–85); »Die Ethik der Teppiche« (S. 87–99); »Der Abbé Galiani« (S. 101–113); »Robert Browning und Elisabeth Barrett« (S. 115–127); »Emerson« (S. 129–137); »Charles Baudelaire (Poeta Christianissimus)« (S. 139–160); »Hebbel« (S. 161–190). Jetzt in: KSW II, S. 37–175.

Fürstin Maria von Thurn u. Taxis
herzlichst zugeeignet
Rudolf Kassner

Wien, Mai 1906.

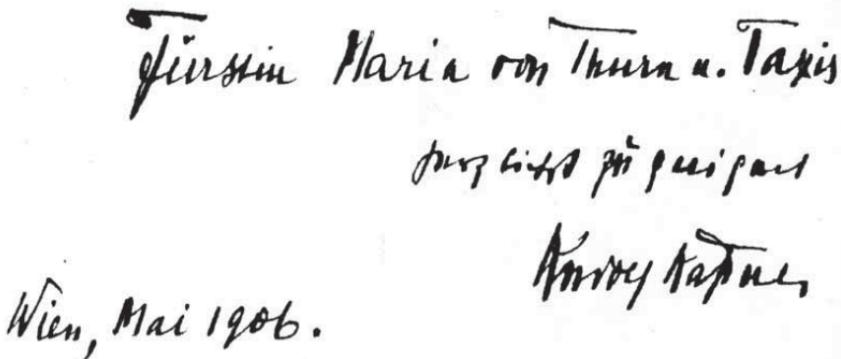


Abb. 7: Rudolf Kassner, Widmung der »Motive« (Universitätsbibliothek Erfurt)

Unmittelbar danach eilt er am 28. Mai zunächst ans Krankenbett des Vaters in Groß-Pawlowitz, »von da« am 13. Juni nach Lautschin³⁹⁰ und anschließend zurück nach Pawlowitz.

36. Von Groß-Pawlowitz nach Lautschin

OSCAR KASSNER JR.³⁹¹
Gr. Pawlowitz 4/7 06.
<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin

Ich danke Ihnen u. dem Fürsten noch einmal für die schönen, stillen Tagen,³⁹² die ich bei Ihnen genossen. Orte wie das schöne Lautschin wachsen so ganz allmählich in einen hinein und man trägt sie dann noch

³⁹⁰ An Elsa Bruckmann, 7. Juni 1906, aus Groß-Pawlowitz: »In einigen (6) Tagen gehe ich zu Taxis nach Lautschin (Nimburg, Böhmen).«

³⁹¹ LHW. Ein Briefbogen mit gedrucktem Briefkopf, der Name von Kassners ältestem Bruder Oscar (1865–1948) durchgestrichen, drei beschriebene Seiten.

³⁹² Den ungewöhnlichen Akkusativ-Plural »die Tagen« benutzt Kassner bei vorangehendem Adjektiv gelegentlich auch sonst; anders S. 186, Zeile 1.

lange mit sich herum. Hoffentlich habe ich Ihnen gutes Wetter zurück gelassen und genießen Sie die Tage recht mit Ihren Enkeln.³⁹³

Ich habe hier meinen armen Vater sehr schlecht angetroffen. Die Wassersucht hat sich schon fast auf seinen ganzen Körper erstreckt, morgens ist er noch etwas angeregt, gegen den Nachmittag aber stets ganz theilnahmslos. Und doch befürchten die Ärzte, dass er noch lange, noch viel mehr wird leiden müssen oder können, bevor der Tod seinem Leben ein Ende macht.

Was ich in nächster Zeit mache, ist überhaupt ganz ungewiss. Vorläufig gehe ich morgen für einige Tage nach Wien.

Wie geht es Ihnen gesundheitlich? Sind die Kopfschmerzen wieder gekommen?³⁹⁴ Und haben Sie noch immer soviele Briefe im allgemeinen und so eingehende und schwierige nach Karlsbad zu senden?³⁹⁵

Nun leben Sie wohl, gnädigste Fürstin. Bitte sagen Sie alles Schöne dem Fürsten, Prinz u. Prinzessin Erich und erinnern Sie Mariedl und Loli³⁹⁶ an den Doctor!

Herzlichst Ihr

Rudolf Kassner

In den folgenden Wochen verschlechtert sich des Vaters Zustand bedrohlich. »Schrecklich das langsame Sterben eines Menschen, der so ganz, so ausschließlich am Leben hing u. die ganze Welt, alles, alles nur in seiner eigenen Thätigkeit, in den 72 Jahren des eigenen Lebens begriff«, klagt Kassner am 11. Juli 1906 im Brief an Elsa Bruckmann. Rastlos pendelt er zwischen Wien und

³⁹³ S. u. Anm. 396.

³⁹⁴ Die Fürstin leidet häufig unter Kopfschmerzen. Noch am 21. Januar 1927 heißt es in einem Brief des Fürsten: »Hoffentlich finden diese Zeilen Dich ohne Kopfschmerzen und auch sonst wohl an!« (Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlohesche Familienkreis [wie Anm. 44], S. 45).

³⁹⁵ Anspielung nicht entschlüsselt. Möglicherweise gilt sie der anhaltend schlechten Gesundheit von Marie Taxis' jüngster Schwester Maria Theresia, genannt Gegina (1860–1916), deren Gatte Erwin Graf Schlick zu Bassano und Weißkirchen (geb. 1852) am 26. April 1906 verstorben war. Am 19. Januar 1916, sechs Tage nach ihrem Tod, wird Kassner bemerken: »Mich hat, wie Sie wissen, immer gewundert, dass sie es bei ihrem schweren Leiden doch solange ausgehalten hat.« (S. Teil II, Brief 86)

³⁹⁶ Die beiden ältesten Töchter des Prinzen Erich und der Prinzessin Gabriele: Maria Theresia (Maridl), geb. am 21. Januar 1904, und Eleonore (Lori; bei Kassner: Loli), geb. am 15. Dezember 1904.

Groß-Pawlowitz hin und her und gönnst sich nur Mitte Juli »für ca 10 Tage« eine Atempause im Alt-Ausseer Sommerhaus der Familie von Franckenstein.³⁹⁷

37. Von Groß-Pawlowitz nach Lautschin

Gr. Pawlowitz 29/7 06.³⁹⁸

<Sonntag>

Gnädigste Fürstin!

Vielen Dank zunächst für Ihre lieben Zeilen u. dann für die Karte. Die beiden Kleinen sind ja entzückend darauf, die kleine Mariedl wird immer mehr ihrem Vater ähnlich, während »Loli« der Clown bleibt.

Ich hätte Ihnen schon früher antworten wollen, war aber einige Zeit in Wien, ein paar Tage in Aussee. Jetzt bin ich hier, wo es so schlecht geht als es nur gehen kann. Wenn mein armer Vater überhaupt noch spricht, so ist es um sich den Tod zu wünschen. Ich glaube, er hat selber keine Hoffnung mehr. Jedermann muss ihm jetzt eine möglichst schnelle Erlösung wünschen.

Was Sie mir über den Fürsten schreiben, muss ja anfangs grässlich gewesen sein. Gott sei Dank, dass alles wieder vorbei und nichts zurückgeblieben ist. Sagen Sie ihm bitte: alle seine Freunde u. Verehrer lassen ihm dringend sagen, sich nicht mehr zu vergiften. Berenson mag sehr anregend gewesen sein,³⁹⁹ do<ch> eine productive Natur d.h. selbst

³⁹⁷ An Elsa Bruckmann, 11. Juli 1906. Mit den Brüdern Franckenstein, dem Komponisten Clemens, genannt Cle (1875–1942), und dem Diplomaten Georg, genannt Bui (1878–1953), Jugendfreunden Hofmannsthals, ist Kassner seit seinen ersten Besuchen in Rodaun am 4. und 27. Dezember 1901 bekannt (vgl. BW Kassner, S. 11, 17).

³⁹⁸ LHW. Ein Bogen, drei beschriebene Seiten.

³⁹⁹ Bernard Berenson bereist im Sommer 1906 Österreich-Ungarn und Deutschland, um öffentliche und private Gemälde sammlungen zu besichtigen (»Collectors, directors etc. etc. are so much more fatiguing than the things they have to show«). Am 30. Juni 1906 trifft er mit seiner Frau Mary in Wien ein und lässt die Fürstin unverzüglich wissen, er sei »truly sorry that I shall miss Kassner for I am eager to make his acquaintance«. Wenn er am selben Tag der Freundin Isabella Stewart Gardner mitteilt: »We remain here for about a week, but this is our headquarters for about a fortnight. We shall make excursions to Budapest, and Cracow and pay a visit to friends in Bohemia« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 29], S. 378f.), so ist mit dem letzten Hinweis ohne Frage ein Besuch in Lautschin gemeint, von dem die Fürstin offenbar in ihrem vorangegangenen Brief an Kassner erzählt hatte. Im Verlauf der »luxury-filled days« auf Lautschin konnte Berenson dann, »in spite of fervent resolves not to do so«, nicht widerstehen, »to expertize the obscure paintings on the wall« (Ernest Samuels, Bernard Berenson. The Making of a Legend. Cambridge [MA]/London 1987, S. 34).

Künstler ist er nicht; dafür aber ersetzt er wie alle Naturen seiner Klasse, was ihm an Productivität fehlt, durch große Brauchbarkeit und unmittelbare Nützlichkeit – was mir wieder fehlt, weil Sie mich mit ihm verglichen haben! Ich arbeite wenig, lese einiges (Saars <>>Novellen aus Oesterreich<>,⁴⁰⁰ die nicht ohne Poesie und sehr österreichisch in ihrer »heimlichen Welt«⁴⁰¹ sind, nur ganz ohne Größe. Ich glaube, Saar war zu liberal um die Größe nicht lieber aufzutheilen. Wenn Sie aber gerade Zeit haben, so lesen Sie doch das eine oder andere daraus – falls Ihre Augen Ihnen nicht rathen es lieber zu lassen. Wie geht es Ihnen überhaupt damit, gnädigste Fürstin? Thäte mir sehr leid für sie, wenn Sie nicht nach Bayreuth könnten. Hofmannsthal fährt nächstens für 1 Pars[i]fal u. 1 Tristan hin.⁴⁰²

Nun adieu! Alles Herzliche Ihren Lieben.

Mit besten Grüßen Ihr

Rudolf Kassner

Ich bleibe natürlich jetzt hier.

Kassners Vater stirbt am 31. Juli 1906 in Groß-Pawlowitz. Geboren am 4. November 1843 in Grottkau in Preußisch-Schlesien, war er 1864 nach Groß-Pawlowitz übergesiedelt, wo er als »Direktor« der dort von Verwandten seiner Frau Bertha, geb. Latzel, gegründeten Zuckerfabrik und Verwalter der gepachteten kaiserlichen Domäne wirkte. 1894 hatte er diese Aufgabe seinem ältesten Sohn Oscar übertragen und war nach Wien in die Karlsgasse 18 gezogen, gemäß dem lang bedachten Entschluss, dass »das hohe Alter [...] in Wien verbracht werden sollte und nirgendwo sonst«.⁴⁰³ Die Todesanzeige in der Wiener »Neuen Freien Presse« vom 1. August 1906, S. 17, lautet:

⁴⁰⁰ Ferdinand von Saar, Novellen aus Oesterreich. Erste Ausgabe in zwei Bänden. Heidelberg 1897. Diese Ausgabe vereint eine Reihe zuvor erschienener Sammlungen: »Novellen aus Oesterreich« (1877), »Drei kleine Novellen« (1883), »Schicksale. Drei Novellen« (1889), »Frauenbilder. Zwei neue Novellen« (1892), »Schloß Kostenitz. Novelle« (1893).

⁴⁰¹ Vielleicht eine Reminiszenz an das 1801 entstandene bekannte Nachtgedicht »Sprich aus der Ferne!« von Clemens Brentano: »Sprich aus der Ferne / Heimliche Welt, / Die sich so gerne / Zu mir gesellt!«

⁴⁰² Hofmannsthal reiste mit seiner Frau Gerty am 31. Juli nach Bayreuth, wo er für »Tristan und Isolde« und »Parsifal« »durch Zufall Sitze« am »31 Juli und 1ten August« bekommen hatte (vgl. Bohnenkamp, »Capellmeisterposie u. Ballettonkel-Wirklichkeit« [wie Anm. 123], S. 260 f.). Dabei trägt er von der »Parsifal«-Aufführung »den tiefsten Eindruck fort«: »Ich bin sehr glücklich, dass ich dort war« (BW Thun-Salm, S. 151–156).

⁴⁰³ Vgl. Kassners Erinnerung an Wesen, Leben und Sterben des Vaters im 1943 geschriebenen Kapitel »Der Vater«. In: »Die zweite Fahrt«: KSW VII, S. 445–491, bes. S. 450 u. 464.

Vom tiefsten Schmerz gebeugt, geben wir die tiefbetrübende Nachricht von dem Ableben des Herrn / Oskar Kassner sen. / Direktors / welcher nach langem, schwerem Leiden Dienstag den 31. Juli 1906, vormittags 9 Uhr im 72. Lebensjahr sanft entschlafen ist. / Die heilige Seelenmesse wird Freitag den 3. August um 7 Uhr früh in der hiesigen Pfarrkirche gelesen werden. / Gross-Pawlowitz, 31. Juli 1906.

Denselben Wortlaut haben die separat verschickten Trauerbriefe,⁴⁰⁴ von denen einer fraglos an die Fürstin gelangt ist.

38. Von Wien nach Lautschin

Wien 7/8 06.⁴⁰⁵

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Lassen Sie mich meinen und meiner Familie tiefgefühltesten Dank aussprechen für die so warme Theilnahme an dem Taurigen, das uns betroffen, und ich bitte Sie auch diesen Dank weiterzugeben an den Fürsten, an die Gräfin,⁴⁰⁶ Ihre Schwester,⁴⁰⁷ und den Prinzen u. Prinzessin Erich.⁴⁰⁸ Es war das erstemal, dass ich einen Menschen sterben sah, und zu dem Tieftraurigen des Todes, eines sterbenden Vaters kam in diesem Falle das Erschütternde hinzu, dass der Ärmste zwei Minuten vor seinem Tode an seine jüngste Tochter⁴⁰⁹ sich klammernd mit großer Angst, der Angst der sterbenden Creatur, vorhersagte, dass er heute Nacht –

⁴⁰⁴ Ein Exemplar im Archiv Adams – von Wolff, Lörrach.

⁴⁰⁵ LHW. Ein Briefbogen mit breitem Trauerrand, vier beschriebene Seiten.

⁴⁰⁶ Gegina Gräfin Schlick, geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (s. o. Anm. 395). Das Verhältnis beider Schwestern ist zeitweilig gespannt und kommt in den Briefen der Fürstin an Rilke gelegentlich zur Sprache. So, wenn sie am 17. Juni 1913 schreibt: »Sie würdens kaum glauben: meine Schwester!! Ich versichere Sie ich fange an zu glauben, daß sie nicht ganz normal ist und daß alle ihre so unendlich blöd aufgefaßten ›Zaubereien‹ sie um den Verstand bringen«; zudem beklagt sie deren »Rücksichtslosigkeit welche einem den Atem nimmt«. Am 26. Oktober bekennt sie »ganz aufrichtig daß wir nicht auf einem guten Fuß sind, und wohl auch niemehr sein werden. Ihre Undankbarkeit vis-à-vis von Alex dem sie alles verdankt kann ich wohl nie vergessen« (Rilke – Taxis, S. 296, 326).

⁴⁰⁷ Karola Prinzessin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1858–1936), zweitjüngste – unverheiratet gebliebene – Schwester der Fürstin. 1935 wird Kassner ihr einen Sonderdruck seines Gedenkaufsatzes »Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe« aus der »Corona« (1934) mit der handschriftlichen Widmung zueignen: »für Prinzessin Karola v. Hohenlohe / mit besten Grüßen von / Rudolf Kassner / Wien im Februar 1935« (mit dem Stempel: Castello di Duino Archivio: AST: Biblioteca Rilke).

⁴⁰⁸ Prinz Erich und seine Gattin Prinzessin Gabriele von Thurn und Taxis.

⁴⁰⁹ Margarethe Adams, geb. Kassner; vgl. Anm. 376.

es war Morgens – sterben werde.⁴¹⁰ Doch lassen Sie mich lieber davon schweigen!

Ich bin augenblicklich in Wien noch für eine Woche und ordne manches und löse zugleich die Wohnung auf. Dann gehe ich für einige Zeit noch nach Mähren u. Schlesien, und wenn ich Sie Anfang Sept. wirklich nicht störe, so komme ich gerne nach Lautschin – wie Sie wissen, auch darum, um das junge Paar⁴¹¹ zu begrüßen.

Meine Pläne für die Zukunft sind noch zu vage, augenblicklich lebe ich im allzu Gegenwärtigen. Jedenfalls habe ich vor, Mitte Sept. auf einige Wochen nach Constantinopel zu gehen.

Wo weilen Sie gegenwärtig? Schon in Bayreuth? Oder ist es nicht dazu gekommen? Ich erwarte einige Zeilen.

Nochmals, gnädigste Fürstin, den wärmsten Dank Ihres aufrichtigen

Rud. Kassner.

39. Von Wien nach Bayreuth

Wien 17/8 06.⁴¹²

<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

In aller Eile nur vielen Dank für frdl. Zeilen. Bitte schreiben Sie mir dann welche Tage im September bis ca 10 oder 11. Ihnen am liebsten sind. Mein Constantinopel muss ich aufgeben, da ich mich wegen geschäftlicher Sachen jetzt nicht auf zu lange u. zu weit von Wien entfernen darf. Prinz Erich kann also auf mich rechnen.

⁴¹⁰ Ähnlich heißt es am 3. September 1906 aus Dresden an Lili Schalk, der Tod des Vaters sei »etwas tief Trauriges« gewesen, »weil er über einen kam, der sich noch in der letzten Minute mit der Angst gegen ihn wehrte, weil es darum schien, dass er ein Leben nicht versöhnte sondern einfach nur verweigerte«. Anders schildert Kassner diese Szene 40 Jahre später in der »Zweiten Fahrt«, mit der tröstlichen Gewissheit, dass der Vater »ganz ohne Angst starb«: »Es war am Morgen, um die Zeit, da er aufzustehen pflegte. Alle Kinder, fast alle, standen um das Bett. An eines von ihnen hielt er sich mit beiden Händen. Nicht mehr wie ein Vater, nicht mit der Güte des Vaters, sondern wie ein Kind mit dem Guten des Kindes« (KSW VII, S. 489).

⁴¹¹ Prinz Pascha von Thurn und Taxis und seine Gattin Marie.

⁴¹² LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand, drei beschriebene Seiten.

Bitte, sagen Sie Prz. Pascha, dass ich ihm vielmals für seine lieben, herzlichen Zeilen danke – er will nicht, dass ich es persönlich thue, darum thue es auf diesem Wege. Ich bin neugierig auf Ihre diesmaligen Bayreuther Eindrücke. Glückliche Reise für die bayrischen Städte, Sie werden ja Ihrer Urheimath⁴¹³ nahe kommen.

Alles Herzliche Ihnen u. Prz. Pascha

Ihr

aufrichtiger

Rudolf Kassner

Hoffentlich findet der Brief Sie in B.⁴¹⁴ Ich gehe heute nach Gr. Pawlowitz

Am genannten 17. August begibt sich Kassner nach Groß-Pawlowitz, von dort am 25. August zu Verwandten nach Schlesien und weiter nach Dresden zur großen Kunstgewerbe-Ausstellung, über die Lili Schalk unter dem 3. September lesen kann: »Keine Sache um sich aufzuregen, einige anständige und einige unanständige Prätensionen, aber durchaus keine Schöpfungen. Dafür sah ich aber diesmals wirklich die Sistinische Madonna und dass es ein wunderbares ist.« Am 5. September trifft er in Lautschin ein, wo man für den Herbst eine gemeinsame Italienreise ins Auge fasst. Ab dem 10. September ist er zurück in Wien, um »in der alten Wohnung [...] die Räumung und Verschickung der Möbel zu beaufsichtigen«.⁴¹⁵

⁴¹³ Marie von Thurn und Taxis wurde in Venedig geboren und verbrachte dort ihre früheste Kindheit. Das Geschlecht ihres Vaters Egon von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst hat seine Wurzeln im württembergischen Hohenlohe (vgl. Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, Jugenderinnerungen [wie Anm. 46], S. 7 u. 142–144).

⁴¹⁴ Lies: Bayreuth.

⁴¹⁵ An Lili Schalk, 3. September 1906 aus Dresden; vgl. an Gerty von Hofmannsthal, 23. August aus Groß-Pawlowitz, sowie an Hofmannsthal, 4. September aus Dresden (BW Kassner, S. 88, 90). – Raffaels 1512/13 im Auftrag von Papst Julius II. (1443–1513) für den Hochaltar der Klosterkirche San Sisto in Piacenza geschaffene »Sixtinische Madonna« hatte August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen (1696–1763), 1754 für seine Dresdner Gemäledesammlung erworben.

40. Von Wien nach Lautschin (?)

Wien 1/X 06.⁴¹⁶

<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Es ist nun ganz bestimmt: ich kann nicht mit nach Italien. Die Testamentsverhandlungen beginnen in den nächsten Tagen, Ende des Monats muss ich räumen, es ist also gar nicht daran zu denken, dass ich auch nur für eine Woche wegkann. Sie werden mir verzeihen, und Prinz Erich auch. Dass ich so gerne mitgekommen wäre, können Sie sich denken. So aber können Sie nur meine besten Wünsche begleiten – es wäre nothwendig, dass diese wirken, denn wenn das Wetter nicht besser wird u. ein entschiedener Rückschlag eintritt, werden Sie es in dem sehr hochgelegenen Umbrien sehr kalt haben. Ich hörte von Herrn Stehrer,⁴¹⁷ dass Sie zu Bett lagen. Hoffentlich hat sich die Verkühlung schon gehoben.

Von den Ursachen Ihres Grant⁴¹⁸ der ja gewaltig gewesen sein muss, habe ich gehört durch Gfn. Gigina.⁴¹⁹ Kommen Sie nur recht bald nach Wien, ich finde nämlich, dass Wien Ihnen noch am besten bekommt. Lautschin wird ja jetzt schon verlassen sein und statt des Grants werden Gespenster dort spucken.⁴²⁰ Wie wäre es, wenn Sie Ihren Grant einmal auf diese Weise, spiritistisch aufpuzten und in allen den höchst lebendigen Personnalitäten, die Ihren höchst lebendigen Grant verursachen, eben nur Gespenster sähen! Versuchen Sie es! Mir würde es allerdings nicht gelingen, aber wie Sie wissen, erscheinen mir niemals Gespenster.

Wie geht es dem Erbprinzen?⁴²¹

⁴¹⁶ LHW. Zwei Bogen mit Trauerrand, sechs beschriebene Seiten.

⁴¹⁷ Der Maler Richard Sterer, vgl. Anm. 175.

⁴¹⁸ Schlechte Laune, Missmut (Grimm, Deutsches Wörterbuch, Vierter Band, I. Abt., 5. Teil. Leipzig 1958, Sp. 1882f.; Österreichisches Wörterbuch [wie Anm. 154], S. 191). Der »Grants« erwischte die Fürstin vorzugsweise in Lautschin; vgl. Brief 44.

⁴¹⁹ Gigina Gräfin Schlick.

⁴²⁰ Zur Schreibung vgl. Anm. 321.

⁴²¹ Prinz Alexander von Thurn und Taxis, der erste Sohn von Prinz Erich und Prinzessin Gabriele, geb. am 31. August 1906. Offenbar war er ernstlich erkrankt, denn nach dem Ergehen dieses »kleinen Prinzen« wird sich Kassner in den folgenden Briefen wiederholt besorgt erkundigen.

Nun alles Schöne für Italien und auf Wiedersehen in Wien.

Ihr

sehr aufrichtiger

Rudolf Kassner

Zu diesem »Wiedersehen« in Wien kommt es, wie der folgende Brief zeigt, am dort genannten Freitag, dem 5. Oktober 1906, noch kurz bevor die Fürstin ihre geplante Italienreise antritt und Kassner sich eine ihn beunruhigende Bronchitis zuzieht.

41. Von Wien nach Lautschin (?)

Wien 13./ X. 06⁴²²

<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Vielen Dank für Telegramm u. Karte. Sechs Tage bin ich zu Bett gelegen, jetzt geht es mir leidlich. Mein Katarrh von Anfang Sept. wurde recidiv; als ich Sie Freitag verließ, war mir ziemlich gut, doch gegen Abend, als ich einmal husten musste, hatte ich Blut im Sacktuch. Ich war ziemlich aufgeregt darüber, doch tröstete mich der Arzt u. die chemische Untersuchung ergab, dass ich mich nicht infiziert hatte,⁴²³ sondern dass einfach ein kleines Gefäss gesprungen war. Ich war froh, das können Sie sich denken. Zum Kranksein habe ich kein Talent, und ich habe immer das Gefühl, mich ein für allemal davon losgekauft zu haben.⁴²⁴ Trotzdem räth mir der Arzt (Dr. Pogner,⁴²⁵ der auch in Kopidlno⁴²⁶ war) an, wenn

⁴²² LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand, vier beschriebene Seiten.

⁴²³ Die Angst vor einer Lungentuberkulose ist zu jener Zeit allgegenwärtig. Unter diesem Vorzeichen hatte Kassner Lili Schalk am 10. Oktober wissen lassen: »Ich bin heute schon zwei Stunden auf, vom Liegen u. der Nur-Milch- u. Brod-Nahrung etwas geschwächt. Als ich Freitag, verkühlt, wie ich es schon seit langem bin, hustete, kam Blut – vielleicht ist es nur eine Ader, die barst, vielleicht liegt die Sache tiefer. Der Doctor meint, nachdem er mich oft genug untersucht, das erstere sei der Fall. Jedenfalls wird das Sputum untersucht. Morgen oder übermorgen werde ich das Resultat wissen.«

⁴²⁴ Anspielung auf die Lähmung seiner Beine; vgl. oben S. 97 mit Anm. 33.

⁴²⁵ Medizinalrat Dr. Alois Pogner (1872–1945), Wien IV, Favoritenstraße 26 (vgl. Lehmann's Allgemeiner Wohnungs-Anzeiger [...] für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. 1906, Bd. 2, S. 794).

⁴²⁶ Das Renaissanceschloss Kopidlno in Böhmen, Bezirk Gitschin (Jičín), Wohnsitz des Grafen Erwin Schlick, der den Gartenflügel 1875 im Neorenaissancestil hatte umbauen lassen (vgl. Hugo Rokytá, Die böhmischen Länder. Salzburg 1970, S. 155). Graf Schlick, ver-

ich kann, den Winter im Süden zu verbringen. Was mir schließlich sehr sympathisch ist!

Prinz Erich wird nicht mehr über mein nicht Kommen entrüstet sein, denn so wie ich heute bin, könnte ich wahrlich erst recht nicht an Ihrer schönen Reise theilnehmen. Ich bin neugierig, was Sie alles sehen werden. Bitte allen alles Schönste von mir zu sagen und Ihrem Bruder⁴²⁷ noch dazu, dass ich ihn jedesmal in meine slavischen Gebete einschließe u. er sich dann darin gar rhythmisch zu bewegen hat als nackte, freundliche Seele. Herzlichst Ihr

Rudolf Kassner

Seinen »Katarrh« kuriert Kassner während einiger Herbsttage im Hotel »Pan-hans« auf dem Semmering aus – »Mir geht's hier recht gut«, meldet er Lili Schalk am 17. Oktober –, ehe er über Wien⁴²⁸ Ende Oktober in die mährische Heimat reist und folgende Zeilen an die Freundin in Rom⁴²⁹ richtet:



Abb. 8: Groß-Pawlowitz: Rudolf Kassners Geburts- und Elternhaus
(Privatsammlung Stuttgart)

heiratet mit Marie Taxis' Schwester Gegina, war am 26. April 1906 verstorben. Vermutlich hatte man den bekannten Spezialisten an das Krankenlager nach Kopidlno gerufen.

⁴²⁷ Der in Venedig lebende Prinz Fritz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst; mit ihm wird die Fürstin auf ihrer bevorstehenden Italien-Reise zusammentreffen.

⁴²⁸ Hier begegnet er Arthur Schnitzler am 27. Oktober »auf dem Weg«: Schnitzler, Tagebuch 1903–1908 (wie Anm. 383), S. 229.

⁴²⁹ Vgl. die Bemerkung zu Beginn des Briefes 43.

42. Von Groß-Pawlowitz nach Rom

OSCAR KASSNER JR.⁴³⁰
Gr.-Pawlowitz 31/IX⁴³¹ 06.
<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Vielen Dank für Brief und Karten! Schöner konnten Sie ihre Reise nicht arrangieren, ich bin Ihren Automobilspuren⁴³² im Geiste gefolgt. Die Fahrt Volterra – St. Gimig.⁴³³ – Siena habe ich einmal⁴³⁴ zu Wagen gemacht, es war eines meiner ganz großen landschaftlichen Eindrücke. Wenn Sie einmal auf einige Zeit nach Perugia gehen u. ich in Italien bin, so komme ich auch.

Es hat mich sehr gefreut, von dem Freunde meiner Bücher zu hören.⁴³⁵ Mir schickte unlängst jemand aus Perugia ein Heft der Zeitschrift Leonardo u. darin stand ein Artikel von Papini.⁴³⁶ Wahrscheinlich war er es.

Mir geht es sehr gut, meine Bronchitis ist ganz behoben – Dank dem Semmering, wo ich einige reiche, schöne Tage verlebte. Morgen fahre ich nach Wien, da wird dann geräumt, am 10. fahre ich nach München (Nymphenburger-Strasse 86).⁴³⁷ Im December bin ich wieder u. noch in Wien. Hoffentlich bleiben Sie nicht gar zu lange in Lautschin.

⁴³⁰ LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand und gedrucktem Briefkopf, Name des Bruders durchstrichen, vier beschriebene Seiten.

⁴³¹ Irrtümlich statt: 31/X.

⁴³² Im Sommer 1905 hatte die Fürstin ein Automobil gekauft, »a superb Mercedes of 28 to 32 h.p.,« um fortan unabhängig von der verhassten Eisenbahn reisen zu können (vgl. Memoirs of a Princess [wie Anm. 41], S. 122). In diesem Zusammenhang hatte sie am 19. August 1905 Bernard Berenson unterrichtet: »I cannot expect the arrival of my Mercedes – & it is to be finished soon, but one never knows what they will invent to make one wait longer.«

⁴³³ Lies: San Gimignano.

⁴³⁴ Im Sommer 1903 während seines Aufenthaltes in Siena; vgl. oben S. 155 ff.

⁴³⁵ Nicht ermittelt.

⁴³⁶ Der italienische Journalist und Schriftsteller Giovanni Papini (1881–1956) hatte 1903 zusammen mit Giuseppe Prezzolini (1882–1982) in Florenz die philosophische Zeitschrift »Leonardo. Rivista di Idee« gegründet, in der im April 1906 (Anno IV, S. 175 f.) eine kurze Besprechung von Kassners Monographie »Denis Diderot« (23. Bd. der Reihe: Die Literatur. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen. Hg. von Georg Brandes. Berlin 1906: KSW II, S. 5–36) erschienen war. Sie ist mit »G. il S.« gezeichnet, hinter welchem Kürzel sich das Pseudonym »Giuliano il Sofista« verbirgt, das sich Prezzolini zugelegt hatte.

⁴³⁷ Die Adresse des Münchner Verleger-Ehepaars Hugo und Elsa Bruckmann. Zu gleicher Zeit unterrichtet Kassner Frau Bruckmann: »Genau kann ich Ihnen noch nicht den Tag meiner Ankunft schreiben. Es dürfte aber schon am 10. <November> sein.«

Mein Plan für den Winter ist doch Sicilien u. vielleicht Tunis. Sollten sie dann im Frühjahr gen Süden steigen, so käme ich ihnen entgegen. Mir thut es so leid, dass Prz. Erich nicht mit war; er hatte sich so darauf gefreut.

Die Novelle Keyserlings⁴³⁸ hat mir doch sehr gefallen. Vielleicht wiederholt er etwas zu sehr seinen Ton, den Ton der »Schwulen Tage«.⁴³⁹ Jedenfalls ist er aber seiner, u. das ist schon etwas. Ich werde ihn in München hoffentlich oft sehen.

In der Welt ist allerhand Neues zu hören u. zu wissen, politisch etc, doch thut man gut, es nicht zu wichtig zu nehmen.⁴⁴⁰ An Fürst Franz Lichtenstein ist der Kaiser ja auch herangetreten, ob er sein Minister des Äußeren werden wolle.⁴⁴¹ Ährenthal,⁴⁴² scheint es, passt besser in ein System, das ja durchaus pro forma sein kann u. nur davon lebt, dass es nicht gleich umgebracht wird.

Alles Herzliche, gnädigste Fürstin.

Ihr

Rudolf Kassner

⁴³⁸ Eduard von Keyserlings Erzählung »Seine Liebeserfahrung« war kurz zuvor erschienen in: Die Neue Rundschau. XVIIter Jg. der freien Bühne. 1906. Bd. 2, S. 1235–1269.

⁴³⁹ Keyserlings Novelle »Schwule Tage«, zuerst in: Die Neue Rundschau. XVter Jg. 1904. Bd. 1, S. 552–585, eröffnet als Titelstück die 1906 bei S. Fischer in Berlin veröffentlichte gleichnamige Novellensammlung. Zu Marie Taxis' späterer Übersetzung ins Französische s. o. S. 103 f. mit Anm. 61.

⁴⁴⁰ Außenminister Graf Agenor Goluchowski (1849–1921) war nach lang schwelender Krise am 21. Oktober zurückgetreten. Nur wenige Tage später, am 24. Oktober, hatte auch der Kriegsminister Heinrich Ritter von Pitreich (1841–1920) sein Amt niedergelegt.

⁴⁴¹ Als mögliche Nachfolger Goluchowskis werden in der Presse verschiedene Persönlichkeiten genannt; unter ihnen fehlt allerdings Prinz Franz von Liechtenstein, so dass offenbleibt, auf welche – möglicherweise mündliche – Quelle sich Kassners beruft.

⁴⁴² Alois Freiherr (ab 1909 Graf) Lexa von Achrenthal (1854–1912), derzeit Botschafter Österreich-Ungarns in St. Petersburg, war vom Kaiser am 24. Oktober zum Außenminister ernannt worden. Das Amt wird er bis zu seinem Tod am 17. Februar 1912 bekleiden.

43. Von Wien nach Florenz

Wien 3/XI. 06⁴⁴³
<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Ein Brief von mir ist vor 4 Tagen nach Rom gegangen. Hoffentlich wird er nachgeschickt. Mir geht es sehr gut, obwohl ich sehr empfindlich bin. Samstag⁴⁴⁴ mache ich mich für ca 14-20 Tage nach München (Nymphenburgerstrasse 86) auf.

Auf Wiedersehen u. alles Herzliche

Rud. Kassner

44. Von München nach Lautschin

München 18/11 06.⁴⁴⁵
<Sonntag>

Gnädigste Fürstin!

Wie geht es dem kleinen Prinzen?⁴⁴⁶ Hoffentlich haben Sie nicht viele Sorge um ihn. Und wie geht es Ihnen? Doch Sie sind in Lautschin und dort erwischt Sie immer der Grant wie andere anderswo der Schnupfen. Lassen Sie ihn bitte nur nicht chronisch werden!

⁴⁴³ KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Korrekturen Ernst Zinns. Korrespondenz-Karte. Adresse: S.A. La principessa / Maria de Thurn u. Taxis / Firenze / Hotel de l'Italie. Poststempel: Wien 3/11 06.

⁴⁴⁴ 10. November 1906.

⁴⁴⁵ KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Korrekturen Ernst Zinns.

⁴⁴⁶ Prinz Alexander; vgl. Brief 40 mit Anm. 421.

In einigen Tagen ist hier die première der Salome, worauf ich mich sehr freue.⁴⁴⁷ Gestern war ich bei Keyserling⁴⁴⁸ – der arme ist nun ganz blind. Dabei sieht man seinen Augen nichts an, sie sind offen u. leuchten wie sonst, nur manchmal merkt man, daß man mit einem ganz Blinden spricht und das ist dann tief traurig, ja erschütternd. Er ist geistig reger denn je, schreibt d.h. dictiert viel⁴⁴⁹ und läßt sich vorlesen und ist von großer innerer Heiterkeit, ja oft von kindlichem Frohsinn, wie seine beiden Schwestern⁴⁵⁰ sagen, die ihn pflegen. Der Mann ist wahrhaftig seinen Geist werth!

Ich bleibe bis Anfang Dezember hier, Dachauerstraße 45.⁴⁵¹

Alles Herzliche von Ihrem

Rudolf Kassner

⁴⁴⁷ Richard Strauss' Oper »Salome«, nach dem von Hedwig Lachmann ins Deutsche übersetzten Text von Oscar Wilde (s. o. Ann. 179), wird unter Leitung von Felix Mottl im Münchner Hoftheater zum ersten Mal am 25. November 1906 aufgeführt; das Haus ist seit Tagen ausverkauft (vgl. Hans Wagner, 200 Jahre Münchner Theaterchronik 1750–1950. München 1958, S. 81). Kassner kennt das Werk – es hatte bei der Premiere in Dresden am 9. Dezember 1905 unter Generalmusikdirektor Ernst von Schuch (1846–1914) einen durchschlagenden Erfolg errungen – noch nicht, da Gustav Mahlers »aufopfernde« Bemühungen, die Oper in Wien vorzustellen, von Mal zu Mal am Einspruch der »Censur« und einflussreicher Hofkreise gescheitert waren, vornehmlich wegen der »Darstellung von Vorgängen, die in das Gebiet der Sexualpathologie gehören, und sich nicht für unsere Hofbühne eignen« (Gustav Mahler – Richard Strauss, Briefwechsel 1888–1911. Hg. von Herta Blaukopf. München/Zürich 1980, S. 99–120). Die späte Wiener Erstaufführung vom 14. Oktober 1918 unter dem Dirigat Franz Schalks wird dann »die letzte Premiere des Kaiserreiches« sein (Marcel Prawy, Die Wiener Oper. Ergänzte und überarb. Neuauflage, Wien u.a. 1969, S. 187). Die erste Aufführung in Österreich hatte im Mai 1906 am Grazer Stadttheater stattgefunden (vgl. Gustav Mahler in Wien [wie Ann. 152], S. 282).

⁴⁴⁸ Eduard von Keyserling berichtet seinem Neffen Otto von Taube am 24. November 1906, er habe Kassner »sehr angeregt und anregend« gefunden (BSB: Taubeania III).

⁴⁴⁹ Keyserling arbeitet an seinem Roman »Dumala«, der 1907 in zwei Folgen in der »Neuen Rundschau« erscheint (XVIIIter Jg. 1907, Bd. 2, S. 1165–1196 u. 1303–1342) und als Buch im folgenden Jahr bei S. Fischer in Berlin herauskommt. Im Frühjahr 1906 hatte »Die Neue Rundschau« (XVIIter Jg. 1906, Bd. 1, S. 379–382) Keyserlings tiefstotende Besprechung von Kassners »Die Moral der Musik« gebracht, und noch 1909 wird er in diesem Zusammenhang am 27. August die Frage des Neffen Hermann von Keyserling »nach einem Mystiker« mit der Feststellung beantworten: »Einen vom Range Kassners ist wol nicht leicht aufzutreiben. Unser Kassner ist wol, was Mystik anbetrifft, Tiefe und Dunkelheit schwer zu ersetzen« (Keyserling, Briefe an seinen Neffen [wie Ann. 386], S. 181f.).

⁴⁵⁰ Die drei Geschwister Henriette (1839–1908), Elise (1842–1915) und Eduard von Keyserling (1855–1918) hatten sich 1895 – nach dem Tod der Mutter im Jahre 1894 – in einem gemeinsamen Haushalt in München niedergelassen, zunächst in der Rambergstraße 2, ab 1900 in der Ainmillerstraße 19.

⁴⁵¹ Kassner wohnt in der Pension Adrian, München, Dachauerstraße 45; vgl. BW Kassner, S. 92.

Die schönsten Grüße dem Fürsten, dem ich unlängst das schwerste aller Bücher⁴⁵² zurückschickte mit dem Phaidon⁴⁵³ als Lagergeld.

Kassner Pläne werden jäh durchkreuzt, als ihn die Nachricht vom plötzlichen Tod seines Bruders Alfred erreicht. Überstürzt verlässt er München am 23. November und nimmt am Sonntag, dem 25. November, an der Beisetzung in Groß-Pawlowitz teil. Kassner schildert den mit dem Zwillingssbruder Fritz (Friedrich) am 25. Februar 1871 geborenen als »mit und neben mir, mehr als die anderen durch mehrere Jahre«, lebenden »Bruder, der an epileptischen Anfällen litt. Er war nicht ausgesprochen schwachsinnig, doch geistig benommen, an den Grenzen des Schwachsinns dahinlebend. Auf ihn drangen Bilder so ein wie auf mich.«⁴⁵⁴ Am 7. Dezember 1906 erklärt er seiner Cousine Marie Olden: »Um den armen Alfred that es mir so doch sehr leid, er hatte gerade in der letzten Zeit an seiner Unabhängigkeit u. allem, was daraus für ihn erstand, eine so große Freude. Freilich, wenn die Tobsucht aus seinem Leiden entstanden wäre, so war der Tod das größte Heil, das ihm widerfahren konnte.«

Zurück in Wien, mietet er – bis Januar 1907 – eine Wohnung im I. Bezirk im Mezzanin der Ebendorfer Straße 3.⁴⁵⁵

45. Von Wien nach Lautschin

Wien 29/XI 06⁴⁵⁶

I Ebendorferstrasse 3
<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Wenn Sie mir nach München geschrieben haben, so hat mich Ihr Brief nicht mehr erreicht, denn die plötzliche Nachricht vom Tode eines Bruders rief mich nach Wien zurück. Ein armer Mensch, der an epileptischen Anfällen litt, nie ganz das Kind verloren hatte u. ein stilles, trotz seiner Anfälle doch frohes Leben bei bescheidenen Leuten am Lande

⁴⁵² Nicht ermittelt.

⁴⁵³ Platons Phaidon. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner. Jena 1906. Der Band war kurz zuvor erschienen (vgl. BW Kassner, S. 92 f.). Das dem Fürsten zugedachte Exemplar ist verschollen.

⁴⁵⁴ KSW VII, S. 46.

⁴⁵⁵ So an H. St. Chamberlain, 30. Oktober 1906. An Gottlieb Fritz heißt es am 5. Januar 1907: »Meine jetzige Wohnung I. Ebendorfer Straße 3 gebe ich allerdings auf, aber ganz nothwendige Briefe werden mich immer per Gr. Pawlowitz Mähren treffen« (Briefe an Tetzel, S. 137).

⁴⁵⁶ LHW. Ein Bogen mit Trauerrand, drei beschriebene Seiten.

führte – erlag er inmitten eines Anfalles einer Herzlähmung. Sonntag begruben wir ihn. –

Ich würde so gerne erfahren, wie es dem kleinen Prinzen geht, u. bitte Sie um einige Zeilen darüber. Ich bleibe jetzt in Wien (I. Ebendorferstrasse 3.) u. denke mir, am Ende kommen Sie doch nicht gar so spät.⁴⁵⁷

Für die Salomeaufführung hatte ich schon das Billet, doch musste ich eben weg.⁴⁵⁸ In gewisser Hinsicht that es mir nicht leid, denn die Münchener Theater sind ein Gräuel.

Ich kann Ihnen nicht viel schreiben. Keyserling sah ich noch sehr oft u. bin voll Bewunderung für die Haltung, mit der er das Schreckliche erträgt. Es gibt eben immer wieder da u. dort Menschen, wirkliche Menschen, die nicht mit sich pfuschen. Bitte also um ein paar Zeilen!

Alles Herzliche von Ihrem

Rudolf Kassner

Zu seinem ›äußeren Leben‹ befragt, schreibt Kassner am 10. Dezember 1906 an Houston Stewart Chamberlain: »Seit 30. Juni habe ich nicht weniger als 15mal zumeist ganz ohne Vergnügen u. Gewinn meinen Koffer gepackt, jetzt bin ich seit 2 Wochen hier I Ebendorferstrasse 3 Mezz. u. will noch bis Ende Jannuar so bleiben, mich jener Stunden erfreuend, in denen sich alles das, was in letzter Zeit so heftig durcheinandergeschüttelt wurde, setzt und ich an dem Buche weiterarbeiten kann, das ich vor bald einem Jahre ganz unterbrechen mußte.⁴⁵⁹ Leute, die meinem Leben von zu nahe und ohne Phantasie, vielleicht auch mit persönlichen, sonst nicht gerechtfertigten Wünschen zuschauen, mögen sich oft an einer gewissen Unruhe und Zerstreuung ärgern und diese tadeln, doch wissen sie nicht, daß das vorläufig so wie ich nun einmal bin, für mich das einzige Mittel ist, die Unruhe von dem fernzuhalten, was einzig u allein in mir nicht gestört werden darf, von meiner Arbeit d.h. von dem, was ich mit ihr will. Historisch, für kurzsichtige Psychologen schließt sich ja ein Werk ans andere so als ob diese Werke nichts anderes zu thun hätten als sich an einander zu schließen u. ein bischen Geschichte zu machen, in Wirklichkeit aber ist der Weg vom einen zum anderen immer eine Reise in ein anderes Land mit anderen Bergen u. Flüssen u.

⁴⁵⁷ In der Regel übersiedelt die Fürstin nicht vor Weihnachten von Lautschin nach Wien, um in der Hauptstadt die Wintermonate zu verbringen; vgl. oben S. 93 mit Anm. 14.

⁴⁵⁸ Kassner wird die nach seiner Meinung »sehr schwache Strauss'sche Salome« zum ersten Mal 1910 im »Schandinstitut« der Pariser Oper sehen und urteilen: »Das war erbärmlich« (an Lili Schalk, 8. Juni 1910, in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 9. September 1973, S. 50, irrtümlich auf den 8. Mai 1910 datiert).

⁴⁵⁹ Gemeint ist die »Melancholia«, an der Kassner seit Anfang 1906 arbeitet.

Menschen. [...] Ende Januar gehe ich nach Sicilien u. vielleicht Tunis,⁴⁶⁰ in Italien hoffe ich dann auch im Sommer zu bleiben. Mein Aufenthalt in Wien wird sich wohl für viele Jahre jetzt auf zwei – drei Monate beschränken, die längste Zeit des Jahres hoffe ich von nun an in Paris oder Rom zu verbringen. Ich lege ja nicht viel Werth darauf gerade da oder dort zu sein, das äußere Leben, zumal meines, so wie ichs empfinde, hat ja immer etwas vom Gefrett,⁴⁶¹ von Plackerei; der Wechsel gibt ihm wenigstens, gibt dieser Plackerei etwas Stil.«

Vorderhand verbringt er die Weihnachtsfeiertage bei der Familie seines Bruders in Groß-Pawlowitz.

46. Von Groß-Pawlowitz nach Lautschin

Gr.-Pawlowitz 27/12 06.⁴⁶²

<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Glaubte Sie kämen schon am 27^{ten} nach Wien! So muß ich Ihnen meine besten Grüße für 1907 auf diesem Wege sagen. Eigentlich wissen Sie so viel aus sich selber zu nehmen, daß alle Wünsche in der Phantasie auch bleiben dürfen – oder dorthin zurück dürfen, wenn sie einmal ihr Lager verlassen haben, um wirklich zu werden.

Vielen Dank für freundliche Karten!

Meine Adresse ist I. Ebendorferstrasse 3 u. dort bin ich von morgen wieder.

Auf frohes Wiedersehen!

Ihr

Rudolf Kassner

Hoffentlich geht es dem kleinen Prinzen wieder gut.

⁴⁶⁰ Diese Reiseroute, die Kassner am 7. Dezember seiner Cousine Marie Olden mit den Stichworten: »nach dem 20ten Jänner nach Sicilien« und anschließend »Tunis« bestätigt hatte, wird er kurzfristig umstellen und am 5. Januar 1907 Gottlieb Fritz eröffnen: »[...] in 14 <Tagen> – 3 Wochen gehe ich nach Tunis, Sicilien und bleibe dann in Italien« (Briefe an Tetzl, S. 136).

⁴⁶¹ Österreichisch, umgangssprachlich: Ärger, Plage; vgl. Österreichisches Wörterbuch (wie Anm. 154), S. 182.

⁴⁶² KEB. Typoskriptabschrift mit handschriftlichen Anmerkungen Ernst Zinns.

47. In Wien

<Wien,> Mittwoch!⁴⁶³

<9. Januar 1907>⁴⁶⁴

Gnädigste Fürstin!

Hier ein ganzer Haufen Billette. Hofmannsthal,⁴⁶⁵ Brüsseler u. Philharmonie.⁴⁶⁶ Logensitze bekam ich für letztere nicht mehr.

Gestern vergaß ich ganz, dass ich ja für Donnerstag Mittag vergeben sei; ich kann mich also nicht mit Ärgern kommen.⁴⁶⁷

Kann ich Freitag oder Samstag zum Frühstück kommen?

Sehen Sie sich draußen nur die gräulichen Tage⁴⁶⁸ an, u. da wollen Sie nicht nach Algier gehen u. sagen, es sei dumm jetzt nach Algier zu gehen...⁴⁶⁹

Alles Herzliche

Ihr

Rudolf Kassner

⁴⁶³ LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand, zwei beschriebene Seiten.

⁴⁶⁴ Die Datierung ergibt sich aus den im Postskriptum genannten Veranstaltungen, vgl. Anm. 471.

⁴⁶⁵ Hugo von Hofmannsthal wiederholt seinen Vortrag »Der Dichter und diese Zeit«, den er im Dezember 1906 in München, Frankfurt a.M., Göttingen und Berlin gehalten hatte, in Wien am Donnerstag, dem 17. Januar 1907, auf Veranlassung des Buchhändlers Hugo Heller in der Galerie Miethke, Dorotheergasse 11 (vgl. SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 127–148; Erläuterungen ebd., S. 490–567), vor »geladene<m> und 10 Kr<onen> zahlende<m> Publikum« (vgl. Schnitzler, Tagebuch 1903–1908 [wie Anm. 383], S. 248: »Er sprach sehr gut«). Dazu hatte er »hundert Leute eingeladen« (BW Thun-Salm, S. 159) und am 12. Januar in mehreren Fällen Marie Taxis' Vermittlung erbeten. Sie selbst wird mit Kassner sowie »mit Schwiegertöchter und Sohn« zugegen sein (Hofmannsthal an den Vater, Mitte Januar 1907, zit. in: SW XXXIII, S. 544), d.h. mit Prinz Erich oder Prinz Pascha und deren Ehefrauen Gabriele und Marie.

⁴⁶⁶ Gemeint sind der Kammermusikabend des Brüsseler Streichquartetts mit dem bayrischen Geigenvirtuosen Franz Schörig (1871–1923) als Primarius sowie Hans Daucher (1876–?), Paul Miry (1868–1926) und Jacques Gaillard (1875–1940) im Bösendorfer-Saal am Freitag, dem 11. Januar 1907, außerdem das 5. Philharmonische Konzert im Großen Musikvereinssaal unter Leitung von Felix Mottl am Sonntag, dem 13. Januar (vgl. die Ankündigungen in der »Neuen Freien Presse« vom 11. Januar 1907, S. 11f.).

⁴⁶⁷ Bezug nicht ermittelt. Möglicherweise besucht die Fürstin das »populäre Konzert« des Wiener Konzertvereins mit Werken von Haydn, Beethoven, Jules Massenet, Johann Strauß und Franz Liszt, das an besagtem Donnerstag, den 10. Januar 1907, »nachmittags 1/25 Uhr im Volksgarten« stattfindet (so die »Theater- und Kunsnachrichten« in der »Neuen Freien Presse« vom 10. Januar 1907, S. 13).

⁴⁶⁸ »Vom Wetter« meldet das »Neue Wiener Journal« am 9. und 10. Januar 1907 (S. 6 bzw. S. 7) »vorwiegend trübes Wetter mit stellenweisen Niederschlägen«.

⁴⁶⁹ Anspielung auf Kassners bevorstehende Nordafrika-Reise.

Ich bin heute Abends im Bristol⁴⁷⁰ nach dem Brahmsconzert! Allerdings ist die Walküre sehr spät aus....⁴⁷¹

48. In Wien

<Wien,> Samstag⁴⁷²
⟨Januar 1907 ?⟩

Gnädigste Fürstin!

Meine Erkundigungen nach dem bewussten Diener ließen mich erfahren, dass er ein sehr maniervoller, für gröbere Arbeit allerdings nicht sehr brauchbarer Mensch sei u. sonst ehrlich. Übrigens war er bei Schalks⁴⁷³ sozusagen Diener für alles, und Frau Schalk scheint mir über das Mass streng zu sein mit ihren Leuten.

Hoffentlich geht es Ihnen gut, gnädigste Fürstin. Sehen Sie, jetzt sind Sie ganz ohne Grant u. darum sagen Sie auch in einemfort wunderbare Dinge.

Ob der Fürst in der nächsten Woche nach Wien kommen wird?

Mit den besten Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

⁴⁷⁰ Das 1892 in der Nähe der Staatsoper eröffnete Hotel »Bristol« im I. Wiener Bezirk, Kärntner Ring 1, mit einem von der Fürstin und Kassner gern besuchten Restaurant.

⁴⁷¹ Im Großen Musikvereinssaal findet »heute«, am 9. Januar 1907, das 2. ordentliche Konzert der Gesellschaft der Musikfreunde als »Brahms-Feier« zum zehnten Todestag des Komponisten statt. Unter Leitung von Franz Schalk bieten das Orchester des Wiener Konzertvereins und der Singverein mit dem Pianisten Ernst von Dohnany (1877–1960) Brahms' »Schicksalslied«, das Klavierkonzert in B-Dur und »Nänie«. Am selben Abend bringt die Hofoper die von Marie Taxis besuchte Vorstellung der »Walküre«: »Ende 11 Uhr« (Neue Freie Presse, 9. Januar 1907, S. 19).

⁴⁷² LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand, drei beschriebene Seiten. Das Papier stimmt mit dem des vorangehenden und des folgenden Trauerbriefes überein. Die Nachricht, zu der keine näheren Ermittlungen möglich waren, dürfte daher in diesen Zeitraum einzuordnen sein.

⁴⁷³ Franz und Lili Schalk; s. o. Anm. 340.

49. In Wien

<Wien, 21. Januar 1907>⁴⁷⁴

Montag

Gnädigste Fürstin!

Leider kann ich keines von beiden, weder gestern noch heute kommen. Aus meinem dummen Schnupfen ist ein noch düümmerer Bronchialkatarrh, wenn auch nicht sehr heftig, geworden u. ich denke bis Dienstag das Zimmer hüten zu müssen. Fatal jetzt!

Mittwoch melde ich mich dann bei Ihnen. Die Tage sind gezählt, Samstag muss ich weg, da ich die Kabine im Schiff schon habe.

Einstweilen alles Schöne!

Rudolf Kassner

⁴⁷⁴ LHW. Ein Bogen mit Trauerrand, zwei beschriebene Seiten. – Die Datierung ergibt sich aus dem genannten »Samstag«, dem 26. Januar 1907, an dem Kassner seine Reise nach Nordafrika antritt. Ebenfalls am 21. Januar 1907 erfährt Lili Schalk: »Jetzt ist aus meinem Schnupfen ein regelrechter Bronchialkatarrh geworden, kein sehr heftiger, aber immerhin mich bis morgen (incl.) ins Zimmer fesselnd. Ich kann darum nicht kommen.«

Kriegsdienst, »Lippendienst« und Verantwortung Rudolf Borchardt, Heinrich und Otto Braun 1915–1918 (Mit unveröffentlichten Briefen)

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs bereitete der privilegierten Villenexistenz, die Rudolf Borchardt seit 1906 in Italien geführt hatte, ein jähes Ende. Er stellte zugleich die moralische Autorität des Schriftstellers in Frage; denn der Verfasser der offen zum Krieg aufrufenden »Ballade von Tripolis« (1911),¹ der aggressiv-militante »Spectator Germanicus« der »Süddeutschen Monatshefte« von 1912² hatte sich bis dahin erfolgreich um die Ableistung des Wehrdienstes gedrückt.³ Das erregte sogar den Unmut seiner Freunde, wie Alfred Walter Heymels Brief an Rudolf Alexander Schröder vom 21. September 1914 zeigt:

Wir wollen ruhig abwarten, aber wenn er [Borchardt] nach Ablauf dieses Krieges sich nicht gestellt hat, dann bin ich für meine Person fertig mit ihm und wenn seine philologischen, kritischen, rhetorischen Begabungen noch grösser wären als sie sind [...]. Ich hoffe aber inbrünstig, dass sich alles aufklären wird und er längst als Freiwilliger gedrillt wird.⁴

Tatsächlich hatte sich Borchardt schon am 2. August 1914 beim Deutschen Generalkonsul in Livorno freiwillig gestellt. Am 15. Oktober 1914 wurde er in Lörrach gemustert und dem 7. Badischen Infanterieregiment Nr. 142 Müllheim zugeteilt, wo er mit 37 Jahren die Grundausbildung

¹ Rudolf Borchardt, Gedichte II – Übertragungen II. Hg. von Marie Luise Borchardt und Ulrich Ott. Stuttgart 1985, S. 9–14; zur Korrektur der dort angegebenen Datierung (1912) vgl. Rudolf Borchardt – Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918. Text. In Verbindung mit dem Rudolf Borchardt Archiv bearb. von Elisabetta Abbondanza. München 2001, S. 340 u. 374.

² Rudolf Borchardt, Prosa V. Hg. von Marie Luise Borchardt und Ulrich Ott. Stuttgart 1979, S. 111–186; vgl. Jens Petersen, Italien, Deutschland und der türkische Krieg 1911/12 im Urteil Rudolf Borchardts. In: Ernst Osterkamp (Hg.), Rudolf Borchardt und seine Zeitgenossen. Berlin/New York 1997, S. 334–354.

³ Darin lag wohl der Hauptgrund für die Eheschließung in London 1906; vgl. Gerhard Schuster, »Das Land hat keine Kinder und kein Licht.« Die Malerin Karoline Borchardt geb. Ehrmann (1873–1944). Rothalmünster/München 2006, S. 15.

⁴ Zit. nach Rudolf Borchardt – Rudolf Alexander Schröder, Briefwechsel 1901–1918. Kommentierte Edition bearb. von Elisabetta Abbondanza. Phil. Diss. München 1997, S. 565.

als Musketier absolvierte. Er wurde am 29. Januar 1915 zum Gefreiten und eine Woche später zum Unteroffizier befördert; der dringend ersehnte und auf verschiedenen Wegen angestrebte Aufstieg zum »standesgemäßen« Offiziersrang blieb Borchardt jedoch den ganzen Krieg über verwehrt. Die militärischen Stellen gelangten vielmehr schon bald zur Einschätzung, dass dieser Soldat vor allem – zum Reden tauge. So erhielt Borchardt denn immer wieder die Gelegenheit bzw. den Auftrag, über patriotische Themen während seines Dienstes (und als Teil davon) zu sprechen, und zwar auch auf Anforderung anderer Kompanien. Nur ein Teil dieser Vorträge lässt sich rekonstruieren. Immerhin wissen wir, dass Borchardt aus Anlass von Kaiser Wilhelms Geburtstag am 27. Januar 1915 (und wieder 1916) vor seinem Regiment sprach. Bis zum 16. Februar 1915 hielt er mindestens zwei Reden über die Ursache und Vorgeschichte des Kriegs sowie über die Lage im Westen und Osten, am 28. März 1915 eine Rede über den Seekrieg und am 1. April 1915 eine Jubiläumsrede zum 100. Geburtstag Bismarcks. Auf Einladung des Bezirksausschusses des Deutschen Roten Kreuzes sprach er im Rathaus von Müllheim am 10. Februar 1915 über das Thema »Der Deutsche an seinen Grenzen« und am 8. August 1915 über den Abfall Italiens.⁵

Nach der Versetzung an einen Frontabschnitt der Champagne lassen sich die einzelnen Redetermine kaum noch identifizieren. Ein Brief vom 8. Januar 1916 beweist jedoch, dass der Bedarf an Rhetorik hier nicht geringer geworden war. »Ich werde jetzt dauernd zu den Truppen sprechen«, schreibt Borchardt an die Mutter unmittelbar nach seinem »début«, einer unvorbereiteten, nur aus dem »erbitterten Herzen« geschöpften Ansprache in der Kirche »einer ganz zerschmetterten Ortschaft vor hunderten ergreifender Dürerköpfe, – abgezehrt wild und vergeistigt wie die alten deutschen Porträts aus der Zeit ständiger Kriege und Lebensunsicherheit.«⁶ Mit Genugtuung registrierte Borchardt, dass sein Wort hier »in den Seelen« lag »wie Hand in Hand«. Oder, um es mit den Worten eines eindeutig auf diesen Anlass bezogenen Gedichts zu sagen:

⁵ Daten nach Rudolf Borchardt, Über den Dichter und das Dichterische. Drei Reden von 1920 und 1923. Hg. von Gerhard Neumann, Gerhard Schuster und Edith Zehm. Mit einer Dokumentation sämtlicher Reden Borchardts 1902–1933 von Gerhard Schuster. München 1995, S. 180–183.

⁶ Ders., Briefe 1914–1923. Text bearb. von Gerhard Schuster. München 1995, S. 93 f.

Sie waren Viel, sie wurden Eins,
Ein Leib, Ein Volk, mit Herzen und mit Lippen,
Und keiner fragte mehr, »was meins, was deins?«⁷

Neben diesen soldatischen Ansprachen hat Borchardt zwischen Oktober 1914 und Dezember 1916 drei Reden auf zivilen Kulturveranstaltungen gehalten. Er trat am 17. Oktober 1914 in Lörrach zusammen mit dem dort beheimateten völkischen Schriftsteller Hermann Burte (Träger des halben Kleist-Preises 1912) auf einem von Musik gerahmten vaterländischen Abend auf, er nahm zum 5. Dezember 1914 eine Einladung desselben Akademischen Vereins für Dramatik an, der ihn schon 1912 zu einem Vortrag über »neue Poesie« und »alte Menschheit« nach Heidelberg geholt hatte, und er sprach am 7. Dezember 1916 in der Berliner Philharmonie zur Eröffnung einer vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler organisierten Vortragsreihe über das Thema »Der Krieg und die deutsche Entscheidung«.⁸ Alle diese Auftritte wurden in der örtlichen Presse ausgiebig referiert und kommentiert; der Heidelberger Vortrag »Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr« erschien im Sommer 1915 in dem sonst eher durch frühexpressionistische Veröffentlichungen auffallenden Verlag Richard Weissbach, Heidelberg. Obwohl Borchardt mit dem Presse-Echo der Buchausgabe zunächst herzlich unzufrieden war,⁹ entfaltete die Broschüre eine beträchtliche Breiten- und Langzeitwirkung. Eberhard von Bodenhausen, der auch den Druckprozess unterstützt hatte, erklärte sie schlechtweg zur »bedeutendsten geistigen Aeusserung dieser Zeit«:

Ich habe sie an meinen ganzen Bekanntenkreis durch meinen Buchhändler verschicken lassen und erhalte teilweise begeisterte Zustimmungen. [...] Ich habe auch dafür gesorgt, dass der Reichskanzler die Schrift liest.¹⁰

Die Reaktion Bethmann-Hollwegs, der früher der erklärten Meinung war, Borchardt solle sich auf seine eigentliche Fähigkeit zur lyrischen Produktion besinnen,¹¹ ist nicht bekannt. Es sollte jedoch auch der Ge-

⁷ Ders., Gedichte. Hg. von Gerhard Schuster und Lars Korten. Stuttgart 2003, S. 173. Das Zitat entstammt dem Gedicht »In das Stammbuch meines Kommandeurs im Felde« (d.i. Major Walther Schmidt).

⁸ Vgl. Ders., Über den Dichter (wie Anm. 5), S. 178–191.

⁹ An Schröder, 26. September 1915: Borchardt – Schröder (wie Anm. 1), S. 623.

¹⁰ Bodenhausen an Borchardt, 10. August 1915 (DLA).

¹¹ Bethmann-Hollweg an Heymel, 14. März 1913, faksimiliert in: Rudolf Borchardt – Alf-

neralstabschef dieselbe Rede, und zwar gleich mehrfach, lesen. Das wiederum gehört zur Vorgeschichte eines weiteren Redner-Auftritts Borchardts, um dessen Genese, Echo, praktische Wirkung und ethische Problematik es im Folgenden gehen wird. Gemeint ist die Rede »Der Krieg und die deutsche Verantwortung«, die Borchardt am 21. Februar 1916 in Berlin vor der »Deutschen Gesellschaft 1914« gehalten hat. Obwohl sie in Uniform gehalten wurde, auf Wunsch des schon erwähnten Generalstabschefs, vor einer Reihe hoher Militärs und im Rahmen eines von der Truppe bewilligten Sonderurlaubs, lässt sie sich nicht den oben erwähnten militärischen Ansprachen zuordnen. Schließlich waren mit Gerhart Hauptmann, Hofmannsthal und Richard Strauß auch maßgebende Vertreter des kulturellen Lebens unter den Zuhörern; das Manuskript der Rede erhob literarische Ansprüche und erschien innerhalb kürzester Frist (als einziges Werk Borchardts überhaupt) beim führenden Literaturverlag S. Fischer. Dennoch hatte die ursprüngliche »performance« nicht den Charakter einer üblichen Kulturveranstaltung. Die Chefredakteure der »Frankfurter Zeitung« und der »Vossischen Zeitung« ebenso wie des »Berliner Tageblatts« waren zwar anwesend,¹² durften aber nichts darüber schreiben, denn die im November 1915 gegründete und in ihrem Namen an die so fragwürdige wie legendäre Kriegsausbruchsstimmung erinnernde »Deutsche Gesellschaft 1914« verstand sich als elitärer Herrenclub englischen Zuschnitts, aus dem Frauen ebenso ausgeschlossen waren wie die Öffentlichkeit.

Diesem Umstand ist denn auch das Informationsdefizit geschuldet, dem jede Frage nach der ursprünglichen Wirkung von Borchardts erster Berliner Rede begegnet. Und das, obwohl diese Rede in den hier vorzustellenden Zeugnissen wohl zu Recht als »Wendepunkt in Borchardts Leben« bezeichnet wird (Dokument 14)! Die gründlichste Dokumentation zu Borchardts rhetorischen Aktivitäten verweist lediglich auf die – in entscheidenden Punkten gezielt um Umdeutung der Faktenlage bemühte – autobiographische Aufzeichnung »Frühstück zu acht Gedanken« aus dem Jahr 1943 und auf die 1966 [!] mitgeteilte Erinnerung

red Walter Heymel – Rudolf Alexander Schröder. Hg. von Reinhard Tgahrt und Werner Volke. Marbach 1978, S. 218.

¹² Wenn man aus der Zuhörerschaft von Friedrich Naumanns Rede am 3. Januar 1916 (s.u. Dokument 7 im Dokumententeil am Ende dieses Beitrags) auf das Publikum Borchardts schließen darf.

eines Regimentskameraden, wonach Borchardt enttäuscht an die Front zurückgekehrt sein soll, obwohl bei seiner Rede »S. M. und der Kronprinz« anwesend gewesen seien.¹³ Dies wiederum kann mit Sicherheit ausgeschlossen werden; eine Mitgliedschaft Kaiser Wilhelms II. oder anderer führender Vertreter des Herrscherhauses ist inkompatibel mit der bürgerlichen Konstruktion dieses Clubs und nirgends belegt.¹⁴

Müssen wir also ganz bei Null anfangen, wenn wir nach den Begleitumständen der Rede »Der Krieg und die deutsche Verantwortung« fragen? Nicht so ganz. Die »Frühstücks«-Erzählung enthält nämlich auch belastbare, anhand überlieferter Dokumente verifizierbare Informationen. Gleich der erste Satz mischt eigentlich Fiktion und historische Wahrheit:

Im März 1916, im Schützengraben vor Tahure wo ich, verschmutzt und abgedroschen, alles eher als Überraschungen erwarten konnte, erhielt ich von unbekannter Hand ein großgemaltes aufgeregt gesetztes Schreiben, das mich zu einer Rede in Berlin, in der Deutschen Gesellschaft von 1914 aufforderte.¹⁵

Nun ist Borchardt, der es insgesamt nur rund zwölf Tage im Schützengraben aushielte, in der allvordersten Frontlinie erst nach der Rückkehr aus Berlin auf eigenen Wunsch eingesetzt worden; zur Zeit der Einladung um die Jahreswende 1915/16 war er noch als Schreiber, Quartiermacher und eben als Redner einige Kilometer hinter dem Trommelfeuer beschäftigt. Wir erkennen den Willen des Autors, seine militärischen Verdienste herauszustreichen und gleichzeitig den Spannungsbogen des nachfolgenden Textes zu vergrößern. Denn natürlich erstrahlt der Auftritt im »überblendeten«¹⁶ Saal der Hauptstadt in umso größerem Glanz, wenn der Redner dorthin aus der Extremsituation des Schützengrabens gerufen wurde. (Mit dieser Fiktion scheint Borchardt schon in Berlin gespielt zu haben.¹⁷) Den Rest des Eingangssatzes dagegen dürfen wir

¹³ Borchardt, Über den Dichter (wie Anm. 5), S. 186.

¹⁴ Vgl. Bernd Sösemann, Jenseits von Partei und Parlament. Walther Rathenaus »aufbauende Ideenpolitik« in der Deutschen Gesellschaft 1914. In: Walther Rathenau 1867–1922 – Die Extreme berühren sich. Hg. von Hans Wilderotter. Berlin 1994, S. 169–178.

¹⁵ Rudolf Borchardt, Prosa VI. Hg. von Ulrich Ott und Gerhard Schuster. Stuttgart 1990, S. 227.

¹⁶ Ebd., S. 247.

¹⁷ Vgl. Heinrich Brauns Rede vom »Trommelfeuer, aus dem er – buchstäblich – direkt zum Vortrag kam« (Dokument 14).

für bare Münze nehmen. Das erste, vom 26. Dezember 1915 datierende Schreiben des »Regierungssozialist[en]« Heinrich Braun, der im weiteren Verlauf der Seite als Verfasser der überraschenden Sendung genannt wird, an Borchardt ist tatsächlich – wie alle anderen Briefe Brauns – in »großgemalte[n]« Schriftzügen gehalten (Dokument 4 u. Abb. 2). Ihm lag bereits in Abschrift der Brief des Generalstabschefs Helmuth von Moltke d.J. bei, in dem sich dieser begeistert über die Heidelberger Kriegsrede äußert und eine Einladung Borchardts zur »Deutschen Gesellschaft 1914« befürwortet (Dokument 3). Die Nachricht über den einstimmigen Vorstandsbeschluss vom 17. Januar 1916 erhält Borchardt dann zeitgleich von Braun (Dokument 11) und von Rathenau. Letzterer schreibt auf einem Firmenbogen der AEG: »Es war mir zu meiner Freude Gelegenheit gegeben, hervorzuheben, was die Gesellschaft von Ihrer Anwesenheit und Ihrer Rede zu erhoffen hat. [...] Exz. v. Moltke trat ebenfalls lebhaft für Sie ein.¹⁸

Dass Borchardts Erinnerungstext Rathenaus Brief zugunsten eines zweiten (wenn man Dokument 9 mitzählt, eigentlich dritten) Schreibens von Heinrich Braun unterschlägt, lässt sich leicht erklären: Eine bestimmende Tendenz, wenn nicht sogar das primäre Motiv zur Abfassung, der gesamten Erzählung liegt nämlich in der systematischen Herabsetzung oder Problematisierung von Rathenaus öffentlicher Rolle, dem Hofmannsthals Freund, der früh verstorbene Eberhard von Bodenhausen, darin gezielt als überlegene Alternative hinsichtlich der Vermittlung von Geist und Wirtschaftsmacht gegenübergestellt wird. Rathenau hatte durch seine aktive Beteiligung an der sogenannten Erfüllungspolitik der Weimarer Republik längst das Vertrauen verspielt, das ihm Borchardt schon 1907 und verstärkt seit Kriegsbeginn entgegenbrachte.¹⁹ Tatsächlich enthielt ja die Berliner Rede eine ausdrückliche Verbeugung vor dem (ungenannten) Wirtschaftsmagnaten,²⁰ auch das den Titel der Erinnerungsschrift veranlassende »Frühstück zu acht Gedecken« in seinem Hotel gab Borchardt nicht zuletzt zu Ehren Rathenaus. Es ist also eine Art tätiger Wiedergut- oder vielmehr -schlechtmachung bzw. Verdrän-

¹⁸ Walther Rathenau, Gesamtausgabe. Hg. von Hans Dieter Hellige und Ernst Schulin. Bd. 5, Teil 2. Düsseldorf 2006, S. 1499.

¹⁹ So hat Borchardt Rathenau in einem Brief vom 20. Dezember 1914 gleichsam sein geistiges Vermächtnis anvertraut: Borchardt, Briefe 1914–1923 (wie Ann. 6), S. 46f.

²⁰ »Einer der hervorragendsten Männer hier, den ich vor mir zu sehen die Freude habe, ein Mann des mächtig handelnden Lebens, den auch die deutsche Literatur der Betrachtung stolz

gung, wenn Borchardt fast 30 Jahre später, wiederum mitten in einem Weltkrieg, die Episode seines Berliner Auftritts aufgreift und sich dabei der Hypothek Rathenau durch gezielte Reduktion der Bedeutung, die dieser eigentlich in jenen Tagen für ihn hatte, entledigt.

Eine andere auffällige Umformung der Vergangenheit lässt sich in der konsequenten Aussparung von Borchardts erster Frau, der Malerin Karoline geb. Ehrmann beobachten.²¹ In der Realität ist Karoline zum Vortrag im Februar 1916 für zwei Tage von Freiburg nach Berlin gefahren,²² sogar auf Borchardts eigenen Wunsch hin – im Nachhinein vermittelt der Autor jedoch den Eindruck vollkommener erotischer Ungebundenheit. Er bittet eine Berliner Freundin »Frau von Fr.« um Übernahme der Rolle der Gastgeberin bei seinem kleinen Empfang und unterhält offenbar eine flirtartige Beziehung zu ihrer Schwester »Maxe« oder »Frau von F.-Tr.«.²³ Immerhin wird die Mitwirkung der Schwestern Edith von Fransecky und Maximiliane von Fischer-Treuenfeld an Borchardts Frühstück – wie ihr verführerischer Reiz – auch durch Hofmannsthals Zeugnis bestätigt.²⁴

Eine weitere Erinnerungslücke oder Umformungsstrategie des Autobiographen betrifft seine Freundschaft zu Otto Braun, dem im letzten Kriegsjahr gefallenen hochbegabten Sohn Heinrich Brauns und dessen (schon im Sommer 1916 verstorbener) dritter Ehefrau, der durch die »Memoiren einer Sozialistin« bekannt gewordenen Schriftstellerin Lily Braun. Immerhin war Otto Braun einer der wenigen Menschen, mit denen Borchardt eine Duzfreundschaft einging! Wie tief ihn der Verlust des 20-Jährigen traf, zeigt noch der Brief an Hofmannsthal, in dem er sich am 22. Juni 1918 dankbar über Rudolf Alexander Schröders lyrisches Gedenkblatt für Margarete von Kühlmann ausspricht. Denn unter den Gestalten dieser »Ausfahrt« (so der Titel) begegnet ihm auch sein jugendlicher Freund:

unter die ihren zählt, hat am Schlusse einer gedankenvollen Darstellung« (Ders., Prosa V [wie Anm. 2], S. 302).

²¹ Ihre Berliner Anwesenheit wird schon am Vortagstag verleugnet (Dokument 14).

²² Karoline Borchardt an Rudolf Alexander Schröder, 3. März 1916: Borchardt – Schröder (wie Anm. 1), S. 629.

²³ Vgl. Borchardt, Prosa VI (wie Anm. 15), S. 236–238.

²⁴ Vgl. das Zitat aus seinem Brief an Gerty von Hofmannsthal: BW Borchardt Kommentar, S. 425.

Dass er in dieser Unterweltsszene meinen armen Jungen vom Flamentode auf dem Kammel hereingeholt hat, sogar mit Nennung des Namens spielend: »Braun von Gesicht und braun die vollen Haare«, danke ich ihm besonders, denn mir werden noch lange wenn ich an das lieblich-kluge, kühne Menschenbild denke, eher die Thränen kommen als die Reime.²⁵

Halten diese Trauer und die in ihr begründete Unfähigkeit zur literarischen Bearbeitung bis 1943 an? Oder gibt es möglicherweise noch andere Gründe dafür, dass Borchardt im autobiographischen Text von Heinrich Braun wie von einem Fremden spricht und mit keinem Wort zu erkennen gibt, dass jener »Regierungssozialist« der Vater seines engsten jugendlichen Freundes war, mit ihm direkt nach seinem Vortrag in der »Deutschen Gesellschaft 1914« zu Abend aß und bei diesem Essen einen gewichtigen Passus aus einem Feldpostbrief des Sohns zitierte, der sich eng mit Borchardts eigener kritischer Auseinandersetzung mit dem späteren Schaffen Hofmannsthals berührte (Dokument 14, 12)? Borchardt muss damals sogar die Adresse Otto Brauns bekommen haben, denn er versprach dem Vater, jenem den teuren Pressedruck seiner »Germania«-Übersetzung zu schicken! Überhaupt machte Heinrich Braun von Anfang an deutlich, was der Autobiograph direkt verleugnet:²⁶ nämlich dass es die – später zu dokumentierende²⁷ – Begeisterung seines Sohns Otto für die Heidelberger Kriegsrede Borchardts war, die ihn selbst zur Lektüre des Textes und zum Vorschlag einer Einladung des Redners Borchardt motiviert hatte. Gleich im ersten Brief (Dokument 4) geht er sogar von der Annahme aus, dass sich Otto schon seinerseits mit Borchardt in Verbindung gesetzt habe, und erbittet gegebenenfalls die Gelegenheit zu einer Abschrift – der Vater des Hochbegabten agiert dabei schon als dessen Archivar zu Lebzeiten.

Die hier aufgeworfenen Fragen lassen sich am besten in zwei Schritten beantworten. Auffällig ist zunächst die Rolle, die die Heidelberger Rede »Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr« für das Zustandekommen des Berliner Auftritts Borchardts und wahrscheinlich auch als Maßstab

²⁵ An Hofmannsthal, 22. Juni 1918: BW Borchardt, S. 229 f. – In Schröders Gedicht heißt es abweichend: »Ein Jüngster nur und Allerletzter war's, / Auch er von Wunden kläglich abgemattet. – / Braun Angesicht und braun die Strähne Haars, / Die seine Knabenstirne halb verschattet« (zit. nach BW Borchardt. Kommentar, S. 151f.).

²⁶ »Wie Heinrich Braun gerade auf mich verfallen war, konnte ich noch nicht wissen« (Borchardt, Prosa VI [wie Anm. 15], S. 227).

²⁷ S.u. mit Anm. 54–59.

für seine Bewertung gespielt hat. Erst liest Otto Braun, dann sein Vater, dann Moltke jene Rede, deren Vortragsdatum damals ein rundes Jahr zurückliegt. In einer Situation zunehmender Verunsicherung über den weiteren Verlauf des sich unerwartet in die Länge ziehenden Krieges und des offenen Hervortretens unterschiedlicher Interessengruppen an der sogenannten Heimatfront (Kontroverse um etwaige Annexionen bei der Aushandlung eines »Siegfriedens«) scheint der ungebrochene Idealismus der früheren Rede – Borchardt selbst spricht im Nachhinein von »Fanfare«²⁸ – so etwas wie eine moralische Erhebung gewährt zu haben. Heinrich Braun lobt »jugendliche[n] Schwung, abgeklärte Weisheit und hohe Gesinnung« (Dokument 4); Moltke liest den Text mit ähnlicher »Andacht, [...] wie man etwa die 9^{te} Symphonie hört«:

Und ich habe mich erq[u]ickt an der reinen geistigen Luft, die mir aus den Worten entgegenströmte, wie die herbe, klare Luft der Bergeshöhen. Borchardt spricht nicht zu den Ohren, er spricht zu der Seele unseres Volkes und aus ihr heraus. (Dokument 3)

Beide Leser vereindeutigen die kulturprotestantische Dimension, die die Heidelberger Rede schon mit dem titelgebenden Stichwort der »Selbst-einkehr« (oder Buße) aufmacht. Es ist Borchards Variante des Katharsis-Topos, auf den sich ja die überwältigende Mehrheit des damaligen deutschen Kriegsschrifttums bezieht.²⁹ Freilich unterscheidet sich schon seine frühere Rede vom Mainstream anderer Verlautbarungen jener Jahre darin, dass sie eine solche »Selbsteinkehr« oder Läuterung nicht vom Blutbad auf den Schlachtfeldern erwartet, sondern eine radikale Erneuerung der deutschen Kultur zur Voraussetzung nicht nur des deutschen Siegs (an dem nie gezweifelt wird), sondern seiner gedeihlichen Auswirkungen auf die künftige Neuordnung Europas macht.³⁰

²⁸ Borchardt, Prosa VI (wie Anm. 15), S. 232.

²⁹ Vgl. Helmut Fries, Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Bd. 1/2. Konstanz 1994/95; Petra Ernst u.a. (Hg.), Aggression und Katharsis. Der Erste Weltkrieg im Diskurs der Moderne. Wien 2004.

³⁰ Vgl. Gregor Streim, Deutscher Geist und europäische Kultur. Die »europäische Idee« in der Kriegspublizistik von Rudolf Borchardt, Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Pannwitz. In: GRM NF 46, 1996, S. 174–197; Kurt Flasch, Rudolf Borchards Weltkriegsreden. In: Osterkamp, Borchardt und seine Zeitgenossen (wie Anm. 2), S. 355–369; Kai Kauffmann, Rudolf Borchardt und der »Untergang der deutschen Nation«. Selbstinszenierung und Geschichtskonstruktion im essayistischen Werk. Tübingen 2003, S. 131–145.

Vor dem Hintergrund der Spaltung der deutschen Kriegsbeobachter in Annexionisten und Nichtannexionisten mochten Braun und Moltke Borchardts alte Rede vielleicht als Plädoyer für das lesen, was man mittlerweile als »Verständigungsfrieden« bezeichnete. Wenn Moltke (und mit ihm Braun) von Borchardts Einladung eine Neuauflage von Fichtes »Reden an die deutsche Nation« erwartete, so war damit zweifellos der Wunsch nach einer einigenden, das politische Handeln unmittelbar bestimmenden Wirkung verbunden, den der Berliner Auftritt Borchardts aus vielen Gründen nicht erfüllen konnte. Noch der heutige Leser wundert sich darüber, wie wenig Konkretes der umfängliche Redetext letztlich zum Krieg und zu Deutschlands »Verantwortung« aussagt. Dass gerade der letzte Begriff so nebulös bleibt, fällt dabei umso mehr auf, als Borchardt das Titelwort spontan im ersten Brief aus dem Feld vorschlägt – als etwas, das sich in ihm seit langem »aufgebaut« habe (Dokument 6). Gemeint ist offenbar die Führungsrolle, die Deutschland im und vor allem nach dem Krieg für ganz Europa zukomme. Der Redner kann sie indes anscheinend schon deshalb nicht näher bestimmen, weil Deutschland für ihn – ein genuin romantischer Gedanke – die prinzipiell unvollendete Nation ist, wie der Held des Bildungsromans auf ewiger Wanderschaft: »Die andern prahlen, pochen und kreischen. Deutschland sucht.³¹

Das war kaum das, was die Mitglieder der »Deutschen Gesellschaft 1914« erwarteten. Die vorliegenden Zeugnisse stimmen denn auch darin überein, dass der spontane Beifall nach Borchardts Rede eher einer rhetorischen Überrumpelung als nachhaltiger Überzeugungsarbeit geschuldet war. Heinrich Braun spricht davon, dass dieser die Hörer – nach anfänglichen Irritationen über seine Erscheinung und den vom Üblichen abstechenden Zuschnitt der Rede – »in seine[n] Bann« geschlagen habe; den Inhalt dagegen übergeht er mit Stillschweigen (Dokument 14); Ernst Troeltsch, von Braun als begeisterter Zuhörer namentlich hervorgehoben (und wenige Wochen später selbst Redner auf dem Podium der Gesellschaft³²), gibt im Abstand von zweieinhalb Wochen folgende Analyse des Rezeptionsprozesses:

³¹ Borchardt, Prosa V (wie Anm. 2), S. 311.

³² Troeltsch sprach am 20. März 1916 über »Die Ideen von 1914«; vgl. das abgebildete Programm der »Deutschen Gesellschaft 1914«.

Hier aber liegt das Interessanteste der Sache. Ich war – offen gestanden – sehr erstaunt über die gute Aufnahme, die Ihre Rede fand. Ich erlaubte mir schon damals zu bemerken, daß ich daraus schließe, die Leute hätten Sie nicht verstanden. Freilich kam dazu, daß der persönliche Eindruck der Rede die Menschen in Ihren Bann gezogen hatte. Aber gegen diese Wirkung begann schon in der nächsten halben Stunde die Reaktion, die Bedenken kamen. Am folgenden Tage war daraus Entrüstung bei den meisten geworden. Eine halbe Woche darauf brumte [?] mich der alte Herr von Gierke³³ an, ich sei der einzige gewesen der begeistert gewesen sei. Man begreife nicht, wie Sie zu diesem Auftreten gekommen seien. Ein hoher preußischer Beamter habe ihm gesagt, Exz. Moltke habe Sie berufen lassen, u das sei ja auch kein Wunder, da Moltke zu den Gesundbetern gehöre!! Diese Geschichte ist höchst charakteristisch: Poesie, Idealismus, Bismarck-Kritik, Freisinn, Gesundbeten, das ist für solche Leute ziemlich alles dasselbe, Mangel an Energie u Schneidigkeit u der Gesinnung der guten Gesellschaft.³⁴

Tatsächlich hatte Borchardt jede konkrete Festlegung im Annexionismusstreit vermieden und am Schluss seiner Rede eine Politik im Sinne des Freiherrn vom Stein (statt Bismarcks) gefordert: »Denn es wäre ein unendlicher Irrtum anzunehmen, der heillose Zustand Europas, den wir einrichten sollen, verlange die rücksichtsloseste Hand. Meine Herren, er verlangt die mildeste und die weiseste [...].«³⁵ Nicht alle hörten das gern. In ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen bestritt Hauptmann das vom Redner konstatierte »Schisma« zwischen alter deutscher Innerlichkeit und heutiger Industriewelt.³⁶ Borchardts alter Feind Wilamowitz setzte sogar diskriminierende Gerüchte gegen ihn in Umlauf, die auch den Verleger Fischer verunsicherten.³⁷

³³ Der Rechtshistoriker Otto von Gierke (1841–1921) war Mitglied der »Deutschen Gesellschaft 1914«.

³⁴ Troeltsch an Borchardt, 11. März 1916 (DLA).

³⁵ Borchardt, Prosa V (wie Anm. 2), S. 319ff. (Zitat S. 323). Die Buchwerbung des S. Fischer Verlags hob gerade auf diese Passage ab; s.u. mit Anm. 149.

³⁶ Vgl. Gerhart Hauptmann, Tagebücher 1914–1918. Hg. von Peter Sprengel. Berlin 1997, S. 125. Vgl. die gestrichene Notiz »Wichtigmacherei, Pathetik« (ebd.) und die nachfolgenden Reflexionen über den »Narren« Borchardt: »Wie kann man versuchen einzugreifen in einer Zeit, wo nichts greifbar ist« (ebd., S. 127). Zu Hauptmanns kritischer Lektüre der Buchausgabe der Rede vgl. Peter Sprengel, Gerhart Hauptmann. Bürgerlichkeit und großer Traum. Eine Biographie. München 2012, S. 501.

³⁷ Vgl. die Zitate aus Briefen Franz Bleis in: BW Bochardt. Kommentar, S. 127. Borchardt hatte sich den Zorn des führenden Alphilologen seiner Zeit durch ironische Seitenhiebe auf dessen Tragikerübersetzungen im »Gespräch über Formen« zugezogen.

Vor diesem Hintergrund war Troeltschs Zuspruch für Borchardt ein wichtiger Trost³⁸ – daher die starke Gewichtung dieses mit Michelangelo Schöpferporträt verglichenen³⁹ Hörers im »Frühstück zu acht Gedecken« –, wie grundsätzlich auch die lobende Kritik, die Hans Delbrück im Märzheft der »Preußischen Jahrbücher« seiner Heidelberger [!] Rede widmete: »Dieser Mann denkt ja ganz so wie ich [...]. Neben Deißmanns ›Deutschem Schwertsegen‹ und Fendrichs ›Krieg und Sozialdemokratie‹ rechne ich die Borchardtsche Rede zu dem Schönsten, was diese Zeit hervorgebracht hat.«⁴⁰ Angesichts des allgemeinen Grummelns über die aktuelle Rede, zu der sich Delbrück ja nicht direkt äußern durfte, bedeutete diese sehr verspätete Rezension zweifellos eine nachdrückliche persönliche Unterstützung. Und doch mutet es fast symbolisch an, dass jetzt wieder die Heidelberger Rede zur Verteidigung herangezogen wurde. Deren Befürworter Otto Braun jedenfalls äußerte sich nach Lektüre der Buchausgabe von »Der Krieg und die deutsche Verantwortung« zunächst ernüchtert (Dokument 15); immerhin unternimmt er bald darauf eine zweite Lektüre der »sehr merkwürdige[n] Rede«.⁴¹

So wichtig der Berliner Auftritt auch für die weitere Entwicklung des bis dahin einer größeren Öffentlichkeit unbekannten Autors war, so wenig konnte Borchardt dort einen vollen Erfolg verbuchen. Wie viele Schriftsteller musste es ihn dabei besonders kränken, die neue Rede, in die eine mehr als einjährige Übung als Militärredner und eine ebenso lange Erfahrung des soldatischen Lebens eingeflossen waren, allgemein gegenüber seinem früheren Anlauf zur rhetorischen Kriegsbewältigung zurückgesetzt zu sehen. Das späte »Frühstück zu acht Gedecken« lässt sich unter anderem auch als Versuch verstehen, diese narzistische Kränkung aus der (literarischen) Welt zu schaffen.

Dass dieser Versuch unter gänzlicher Ausklammerung Otto Brauns durchgeführt wurde, ist vielleicht vor dem Hintergrund einer einigermaßen paradoxen Konstellation zu verstehen. Wie der Brief an Moltke vom 22. Februar 1916 zeigt (Dokument 13), hat Ottos Vater die Gunst

³⁸ Vgl. die Bemerkung über den »herrlichen Brief von Troeltsch« im Brief an die Mutter vom 19. März 1916: Borchardt, Briefe 1914–1923 (wie Anm. 6), S. 101.

³⁹ Vgl. Ders., Prosa VI (wie Anm. 15), S. 247.

⁴⁰ Preußische Jahrbücher 163, 1916, S. 537. Delbrück bezieht sich auf folgende rezente Veröffentlichungen: Adolf Deißmann, Deutscher Schwertsegen. Kräfte der Heimat fürs reisige Heer. Stuttgart 1915; Anton Fendrich, Der Krieg und die Sozialdemokratie. Stuttgart 1915.

⁴¹ Tagebucheintrag vom 27. April 1916 (LBI).

der Stunde für einen Versuch genutzt, Borchardt langfristig vor jenem Trommelfeuer zu schützen, aus dem dieser angeblich nach Berlin geeilt war: nämlich durch Versetzung zum sogenannten Nachrichten-Offizier Berlin, eben jener Dienststelle, der Borchardt tatsächlich zum Jahresbeginn 1917 zugewiesen wurde. Noch am 13. März fragte Heinrich Braun bei Moltke nach und gewann den Eindruck, dass sein Vorschlag gute Chancen habe.⁴² Wir wissen freilich nicht, ob diese Intervention wirklich ursächlich für die spätere Versetzung war und wie viel Borchardt seinerseits davon wusste. Dennoch besteht die Möglichkeit, dass Borchardt gerade durch die vor der »Deutschen Gesellschaft 1914« abgelieferte rhetorische Sinngebung des Kriegs von dessen härtester Erfahrung erlöst wurde, und zwar dank der Vermittlung eben jenes Heinrich Braun, der ihm zu diesem Auftritt überhaupt erst verholfen hatte.

Genau das Gegenteil lässt sich nun von der hier (Dokumente 16–19) erstmals näher dokumentierten Schlüsselszene seiner Beziehung zu Otto Braun behaupten. In dem entscheidenden Gespräch vom 23. Januar 1918, das auch die Duzfreundschaft begründet, hat Borchardt den – nach langer Verletzungspause – wieder an die Front strebenden jungen Leutnant in eben diesem Vorsatz bestärkt und dadurch – so muss es sich seinem Gewissen nach Ottos Tod, der nur drei Monate später eintrat, doch dargestellt haben – eine Mitschuld am vorzeitigen Abbruch dieses so vielversprechenden Lebens auf sich geladen.

Unter dem Titel »Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten« hat Julie Vogelstein, die im nächsten Jahr Heinrich Brauns vierte Frau wurde, Ende 1919 eine Auswahl aus (leicht überarbeiteten⁴³⁾ Briefen und Tagebüchern des Gefallenen publiziert, angereichert mit einer Auswahl seiner Gedichte und dem frühen Drama »Eros und Psyche«. Der von drei verschiedenen Verlagen vertriebene

⁴² Vgl. Heinrich an Otto Braun, 15. März 1916 (LBI).

⁴³ Zur Kritik an der Editionspraxis vgl. Wolfgang Martin Luise Maier, *Otto Braun's Life and Works (1897–1918). An Investigation of His Literary Legacy*. Ph. D. George Washington University 1975, S. 65–72. Einen kritischen Abgleich der verschiedenen Editionen Julie Braun-Vogelsteins bietet auch: Dorothee Wierling, *Eine Familie im Krieg. Leben, Sterben und Schreiben 1914–1918*. Göttingen 2013, S. 383–389 u. 398–401. Beide Arbeiten stützen sich auf den umfangreichen Familiennachlass (s. u. Anm. 79). Maier lässt dabei den Briefwechsel zwischen Heinrich und Otto Braun weitgehend (und die nachfolgend dokumentierten Teile vollständig) unberücksichtigt; Wierling, die Maiers Dissertation nicht erwähnt, verfährt gleichfalls selektiv, zitiert von den hier präsentierten Dokumenten einen einzigen Satz (Dokument 15, Ende) und zeigt sich im Übrigen weitgehend blind für Stellenwert und persönlichen Anteil Borchardts.

Band⁴⁴ wurde zu einem Bestseller der frühen Weimarer Republik und bereitete einer heroisierenden Rezeption die Bahn, wie sie sich etwa in Friedrich Georg Jüngers Braun-Artikel in dem von seinem Bruder Ernst herausgegebenen Band »Die Unvergessenen« (1928) spiegelte.⁴⁵ 50 Jahre später suchte dieselbe Herausgeberin dieser soldatischen Lektüre durch eine grundlegend bearbeitete Neuauflage unter dem Titel »Fragment der Zukunft« entgegenzutreten, indem sie einfach allzu markante Passagen wegließ und dafür verschiedene teils kriegskritische Äußerungen neu aus dem Nachlass Otto Brauns hinzufügte. Hier taucht nun erstmals Rudolf Borchardt als Bezugsperson auf, dessen Name in der früheren Ausgabe nur als der eines Buchautors zu lesen war, und zwar in der Tagebuchaufzeichnung von der schon erwähnten grundlegenden Aussprache am 23. Januar 1918:

Abends bei Rudolf Borchardt. Intensives Gespräch von ca. zwei Stunden, worin er mich mit allen Mitteln zwang, um meiner selbst willen Karin abzuschütteln. Kampf hin und her. Zum Schluß kamen wir einander sehr nah. Er bot mir das Du an. In ungeheurer Auflösung und Erregung, doch schon mit innerlichem Sieg, davon.⁴⁶

In dieser Isolation eine zwar deutliche, aber hinsichtlich ihrer Voraussetzungen fast unverständliche Aussage! Auch die Edition der großen – weitgehend immer noch der Kommentarbände und damit auch jeder Erläuterung der editorischen Prinzipien⁴⁷ ermangelnden – Briefausgabe Borchardts hat das Dunkel nicht gelichtet. Dort erscheint zwar der Kondolationsbrief an Julie Vogelstein vom 1. Mai 1918,⁴⁸ aber kein einziger

⁴⁴ Otto Braun, *Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten*. Hg. von Julie Vogelstein. Stuttgart/Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1920 [ausgeliefert 1919]; Otto Braun, *Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten*. Hg. von Julie Vogelstein. Leipzig: Insel 1921; Otto Braun, *Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten*. Hg. von Julie Vogelstein. Berlin-Grunewald: Verlagsanstalt Hermann Klemm 1924. Im Folgenden wird die Ausgabe des Insel Verlags zugrunde gelegt.

⁴⁵ Friedrich Georg Jünger, Otto Braun. In: Ernst Jünger (Hg.), *Die Unvergessenen*. Berlin/Leipzig 1928, S. 29–36.

⁴⁶ Otto Braun, *Fragment der Zukunft. Aufzeichnungen eines Frühvollendeten*. Hg. von Julie Braun-Vogelstein. Stuttgart 1969, S. 150. In der Handschrift heißt es »Intensivstes« (LBI).

⁴⁷ Die in Teilen offenbar Vollständigkeit erstrebende und einen solchen Anschein auch sonst erweckende Ausgabe verfährt ausgesprochen selektiv. Von den rund 60 überlieferten Briefen an Christa Winsloe wurde nur knapp die Hälfte aufgenommen; vgl. Peter Sprengel, Borchardt – Heymel – Winsloe. Neuvermessung eines Beziehungs Dreiecks. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 58 (2014), S. 209–245.

⁴⁸ Vgl. Borchardt, Briefe 1914–1923 (wie Anm. 6), S. 192 f.

ger der vier überlieferten Briefe Borchardts an Ottos Vater – weder die beiden die Karin-Affäre betreffenden Schreiben aus demselben Bestand des Leo Baeck Instituts, New York (Dokumente 16 u. 17) noch die Korrespondenz um den Vortrag in der »Deutschen Gesellschaft« im Marbacher Borchardt-Nachlass (Dokumente 6 u. 10) – und ebenso wenig der Brief an Bodenhausen vom 23. Januar 1918 mit der gleichen Provenienz (Dokument 18). Welche Tabus oder Denkverbote sind hier berührt? Darf der Vertreter eines geistesaristokratischen Konservatismus nicht in enger Verbindung mit einem revisionistischen Sozialdemokraten gesehen werden? Muss der Schutzmantel des Schweigens, den Borchardt selbst über die letzte Etappe seiner Freundschaft zu Otto Braun gelegt hat, auch 100 Jahre später unangetastet bleiben?

Die hier vorgelegte Auswahledition sieht sich an solche Denkverbote umso weniger gebunden, als es ihr nicht um Indiskretionen, sondern um die Rekonstruktion einer fundamentalen Problematik geht: Wie definiert der Schriftsteller Borchardt seine »Verantwortung« im Krieg? Welche Konsequenzen zieht er für sich und andere aus dem Projekt der rhetorischen Sinngebung, dessen wichtigste Stationen wir bereits kennengelernt haben? Wie bereits angedeutet, scheute Borchardt selbst die Feuertaufe nicht. Er ließ sich unmittelbar nach seiner Rückkehr vom Berliner Vortrag an die vorderste Linie versetzen, musste aber schon nach kurzer Zeit den Posten im Schützengraben aufgeben, weil er körperlich den Belastungen nicht gewachsen war. Noch bevor er sich von den Folgen einer Rippenfellentzündung erholt hatte, sah Borchardt seine »Kriegerlaufbahn« als beendet an;⁴⁹ auch die rhetorisch-literarische Aufbereitung des Kriegs erschien ihm nun in neuem fragwürdigem Licht:

Ich bin dies zwecklose rhetorisierende Volunteering, das niemandem weiter hilft und auf einen Lügen-Wechselstrom des Pseudowirkens und der Pseudowirkung hinauskommt, in die Seele satt, und neide den Histrionen und Stümpern und Popularitätspfaffen die Stelle nicht, an der sie, statt meiner, den Lippendienst vollziehen und die schale Berauschung geniessen werden. Das Schwatzen ist überlebt.⁵⁰

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 105.

⁵⁰ BW Borchardt, S. 178.

Derselbe Schatten fällt in Borchardts Augen, zumindest im Nachhinein,⁵¹ auch auf die Aktivitäten des Bundes deutscher Gelehrter und Künstler, in deren Rahmen er am 7. Dezember 1916 seine letzte Kriegsrede – immerhin im großen Saal der Berliner Philharmonie – hielt, von »Rathenau, Gleichen und Möllendorff [...] auf den Tron« und (um es weiter mit den Worten seiner Freundin Edith von Fransecky zu sagen) »vor's wogende, erregte Jerusalem« gezerrt.⁵² Unter den Zuhörern war auch ein Leutnant mit jüdischem Vater und nichtjüdischer Mutter: Otto Braun, der infolge einer schweren Kriegsverletzung nach Berlin verlegt und gerade am selben Tag angekommen war. Der »sehr bedeutende« Vortrag machte auf ihn einen »grosse[n] Eindruck«.⁵³ Als einer der wenigen Hörer im Saal, der die schon publizierten Kriegsreden Borchardts kannte, scheint Braun nichts davon gemerkt zu haben, dass sich der Redner selbst in einer tiefen »Krisis« befand, wie das entscheidende Stichwort des ursprünglichen Titels lautete. Der Militärzensur klang das freilich zu negativ, so dass der Philharmonie-Vortrag unter dem Titel »Der Krieg und die deutsche Entscheidung« angekündigt wurde.

Otto Brauns Verhältnis zu Borchardt umfasste intellektuelle und emotionale Aspekte; letztere überwogen deutlich. Als Soldat an der Ostfront sah er sich durch die »vorzügliche« Heidelberger Rede in seiner Kriegsphilosophie bestätigt: »In keiner Schrift habe ich den Weltwende-Charakter dieser Zeit so gesagt und durchdacht gefunden.«⁵⁴ Unter dem Eindruck der Dostojewski-Lektüre und der unmittelbaren Erfahrungen

⁵¹ »Während des ersten Kriegsjahres wurde in Berlin der Kulturbund begründet, der sich dann, wohl aus Scheu vor zu stark determinierenden Bezeichnungen, in den Bund Deutscher Gelehrter und Künstler verwandelte. Er mietete Bureaus, sammelte und bezahlte sechsstellige Summen, beschäftigte zahlloses Personal, ließ Reihen von Schreibmaschinen klappern, hielt Vorstandssitzungen, Sektionssitzungen, Besprechungen, Konferenzen, machte durch Anforderungen Militärpersonen frei, telegraphierte dringend, telefonierte dienstlich, verlieh gegen Leihgebühr naturgetreue Ameisenkostüme, veranstaltete künstliches Schneetreiben. Er ließ einige Vorlesungen halten, in die niemand ging« (Borchardt, Prosa V [wie Anm. 2], S. 352).

⁵² Edith von Fransecky an Borchardt, 24. Oktober 1916 (DLA). Man kann nicht mit Sicherheit davon ausgehen, dass Borchardts Freundin seine von ihm regelmäßig verleugnete jüdische Herkunft kannte. Heinrich von Gleichen, der Sohn Alexander von Gleichen-Rußwurms und spätere Herausgeber des »Ring«, hatte eine führende Rolle im Kulturbund inne; der Ingenieur und Essayist Wichard von Moellendorff galt lange als rechte Hand Rathenaus, bewahrte sich im Unterschied zu diesem aber Borchardts Wertschätzung (vgl. die Stellennachweise im Personenregister von: Borchardt, Prosa VI [wie Anm. 15]).

⁵³ Tagebucheintrag vom 7. Dezember 1916, zit. nach Maier, Braun's Life and Works (wie Anm. 43), S. 137.

⁵⁴ An Heinrich und Lily Braun, 24. November 1915 (LBI). Dort äußert Braun auch den Vorsatz einer zweiten Lektüre.

mit dem Kriegsgegner monierte Braun lediglich die – von ihm auch Alfred Weber angelastete⁵⁵ – »Nichtachtung Russlands«. Solche Einwände minderten nicht den Effekt der Erregung, den derselbe Brief der Borchardt-Lektüre bescheinigt.⁵⁶ Übereinstimmend damit nennt das Tagebuch vom Vortag die »fabelhaft bedeutende« Rede »[s]ehr erregend.«⁵⁷ Das Interesse richtet sich sogleich auf den Autor, von dem sich Braun umgehend die nächsten Schriften bestellte⁵⁸ und an den er im Dezember 1915 persönlich schreiben wollte.⁵⁹ Auch wenn sich dieser Vorsatz in den nächsten Wochen verlor, so bezeugen die Briefe an den Vater doch das anhaltende Interesse an der Persönlichkeit Borchardts, über dessen Erscheinung er vom Vater bald nähere Informationen erbat.

Der in der Philharmonie gewonnene Eindruck vom Redner scheint Otto Braun zunächst noch keinen menschlichen Zugang eröffnet zu haben. Bei ersten persönlichen Begegnungen im nächsten Jahr, wohl durch gemeinsame Bekannte vermittelt, beobachtet er jedenfalls anfangs eine erstaunlich kritische Distanz zu Borchardt. Im Tagebuch vom 12. März 1917 heißt es über ein Gespräch mit ihm in der Wohnung der uns bereits bekannten Edith von Fransecky:

Sehr langes und recht bedeutsames Gespräch mit ihm über George, Hofmannsthal, ihn selbst und andere Dinge. Er ist mehr als die meisten andern Leute, nur lügt er mit unerhörter Dreistigkeit und ist wohl letzten Endes ein moralischer Crétin. Sehr traurig, wenn man als praceptor Germaniae auftreten will. Doch glaube ich, dass wir noch viel von ihm zu erwarten haben auch seine früheren Verdienste um den Deutschen Geist erst eine spätere Zeit voll würdigen wird. Auch verblasst ja das Persönliche schliesslich und ein grosser Kerl steht auf alle Fälle dahinter. Er sieht in Hofmannsthal mit erstaunlicher und rührender Treue noch immer den Grossen, den Schöpfer, den ich nicht in ihm sehe; auch dies wird die Zukunft lehren. In politischen Dingen vertritt er trotz des erschreckenden Falles von Bagdad einen Optimismus, der kaum zu verstehen ist. Italien müsse nächster Zeit Friede machen; bräche einer die Londoner Akte, dann fielen alle ab. In zwei Monaten wäre

⁵⁵ Wohl mit Bezug auf dessen »Gedanken zur deutschen Sendung« (s.u. mit Anm. 81).

⁵⁶ An Heinrich und Lily Braun, 28. November 1915 (LBI).

⁵⁷ Tagebucheintrag vom 27. November 1915 (LBI).

⁵⁸ An Heinrich und Lily Braun, 25. November 1915 (LBI).

⁵⁹ An Heinrich und Lily Braun, 5. Dezember 1915 (LBI): »Borchardt's Schrift schicke ich noch nicht zurück, da ich ihm vielleicht schreibe!« Von dieser Absicht nimmt Otto Braun später Abstand (Dokument 12). Noch am 16. Januar 1916 aber schreibt er an die Eltern: »An Borchardt werde ich nun nächstens schreiben und zwar unter der Adresse des Ersatztruppen-teils (falls Ihr nicht noch eine andre angebt)« (LBI).

Schluss. Doch das ist Unsinn. Er ist jetzt hier in der Nachrichtenabteilung und weiss wohl viel; so mögen seine Mitteilungen über Frankreichs Untergang – vielleicht – stimmen.⁶⁰

Die in sich uneinheitliche Stellungnahme lässt deutlich die frühe Prägung Otto Brauns durch den George-Kreis und insbesondere den Einfluss Gundolfs erkennen, der im Februar 1917 ins Kriegspresseamt nach Berlin versetzt wurde und häufiger mit Otto Braun zusammentraf.⁶¹ Schon die Informationen über Borchardts Persönlichkeit und Entwicklung, die Braun im Vorfeld von dessen erster Berliner Rede an den Vater geschickt hatte (Dokumente 2 u. 8), sind offensichtlich durch Vorgaben des George-Kreises gesteuert: »Bei Borchardt ist doch stets die Gefahr hemmungslosen Talents [...] Dies alles ist etwas gewiss sehr Gefährliches« (Dokument 8). Sie machen gleichfalls deutlich, dass ein Großteil dieser Borchardt-Kenntnisse indirekt erworben wurde: wahrscheinlich durch den Privatlehrer Herman Schmalenbach oder durch den Maler Reinhold Lepsius, in dessen Familie der junge Braun verkehrte. Auch der erhaltene Briefwechsel mit Atha Nodnagel wird stark von der Auseinandersetzung mit George beherrscht.⁶²

Im Herbst jedoch – spätestens seit der Sonntagsunterhaltung vom 11. November 1917 »über Dichterisches (mittelhochdeutsch, Immermann u. a.) auch politische Dinge«⁶³ – muss Borchardt die kritischen Vorbehalte des Jüngeren überwunden haben. Unter dem Datum des 19. November 1917 trägt er in das Stammbuch Otto Brauns eine an Goethes »Maximen und Reflexionen« anknüpfende⁶⁴ lebensphilosophische Betrachtung ein, die entscheidende Stichworte auch für die folgenden Phasen der Beziehung liefert:

⁶⁰ Tagebucheintrag Otto Brauns vom 12. März 1917 (LBI); vgl. die stark abweichende Wiedergabe in: Maier, Braun's Life and Works (wie Anm. 43), S. 146. Mit »Londoner Akte« ist wohl der Geheimvertrag (Patto di Londra) zwischen Italien und den Alliierten vom 26. April 1915 über die Kriegsteilnahme Italiens gemeint.

⁶¹ Vgl. Maier, Braun's Life and Works (wie Anm. 43), S. 140 f. u. 143.

⁶² LBI; vgl. Maier, Braun's Life and Works (wie Anm. 43), S. 110–112.

⁶³ Tagebucheintrag Otto Brauns vom 12. November 1917 (LBI). Borchardts Wertschätzung Immermanns ist notorisch; noch im späten Aufsatz »Zur deutschen Judenfrage« verbindet sie sich mit Fragen der Mittelalter-Rezeption: Rudolf Borchardt, Prosa IV. Hg. von Marie Luise Borchardt. Stuttgart 1973, S. 386.

⁶⁴ »Man geht nie weiter als wenn man nicht mehr weiß wohin man geht« (Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Richter. München 1985–1998. Bd. 17, S. 875; vgl. Ders., Maximen und Reflexionen. Hg. von Max Hecker. Weimar 1907, Nr. 901).

Das eigentlich Rätselhafte des Lebenslaufs liegt darin, daß der Weg selber das Ziel ist, das Wort im eigentlichen Sinne genommen: Denn alle darüber hinausgehenden Ziele sind nicht irdischer Natur, sondern transzendenten Kategorien; darum werden sie auf Umwegen erreicht: denn jedes Ringen nach dem Transzendenten ist ein dramatischer Zyklus, mindestens eine bedeutende Kurve. Darum bezeichnet der Umweg und der Abweg den dämonischen Menschen; darum ist der Stein, an den Du stößest, ein Stück Deines Fußes, nicht der Straße; darum ist der Weg weiser, als der ihn geht.

Der Tyche und dem Hermes Agyieus empfiehlt den jungen Wanderer Borchardt.⁶⁵

Otto hat sich in den folgenden Wochen intensiv mit Borchardts Eintragung auseinandergesetzt, die offenbar Fragen aufgriff, die ihn schon länger beschäftigten. Von Schloss Neubeuern aus, wo er damals die Bekanntschaft der 19-jährigen, im Familienkreis als psychisch instabil geltenden Karin von Bodenhausen-Degener machte, antwortete er Borchardt im Dezember 1917 unter direkter Bezugnahme auf den Stammbuchseintrag:

[...] ich werde oft daran zu denken haben, wenn der Stein, an den mein Fuss stösst, allzu gross und allzu kantig ist, wenn es bitter schwer wird, diesen Stein als einen Teil des Fusses, nicht des Weges zu fühlen, bitter schwer zu glauben, dass es der eigne Dämon war, der ihn hinrollte und nicht die Tücke feindlicher Gottheiten. Aber trotz allem, meinen Sie nicht, dass es *ausser einem selbst* liegende, widrige Mächte gibt, teuflische und zänkische, böse und dumpfe Gestalten, gegen die man zu kämpfen entschlossen sein muss? Oder sollte denn wirklich alles Schicksal in der eignen Brust liegen und amor fati dies bedeuten, dass alles nur von innen wächst, das Leben wie eine Blume (oder auch eine Distel) organisch aufblüht, garnicht anders werden *kann*, da alles nur von Innen kommt, sodass denn amor fati aus einem jauchzenden Schlachtruf beinahe eine anmutig verhüllte Resignation würde? Ich weiss wirklich nicht ob die beseligende oder die vernichtende Kraft dieses Gedankens überwiegt.⁶⁶

Schon Borchardt sprach ja, in offensichtlicher Anlehnung an den Goethe'schen Wortgebrauch, vom »dämonischen Menschen«. Wenn Otto Braun das Stichwort des »Dämons« aufgreift, so steht dahinter ein längerer persönlicher Umgang mit der sokratischen Vorstellung eines

⁶⁵ Borchardt, Prosa VI (wie Anm. 15), S. 600 f.; ebd. auch Hinweise zu früheren Formulierungen dieses Gedankens in Borchardts Werk.

⁶⁶ Otto Braun an Borchardt, 17. Dezember 1917 (DLA). Die Formel »Amor fati« (Ergebnung ins Schicksal) diente Otto Braun als Motto seiner Kriegstagebücher (s. Abb. 1).

»daimonion«, der sich bereits für die Briefe und Tagebücher des 13- und 15-Jährigen nachweisen lässt.⁶⁷ Während Otto Braun den Glauben an einen »untrüglichen Stern« 1913 noch ausdrücklich mit der Vorstellung der persönlichen Entscheidung und Verantwortung verbindet,⁶⁸ setzt sich unter dem Eindruck des Krieges ein fatalistischer Zug durch. Im Tagebuch vom 21. Mai 1916 bekennt sich Braun zum Lebensideal des Helden im Sinne eines »demütig gehorsam folgen[s], jenem erhabenen Daimon, von dem ich glaube und hoffe, dass er der meine ist, mich hingeleiten wird durch die Fährnisse.« Wie zum Anbruch des neuen Jahrs »sing[t]« der Tagebuchschreiber »zu diesem Daimon: ›Doch ich vertraue deinem Gebot / Und vertraue dem Morgen.‹«⁶⁹

Kriegsdienst und »Daimon«-Gehorsam fließen hier fast zusammen. Eben diese Konstellation erneuert sich auf höchst fatale Weise, wenn Borchardt im Januar 1918 als Sachwalter der Väterinteressen und in spontaner Übernahme einer fragwürdigen pädagogischen Verantwortung Otto Braun zur Beendigung seiner (wenn man das starke Wort hier überhaupt benutzen darf) Liebesaffäre mit Karin von Bodenhausen-Degener drängt und ihn im gleichen Atemzug in dem Beschluss zur Rückkehr an die Front bestärkt. An den Vater des Mädchens schreibt er noch am Abend seiner erzieherischen »Aktion«,⁷⁰ die zwischen ihm und Otto verhandelte Begrifflichkeit des »Dämonischen« aufgreifend: »Sein Truppenteil hat ihn angefordert und er hat recht daran gethan, darin den Griff des Dämons zu gewahren, der ihn aus dem Schlimmsten zieht was einem sich bildenden Menschen widerfahren kann: einem falschen Romane.« (Dokument 18) Tatsächlich war Otto Braun trotz anhaltender schwerer Einschränkungen im Gebrauch seines linken Arms vier Tage vorher »kriegsverwendungsfähig« erklärt worden.⁷¹

⁶⁷ Vgl. den Brief an Stefan Lepsius vom 16. Juli 1910 und den Tagebucheintrag vom 1. Februar 1913: »Folge nur immer Deinem Daimonion, Deiner inneren Stimme« – »Es kann für mich keinem Zweifel unterliegen, daß ein Daimonion, so mächtig wie das des Sokrates, ein untrüglicher Stern mich behütet, so zwar, dass mir unbedingt die Verantwortung in der Wahl der Dinge bleibt, dieser mich aber in allem leitet, was nicht von einer persönlichen Entscheidung abhängt« (Braun, Schriften [wie Anm. 44], S. 37 u. 85).

⁶⁸ S. vorherg. Anm.

⁶⁹ Zit. nach Maier, Braun's Life and Works (wie Anm. 43), S. 268; vgl. in leicht abweichender Schreibung: Braun, Schriften (wie Anm. 44), S. 162f.

⁷⁰ Wie Heinrich Braun Borchardts Intervention benennt: Dokument 19.

⁷¹ Vgl. Braun, Schriften (wie Anm. 44), S. 200; Julie Braun-Vogelstein, Heinrich Braun. Ein Leben für den Sozialismus. Stuttgart 1967, S. 278.

Man wird sich freilich fragen dürfen, mit welchem Recht der längst vom Krieg ernüchterte und nach dem erzwungenen Rücktritt Bethmann-Hollweds im Juli 1917 wohl auch am verdienten deutschen Sieg zweifelnde⁷² Borchardt hier die Vorstellung eines persönlichen Bestimmtseins zum Krieg aufgreift. Er war wohl zu sehr Literat, als dass er sich den von Otto Braun mit größtem subjektiven Idealismus vorgetragenen Vorstellungen einer notwendigen Hingabe an den ›Geist‹ des Kriegs vollständig hätte verschließen können. So scheint er auch das Gedicht »Gottesdienst« nur verbessert, nicht zurückgewiesen zu haben, das Otto ihm bei einer ihrer letzten persönlichen Begegnungen am 3. Februar 1918 vortrug und in dem er das letzten Endes auf Georges Sakralisierung der Kunst zurückgehende Modell eines kultischen Dienstes und die schon in den Warschau-Strophen von 1915 (Dokument 21) anklingende Vorstellung einer hierarchischen Architektur auf seine eigene Lebenssituation anwandte. Aus dem Stein, gegen den sein Fuß stoßen könnte, ist hier schon ein Fels geworden, dessen Fall den »[Z]erbrechlichen zerbricht«; demungeachtet ist das lyrische Ich, das sich hier den Mut zuspricht, sich selber (d. h. dem eigenen Daimon) »ganz zu trauen«, zum Äußersten entschlossen – auf dem Weg zu einer *Unio mystica*, die wohl schon jenseits des Lebens angesiedelt ist.⁷³ In der Handschrift, die Braun Borchardt am 4. Februar 1918 zusammen mit dem hier als Dokument 20 gedruckten Brief übersandte, hat er das Gedicht seinem – nicht nur literarischen – Mentor gewidmet:

Gottesdienst.
Rudolf Borchardt gewidmet.

Dir sei Gesetz dich einem Gott zu geben
Und Dem zu dienen deine Zeit
Er formt dein ungefügtes Leben
Entrückt es der Vergänglichkeit.

⁷² Vgl. Borchardts Reaktion auf den Kanzler-Rücktritt im Brief an Schröder vom [26. Juli 1917] (Borchardt – Schröder [wie Anm. 1], S. 657 f.) und seine rückblickende Erklärung gegenüber Werner Kraft vom 23. Oktober 1918: »Es ist die moralische Unreife des deutschen Volkes im Verhältnisse zu der ihm gestellten Aufgabe, die es vom Siege ausschliesst« (Borchardt, Briefe 1914–1923 [wie Anm. 6], S. 211).

⁷³ Vgl. die Interpretation bei Maier, Braun's Life and Works (wie Anm. 43), S. 266–272 (»sanfte Ahnung des kommenden Todes«, S. 267).

Doch glaub du nicht mit heissem Rufen
Mit klagendem Gesange Ihn
Von Seiner Tempel weissen Stufen
Zu deiner Qual hinabzuziehn

Denn es ist nicht Sein Amt zu lindern
Wie eine Mutter klug und schlicht
Nicht Sein des Felsen Fall zu hindern
Der dich zerbrechlichen zerbricht.

Doch hast du Mut dir selber ganz zu trauen
Dann bleibt Enttäuschung ätzend dir erspart
Und du wirst wirken wachsen endlich schauen
Vollkommenes Wunder: Seine Gegenwart.⁷⁴

Otto Braun kannte vielleicht nicht das »Intermezzo« aus den »Süddeutschen Monatsheften« von 1910, in dem Borchardt die pseudorituellen Ausdrucksformen des George-Kreises aufs Grausamste verhöhnte.⁷⁵ Wohl aber kannte er die Reden Borchardts, in denen der Krieg als Selbsteinkehr, Verantwortung und Entscheidung gefeiert wurde.

Noch am Vorabend des Aufbruchs zur Front, der ihn über Oberitalien führen sollte,⁷⁶ hörte Otto Braun am 14. Februar 1918 einen letzten Vortrag Borchardts: eine Rede zum Thema »Deutschland und Italien« im Frauenclub.⁷⁷ »[E]in ganz grosser tiefer Eindruck«, notiert der Reisende am nächsten Tag, schon in Naumburg:

Er sprach unter höchsten geistigen und wahrhaft weltpolitischen Gesichtspunkten über das Verhältnis Deutschland–Italien, gab mir ungeheuer viel, durchleuchtete dichterisch-visionär die ganze unendlich seltsame Beziehung. Auch nachher noch sehr lieb zusammen.⁷⁸

⁷⁴ Nach der signierten Handschrift DLA, datiert »4/II. 18.«; vgl. den leicht abweichenden Druck in: Braun, Schriften (wie Anm. 44), S. 242. Abgesehen von der ergänzten Interpunktions- und dem Fehlen der Widmung, unterscheidet sich die Druckfassung vor allem durch die Variante »reinen Stufen« und die Hervorhebung der beiden letzten Worte.

⁷⁵ Vgl. Rudolf Borchardt, Prosa I. Hg. von Gerhard Schuster. Stuttgart 2002, S. 105–138.

⁷⁶ Aus Triest und Görz schickte Otto Braun Postkarten an Borchardt (DLA).

⁷⁷ Vgl. den Tagebucheintrag Otto Brauns vom 14. Februar 1918 (LBI) und die Erwähnung des Vortrags (ohne genaueres Datum und Veranstalter) in: Borchardt, Über den Dichter (wie Anm. 5), S. 192. Der Vortrag fand wahrscheinlich im Deutschen Frauenklub in der Kurfürstenstraße 88 statt; der Berliner Frauenklub von 1900 hatte an diesem Abend ein anderes Programm (vgl. Vossische Zeitung, Nr. 82 vom 14. Februar 1918, Morgen-Ausgabe).

⁷⁸ Tagebucheintrag Otto Brauns vom 15. Februar 1918 (LBI).

Otto Braun wurde am 29. April 1918 bei Marcelcave im Nordosten Frankreichs durch eine Granate getötet, Karin von Bodenhausen-Dege-
ner nahm sich 1920 das Leben.

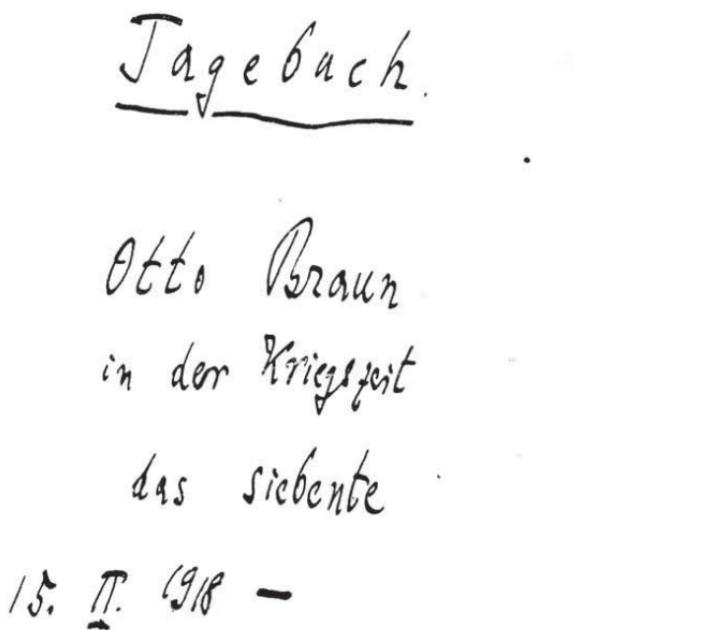


Abb. 1: »Amor fati«: Titelblatt von Otto Brauns letztem Kriegstagebuch (LBI)

1. Heinrich Braun an Otto Braun, 17. Dezember 1915

[...] Inzwischen bin ich Dir zu lebhaftem Dank verpflichtet worden und zwar für Deinen Hinweis auf die Rede Borchardts über den Krieg.⁸⁰ Mit dem lebhaftesten Anteil, an manchen Stellen hingerissen von der Tiefe des Problems und überall ergriffen von dem königlichen Adel seiner Sprache, habe ich die Rede gelesen und einen umso stärkeren Eindruck von ihr empfangen, weil ich sie unmittelbar nach der Schrift von Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung,⁸¹ kennen lernte. Bei Borchardt Sicherheit und Klarheit, Tiefe und Weite des Blicks, bei Weber unsicheres Tasten, berausches Schwanken und zu dem geistigen Irrlichtelieren eine mit dem Schein starker Lebendigkeit sich kostümierende Trivialität der Sprache. Die peinlichste Empfindung erregte mir die Schrift erst, nachdem ich Borchardts gelesen hatte. Jetzt halte ich es für zweifellos, daß er die Rede kennt: 1) ist sie von Borchardt, 2) ist sie in Heidelberg gehalten worden und hat dort sicher sofort starke Beachtung gefunden, 3) hat sie zum Gegenstand gerade die Probleme, mit denen Weber sich zappelnd abquält, – und dennoch erwähnt Weber sie mit keinem Wort, obwohl er sicher von ihr beeinflußt ist, und an minderwertigen Schriften Erörterungen anknüpft. Eckardts⁸² Bewunderung für Weber, die er in dem sympathischen Brief an Dich äußert, soll Dir nichts bedeuten,

⁷⁹ Die Veröffentlichung der durchweg ungedruckten Brieftexte erfolgt aufgrund der, wenn nicht anders vermerkt, eigenhändig mit Tinte beschrifteten Manuskripte bzw. ihrer Mikrofilmaufnahmen im Jüdischen Museum Berlin, Archiv des Leo Baeck Instituts New York, Julie Braun-Vogelstein Collection 1743–1971 (LBI, Quelle für Dokument 1, 2, 5 ,7, 8, 12–17) und im Deutschen Literaturarchiv Marbach a. N., A: Borchardt (DLA, Quelle für 3, 4, 6, 9–11, 18–21). Beiden Archiven sowie Cornelius Borchardt, Ebersberg, wird herzlich für die Genehmigung zur Veröffentlichung gedankt, ebenso Tobias Neubelt für vielfältige Unterstützung. Die Briefbestände der Julie Braun-Vogelstein Collection sind *online* einsehbar.

⁸⁰ Rudolf Borchardt, Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr. Heidelberg: Weissbach 1915 (Ders., Prosa V [wie Anm. 2], S. 217–264). Borchardt hielt die Rede in Heidelberg am 5. Dezember 1914 auf Einladung der Akademischen Gesellschaft für Dramatik.

⁸¹ Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung. Berlin: S. Fischer 1915.

⁸² Der Soziologe Hans von Eckardt (1890–1957) studierte in Heidelberg und hatte dort 1914 Otto Braun empfangen.

sie erklärt sich mit dem Verhältnis des Schülers, der seinem Lehrer noch unkritisch gegenübersteht.

Wie ich Dir schon schrieb, würde es mich sehr interessieren zu lesen, was Du Borchardt geschrieben hast;⁸³ wenn Du eine Abschrift hast, schicke sie oder reproduziere wenigstens in der Hauptsache den Inhalt. – Weißt Du etwas Näheres über die Person Borchardts, sein Tun und Lassen? [...]

2. Otto Braun an Heinrich und Lily Braun, 19. Dezember 1915

[Textverlust] noch das Glück hatte, in den letzten Jahren Leos⁸⁴ Schüler zu sein, von diesem darum für eine verlorne Grösse der Philologie gehalten wird. Er [Borchardt] gehörte in dieser Zeit zu jenen, die zuerst und mit Emphase für den jungen George Partei ergriffen; nachher ging er mit Hofmannsthal und hielt auf diesen eine (im Insel-Verlag erschienene) panegyrische Rede.⁸⁵ Er schrieb dann eine, nur als Privatdruck erschienene Studie »Die italienische Villa«,⁸⁶ die mir von Lepsius,⁸⁷ Schmalenbach⁸⁸ u.a. als das Fabelhafteste oft gepriesen worden. Hervorgetreten ist er *sehr* wenig. Lebte wohl meist in Italien, man sagte, er hätte dort viel mit Bülow⁸⁹ verkehrt. Damals schrieb er in den »Süddeutschen Monatsheften« unter dem Namen »Spectator Germanicus« sehr Aufsehen erregende Aufsätze über italienische Fragen,⁹⁰ die sich jetzt bestätigen,⁹¹ damals *heftig* befehdet wurden. Ich habe den Eindruck, dass er, wie er

⁸³ Vgl. Otto Brauns unerfüllte Ankündigung im Brief an die Eltern vom 5. Dezember 1915; s.o. mit Anm. 59.

⁸⁴ Der klassische Philologe Friedrich Leo (1851–1914) in Göttingen.

⁸⁵ Rudolf Borchardt, Rede über Hofmannsthal. Leipzig: Zeitler (nicht Insel!) 1907.

⁸⁶ Ders., Villa. Leipzig: Haberland 1908. Dem Privatdruck in 100 Exemplaren ging 1907 eine gekürzte Veröffentlichung in der »Frankfurter Zeitung« voraus.

⁸⁷ Der Porträtmaler Reinhold Lepsius (1857–1922) gehörte mit seiner Frau, der Malerin Sabine Lepsius, dem Berliner George-Kreis an. Mit ihrem Sohn Stefan erhielt Otto Braun gemeinsam Privatunterricht; zu ihrer Tochter Sabine d.J. unterhielt er ein frühes schwärmerisches Verhältnis (vgl. Maier, Braun's Life and Works [wie Anm. 43], S. 50).

⁸⁸ Der Philosoph Herman Schmalenbach (1885–1950), Privatlehrer Otto Brauns 1911–1914, Vater des Kunsthistorikers Werner Schmalenbach.

⁸⁹ Der ehemalige Reichskanzler (1900–1909) Bernhard von Bülow (1849–1929) war mit einer italienischen Adligen verheiratet und hielt sich häufig in Rom auf. Zu Spekulationen über eine Verbindung zwischen ihm und dem »Spectator Germanicus« vgl. Petersen, Italien (wie Anm. 2), S. 343.

⁹⁰ S. o. Anm. 2.

⁹¹ Nämlich durch den Kriegseintritt Italiens auf der Seite der Alliierten (23. Mai 1915).

in dem schönen Vorwort von A.W. Heymel sagt,⁹² ohne viel bemerkt zu werden, für das geistige Leben Deutschlands von nicht unerheblicher Bedeutung war. Er ist Anfangs in offenbar wieder abgebrochenen Beziehungen zu den Weissen Blättern getreten⁹³ und hat zuletzt in der Bremer Presse (wo Frieda Thiersch⁹⁴ war) eine sicher höchst interessante Pindar-Übersetzung herausgegeben.⁹⁵ Die Rede hat er in Heidelberg in derselben, von Alfr. Weber gegründeten Gesellschaft gehalten, in der ich damals vor dem Kriege die beiden schönen Donnerstage erlebt.⁹⁶ Scheler⁹⁷ hat ihn dort glaub ich auch gehört. Das ist so Einiges, was ich von B. weiss. Ich glaube kaum, dass er den Vortrag wird halten können, da er vermutlich schon draussen ist. Immerhin wäre es eine feine Sache. – [...]

3. Helmuth von Moltke d.J. an Heinrich Braun, 22. Dezember 1915⁹⁸

Berlin 22.12.15.

Verehrter Herr Braun

Ich bin durch Unmöglichkeit einige Tage am Schreiben verhindert gewesen, sonst hätte ich Ihnen schon früher meinen Dank für Ihre Zeilen vom 17. d. M. und die Zusendung der Rede Rudolf Borchardt's⁹⁹ ausgesprochen. Sie haben mir mit letzterer eine grosse Freude gemacht und einen hohen ästhetischen Genuss bereitet. Ich habe sie mit grosser

⁹² Gemeint ist Borchardts Widmung der Buchausgabe der Rede »Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr« (s.o. Anm. 80). Darin heißt es mit Blick auf Heymels Leben, dass »Unzählige[s] [...] von dem deutschen geistigen und Gesellschaftswesen der letzten Jahrzehnte ohne diese Treue, diesen Überschwang und dieses Glück weder geworden noch gewesen noch geblieben wäre« (Borchardt, Prosa V [wie Anm. 2], S. 584f.).

⁹³ Die Veröffentlichung von Borchardts Gedicht »Wannsee« im Eröffnungsheft der »Weißen Blätter« (September 1913) hatte primär finanzielle Gründe.

⁹⁴ Graphikerin (1889–1947) in München, entwarf Buchumschläge für die Bremer Presse.

⁹⁵ Als Buch erst 1929/30 erschienen, auf der letzten Seite der Buchausgabe der Heidelberger Rede (wie Anm. 80) aber schon als Veröffentlichung »[v]om gleichen Verfasser« angezeigt.

⁹⁶ Mit Bezug auf Otto Brauns Heidelberg-Aufenthalt im Juli 1914, bei dem er auch Alfred Weber kennenlernte. Nach seinem damaligen Brief an die Eltern (zit. nach Maier, Braun's Life and Works [wie Anm. 43], S. 48; Wierling, Familie im Krieg [wie Anm. 43], S. 30f.) scheint es sich eher um Freitagabende gehandelt zu haben.

⁹⁷ Der auch mit Lily Braun persönlich bekannte Philosoph Max Scheler (1874–1928). Die Lektüre seines Buchs »Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg« (1915) hatte Otto Braun allerdings abgebrochen; vgl. Wierling, Familie im Krieg (wie Anm. 43), S. 199–202.

⁹⁸ Maschinenschriftliche »Abschrift!«.

⁹⁹ Borchardt, Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr (wie Anm. 80).

Aufmerksamkeit, fast möchte ich sagen Andacht gelesen, mehrere Male, mit einer Stimmung, wie man etwa die 9^{te} Symphonie hört. Und ich habe mich erq[u]ickt an der reinen geistigen Luft, die mir aus den Worten entgegenströmte, wie die herbe, klare Luft der Bergeshöhen. Borchardt spricht nicht zu den Ohren, er spricht zu der Seele unseres Volkes und aus ihr heraus. Wie anders weiss dieser Mann über die Aufgaben der Zukunft, die das Weltenwalten unserem Volke stellen wird, zu sprechen, als der unharmonische Chor derjenigen, die diese Aufgaben vom Standpunkt der Schwerindustrie, des Welthandels, des vergrösserten Siedlungslandes, des mechanischen Aufbaues zerstörter internationaler Beziehungen aufgefasst sehen wollen. Das gelinde und süsse Leben, das Deutschland mit der Welt geführt hat, ist für ewig dahin und wird nicht wieder kehren!¹⁰⁰ Wer von uns es überlebt, wird der Bürger einer neuen Weltepoche!¹⁰¹ Wir werden des Sieges nur wert sein, wenn wir ihn in schöpferische Formen zu überführen die Götterkraft besitzen!¹⁰² Das sind Sätze von monumental er Kraft, die wie mit ehernen Hammerschlägen die schlummernden Herzen zu wecken suchen. Und zu welchem Schluss kommt dieser starke Geist, der ohne Illusionen, aber auch ohne Bangen der Zeit entgegenblickt, wo nach Beendigung des Krieges ein verwüstetes und aus tausend Wunden blutendes Europa sich zu neuem Leben hinaufringen soll? Er fragt nicht wie die Tausende und Aber-tausende unter uns: was werden wir erwerben? Land? Kriegsentschä-digung? Machtstellung? Europäisches Imperium? Was werden wir be-kommen, was gewinnen? Er fragt: Was haben wir zu geben? – Geben, Geben, dies ist das immer wiederkehrende mahnende Wort – was haben wir zu geben?¹⁰³

Möge das Deutsche Volk in der mit heiligem Ernst gesuchten Beant-wortung dieser Frage seine Selbsteinkehr halten. –

¹⁰⁰ Vgl. Ders., Prosa V (wie Anm. 2), S. 244: »[...] das gelinde und süsse Leben, das Deutschland selbander mit der Welt während der ganzen Zeitspanne Ihres und meines Daseins geführt hat, dies trügende und freundliche Leben ist für ewig dahin und wird nicht wiederkommen.«

¹⁰¹ Wörtlich nach: ebd.

¹⁰² Vgl. ebd., S. 259: »[...] daß wir [...] des Sieges nur wert sind, wenn wir ihn in schöpfe-rische Formen zu überführen die Götterkraft besitzen.«

¹⁰³ Wörtlich nach: ebd., S. 261.

Solche Männer, wie diesen Redner zu hören, muss auch der Deutschen Gesellschaft ein hoher Genuss und eine herrliche Förderung sein. Ich werde mich warm dafür verwenden. Fichte's Reden an die Deutsche Nation sind fast vergessen, also hören wir den Lebenden, aus dem derselbe Geist spricht.

Nochmals Dank.

Der Ihrige

Moltke

Generaloberst.

4. Heinrich Braun an Rudolf Borchardt, 26. Dezember 1915¹⁰⁴

26. XII. 15.

Sehr verehrter Herr,

Es ist mir Bedürfnis, Ihnen von dem tiefen und nachhaltigen Eindruck zu sprechen, den Ihre Rede: Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr, auf mich hervorgerufen hat. Jugendlicher Schwung, abgeklärte Weisheit und hohe Gesinnung vereinigen sich in ihr zu fortreißender Wirkung, die durch Widerspruch gegen Einzelheiten nicht beeinträchtigt wird. So bin ich zu ihrem Propagandisten geworden, und wo ich empfänglichen Sinn vermute, suche ich ihn durch Dedikation der Schrift zu wecken. Als Beispiel für den erzielten Erfolg dürfte Sie die beiliegende Abschrift eines Briefes des Generalobersten von Moltke an mich freuen, die ich Ihnen vertraulich mitteile. Sollte meine ihm gegebene Anregung, Sie zu einem Vortrag in der Deutschen Gesellschaft 1914 auffordern zu lassen, ihr Ziel erreichen, und an Sie eine Einladung gelangen, so hoffe ich, daß Sie ihr Folge leisten werden. Er mag Recht haben, daß in diesem Fall ein Widerklang der Fichteschen Reden an die Zuhörer dringen würde.

¹⁰⁴ Briefkopf: »Dr. Heinrich Braun / Herausgeber der Annalen / für soziale Politik und Gesetzgebung / Verlag: Julius Springer in Berlin // Berlin-Zehlendorf-M. / Erlenweg / Tel. Zehlend. 25.« Ein »Brouillon« des Briefs hat sich erhalten (LBI).

Promotionsexam,
so ist mir schüchtern,
denn von dem Lizenzi und
aufschlüssig zu finde nicht
kraeftig, den Prof. Brau:
der Krieg und ein
starkes Falloprinzip,
auf mich programmiert hat.
Zur politischen Tätigkeit,
abgesehen von Meinheit
und sozia. Organisation
während sie in ihr
zu fortwährenden Rückung,

Abb. 2: »Ein großgemaltes aufgeregt gesetztes Schreiben«
Erste Seite von Heinrich Brauns Brief an Rudolf Borchardt vom 26. Dezember 1915 (DLA)

Zum Schluß eine Bitte, die Sie freundlich gestatten mögen.

Die Bekanntschaft Ihrer Rede, die m. W. erstaunlicherweise in der Presse unbeachtet blieb, verdanke ich dem Hinweis unseres einzigen Sohnes Otto, der, jetzt 18 Jahre alt, seit mehr als einem Jahr auf dem östlichen Kriegsschauplatz freiwilligen Kriegsdienst leistet. In einem Brief erwähnte er, daß er Ihnen schreiben wolle. Sollte das geschehen sein, so wäre ich dankbar, wenn Sie mir seine Zuschrift für einen Tag überlassen wollten. Mein Interesse an dem geistigen Charakter, seiner Äußerung erklärt Ihnen wol mein Ersuchen.

Nochmals vielen Dank für die Bereicherung, die ich durch Ihre Rede erfahren, und alle guten Wünsche für den Unteroffizier.

Ihr ergebener

H Braun

5. Otto Braun an Heinrich und Lily Braun, [Anfang Januar 1916]

[...] Was mich diesmal von allem am meisten erfreute war Moltkes Brief.¹⁰⁵ Das ist etwas ganz Fabelhaftes. Es spricht eine solche Bildung, Feinheit und Weitsicht daraus, dass dies bei einem Manne in solcher Stellung und von solchem Range nur die grössten Hoffnungen wecken kann. Ich würde mich sehr freuen, wenn er [sc. Borchardt] den Vortrag hielte. Besonders gespannt bin ich auch auf den persönlichen Eindruck, den Ihr von ihm haben werdet, da ja gerade über seine Person das Merkwürdigste verbreitet wird. [...]

6. Rudolf Borchardt an Heinrich Braun, 3. Januar 1916¹⁰⁶

Im Felde 3 Jan 16

Hochgeehrter Herr

Ihre mir sehr erfreulichen Zeilen habe ich erst nach Rückkehr von kurzer dienstlicher Abwesenheit hier vorgefunden und bitte die unfreiwillige Verzögerung meiner Antwort gütigst zu entschuldigen.

¹⁰⁵ Dokument 3, von Heinrich Braun auch seinem Sohn in Abschrift mitgeteilt; vgl. dessen rückblickende Bemerkung im Tagebuch vom 19. Januar 1916: »Briefe von zu Haus, u. a. mit feinen Beilagen (Moltke, Borchardt, Plenge usf.)« (LBI).

¹⁰⁶ Blei, mit Feldpostumschlag, adressiert an: »S. H. / Herrn Dr. Heinrich Braun / Berlin-Zehlendorf M. / Erlenweg.«

Beifall der Art und des Ranges, wie Ihr Brief ihn mir vermittelt, gehört unter die schönsten Erfahrungen des Denkers. Solange er die tapferen Knaben und die in Sorge und Verantwortung Alternden auf seiner Seite hat, kann er nicht wol fehl gegangen sein; er umspannt einen vollkommenen Ausschnitt seines Volkes, und wird, bei günstigen Fügungen, auch des in der Mitte liegenden sich versichern. Nehmen Sie dazu, dass ich überall und stets, auch wo der Anschein es nicht verraten würde, mich in erster Linie an die Jugend wende, so begreifen Sie, mit welchem warmen Wolwollen ich den Äusserungen Ihres Kindes entgegensehe. Sie sind mir bislang nicht zugegangen, werden aber, Ihrem Wunsche gemäß, bei Eintreffen Ihnen zugeschoben werden.

Nehmen Sie meinen wahren und lebhaften Dank für alles was Sie *der Sache* an Stärkung zuführen indem Sie sich der Rede, sowol der gehaltenen als der eventuell zu haltenden annehmen. Ich werde gern, wenn die DG 1914 mich einlädt, von neuem sprechen, – das Thema »der Krieg und die deutsche Verantwortung« liegt längst in mir aufgebaut – und auch die Genehmigung meines Regiments dürfte nicht schwer zu gewinnen sein. Eine Rede in Leipzig, zu der ich längst aufgefordert bin¹⁰⁷ liesse sich *wol* damit verbinden; und freilich kommt uns hier im Kote und den Trümmerstätten der Champagne Ausharrenden aus der Heimat so viel beschwerlicher Misston zu, dass es nicht eben ein leeres Wort- und Schaugepräg zu sein braucht, wenn einer von uns nach hinten eilt um die Herzen zu ermuntern.

Doch darüber weiteres, wenn der Anlass es fordert. Für heute seien Sie meines Dankes und meiner aufrichtigen Gesinnungen freundlich versichert.

Borchardt.

¹⁰⁷ Die Initiative von Peter Reinhold und Alfred von Nostitz-Wallwitz zu einem Leipziger Vortrag Borchardts scheiterte an politischen und antisemitischen Vorbehalten; vgl. Abbonanza, Borchardt – Schröder. Kommentierte Edition (wie Anm. 4), S. 573 f.

4. I. 16.

Mein geliebter Otto,

Wie ich Dir gestern schrieb, mußte ich meinen Brief abbrechen, da der Vortrag Naumanns¹⁰⁹ über »Mitteleuropa« in der Deutschen Gesellschaft 1914 begann. Der Vortrag war rednerisch formell sehr gut, inhaltlich aber unbedeutend, was umso peinlicher kontrastierte, da ein ungeheureres Bewußtsein davon, die Fäden der gesammten Politik in der Hand zu haben, im Unterton der Rede sich ausdrückte. Nach dem Vortrag war ein Essen, das ich, da ich mich nicht verabredet hatte, mit einem netten, aber unbedeutenden jungen Beamten aus dem Reichskolonialamt, der sich mehr zufällig an den freien Platz meines kleinen Tisches gesetzt hatte, einnahm. Gegen Ende der Malzeit setzte sich Herr Direktor Gutmann¹¹⁰ von der Dresdener Bank an den 3. noch frei gebliebenen Platz zu mir, stellte sich mir vor und sagte, mein auf Borchardt bezüglicher Brief an Exc. v. Moltke habe heute den Vorstand der Deutschen Gesellschaft 1914 beschäftigt, Moltke habe den Vorschlag, B. zu einem Vortrag aufzufordern, sehr warm befürwortet, und es bestehe nur noch die vermutlich zu überwindende statuarische Schwierigkeit, daß nur Mitglieder der D. G. 1914 zu Vorträgen zugelassen sind (ebenso nur Mitglieder als deren Zuhörer) und Borchardt bisher nicht Mitglied sei. Gutmann fügte dann hinzu, Exc. v. Moltke habe den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen, und wenn ich gestatte, werde er mich nach Tisch zu Herrn v. M., der in einem anderen Zimmer speise, führen, und mich ihm vorstellen. Natürlich erklärte ich mich gern einverstanden. Nach ca. 10 Minuten kam der Direktor Gutmann wieder und sagte mir, Exc. v. M. wolle selbst zu mir kommen, statt mich bei sich zu erwarten. Und wirklich kam zum großen Erstaunen all der im selben Speisezimmer Befindlichen (darunter der Chefredakteur des Berl. Tagebl. der Vossischen, der Frankfurter Ztg., eine Menge hoher und höchster Beamte und Militärs) die alte Exc.

¹⁰⁸ Briefkopf: »Dr. Heinrich Braun / Herausgeber der Annalen / für soziale Politik und Gesetzgebung / Verlag: Julius Springer in Berlin // Berlin-Zehlendorf-M. / Erlenweg / Tel. Zehlend. 25.«

¹⁰⁹ Friedrich Naumann (1860–1919), sozialliberaler Politiker, gab der deutschen Kriegszieldiskussion mit seinem Buch »Mitteleuropa« (1915) eine neue Grundlage.

¹¹⁰ Eugen Gutmann (1840–1925), Begründer der Dresdner Bank.

v. M. an meinen Tisch, setzte sich zu mir und plauderte ziemlich lange in einer bezaubernden Weise mit mir. Er dankte mir lebhaft für den Hinweis auf Borchardts Rede,¹¹¹ sagte, er habe sie mit tiefstem Interesse *mehrere* Mal gelesen, versicherte, daß er mit dem größten Nachdruck meinen Vorschlag empfohlen habe und äußerte zum Schluß seine große Freude, mich persönlich kennen gelernt zu haben. Diese Liebenswürdigkeit des Herzens, die im Benehmen des alten Generalstabschefs liegt, und die vornehme geistige Art, mit der er von Borchardts Rede sprach, machten auf mich denselben angenehmen Eindruck, den sein, Dir übersendeter Brief an mich, gemacht hatte. Die Sensation, die es machte, d[a]ß Moltke zu mir kam und sich auffallend intim und lange mit mir unterhielt, kam auch darin zum Ausdruck, d[a]ß gleich nach ihm sich Hans Delbrück¹¹² zu mir setzte und meinte, das Tête-à-Tête hätte einen sehr merkwürdigen Eindruck gemacht.

[...]

8. Otto Braun an Heinrich und Lily Braun, 8.–10. Januar 1916

[...] Ausserordentlich habe ich mich über die Begegnung Papas mit Moltke gefreut. Die Deutsche Gesellschaft scheint ja äusserst segenreich zu wirken und ihren Zweck, persönliches ineinanderbringen mit sich fremder Kreise vollkommen zu erfüllen. Mir fällt dabei zugleich Dein Brief an Rathenau, Scheler wegen, ein. Was hat er darauf geantwortet?¹¹³ – Dabei noch eins! Der Vergleich von Scheler und Borchardt scheint mir nicht ganz gerechtfertigt. Bei Borchardt ist doch stets die Gefahr hemmungslosen Talents, er hat bei seinem doch ziemlich beträchtlichen Alter kein einziges so kräftig durchgearbeitetes systematisches Werk geschaffen wie Scheler. Eine zweite Gefahr seiner etwas impressionistischen Begabung ist die bei seinem zweifellos *eminenten* Formtalent (man könnte sagen Formgenie) hervortretende Vielkönnerei ($\piολυμαθίη$, gegen die Heraklit eifert.¹¹⁴) So schreibt er das

¹¹¹ Borchardt, Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr (wie Anm. 80).

¹¹² Historiker, Publizist und Politiker (1848–1929), anfangs liberalkonservativ, später in der Nähe zu sozialdemokratischen Positionen.

¹¹³ Rathenau antwortete am 23. November 1915 abschlägig auf Heinrich Brauns Vorschlag vom 21. November 1915, für Max Scheler »ein Mäzen großen Styls zu werden«: Rathenau, Gesamtausgabe (wie Anm. 18), S. 1476.

¹¹⁴ Fragment 40 Diels: »Vielwisserei lehrt nicht Verstand haben«.

»Buch Joram«¹¹⁵ im Bibelstil, die Reden dithyrambisch, stark beeinflusst von antiker Rhetorik, das »Gespräch über Formen«¹¹⁶ voll sprühenden Geistes und der überlegenen Wahrheit sokratischer Dialoge (»Zierlicher Schönlklang und Weisheit der attischen Rede«¹¹⁷), schliesslich sogar im reifen Erzählton des alternden Goethe ein »Tagebuchblatt«¹¹⁸ (abgedruckt in Zeitlers »Deutschem Almanach«, der unter meinen Katalogen steht). Dies alles ist etwas gewiss sehr Gefährliches. So habe ich ihn bisher eigentlich für das geborene Übersetzungsgenie gehalten; ich bin deshalb auch der Meinung, dass er in dem Formengespräch geradezu Endgültiges über Übersetzungen, überhaupt über Formen- und Sprachkünste gesagt hat wie auch seine eigne Übersetzung dieses von attischer Sonne überstrahlten Lysisdialogs¹¹⁹ eine unvergleichliche Leistung ist. – [...]

9. Heinrich Braun an Rudolf Borchardt, 12. Januar 1916¹²⁰

den 12. Januar 1916.

Hochgeehrter Herr!

In grosser Eile, mit der ich die unziemliche weil so wenig persönliche Maschinenschrift zu entschuldigen bitte, nur meinen verbindlichsten Dank für Ihren freundlichen Brief und die liebenswürdige Bereitwilligkeit, einer etwaigen Aufforderung der Deutschen Gesellschaft 1914 zu einer Rede Folge leisten zu wollen. Im Vorstand dieser Gesellschaft besteht grosse Geneigtheit, aber, – leider gibt es überall Zöpfe –, es beschwert ihn das formelle Bedenken des geltenden Grundsatzes, dass nur Mitglieder zu Vorträgen aufgefordert werden dürfen, weil man sich nicht der Gefahr aussetzen will, dass den Prinzipien der Gesellschaft widersprochen wird. Ich bin nun um die Erkundigung bei Ihnen

¹¹⁵ Rudolf Borchardt, Das Buch Joram. Leipzig: Insel 1907; Otto Braun erinnert seine Eltern am 20. Januar 1916 an seinen Wunsch nach Zusendung des 1905 erstmals als Privatdruck erschienenen Textes (LBI).

¹¹⁶ Ders., Das Gespräch über Formen und Platons Lysis deutsch. Leipzig: Zeitler 1905.

¹¹⁷ Schlussvers des Gedichts »An Luzilla« aus Stefan Georges »Buch der Hirten- und Preisgedichte«.

¹¹⁸ Später unter dem Titel »Worms«: Borchardt, Prosa IV (wie Anm. 63), S. 256–267.

¹¹⁹ S.o. Anm. 116. Vgl. Otto Brauns Brief an die Eltern vom 20. August 1915: »Ich bitte Euch um Borchardts Lysis-Übersetzung« (Ders., Schriften [wie Anm. 44], S. 145).

¹²⁰ Maschinenschriftlich mit eigenhändiger Unterschrift; Briefkopf: »Dr. Heinrich Braun / Herausgeber der Annalen / für soziale Politik und Gesetzgebung / Verlag: Julius Springer in Berlin // Berlin-Zehlendorf-M. / Erlenweg / Tel. Zehlend. 25.«

gebeten worden, ob Sie geneigt wären, Mitglied zu werden. Zur Information übersende ich Ihnen in der Beilage die Satzung der Gesellschaft und das erste, nur etwa die grössere Hälfte der Mitglieder umfassende Verzeichnis. Im Interesse der Sache möchte ich hoffen, dass Sie an den läppischen, übrigens keineswegs unabweisbaren, Bedenken nicht Anstoss nehmen, und sich bereiterklären, Mitglied der Gesellschaft zu werden; sie hat gute Absichten und umschliesst einen sympathischen Kreis.

Indem ich auf eine baldige zustimmende Antwort rechne, bin ich mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener
H Braun

10. Rudolf Borchardt an Heinrich Braun, vor 18. Januar 1916¹²¹

Im Felde 18¹²² I 16

Hochgeehrter Herr

Indem ich mit aufrichtigem Danke den Empfang Ihres freundlichen Schreibens vom 12^{ten} bestätige – der erst heut Abend hier einging – bitte ich meinen prinzipiellen Standpunkt zu Ihrer bez. des Vorstands Anregung bezeichnen zu dürfen.

Ich weiss die Auszeichnung die in der an mich ergehenden Aufforderung liegt, ernstlich zu schätzen. Andererseits ist in mir von jeher die innere Abneigung gegen Zugehörigkeit zu welchen Verbänden, Vereinen, Gesellschaften immer es sei, eine so heftige gewesen, dass ich vor mir schwer eine Ausnahme von dieser, Charakter gewordenen, Gewohnheit mit andern als den gewichtigsten, und vor allem den uncigennützigsten *inneren* Gründen zu rechtfertigen vermöchte; schwer, sehr schwer, mit einem aus solcher Abweichung mir entspringenden *Vorteile*. Und als einen solchen darf ich die mir sich bietende Gelegenheit, vor einer bedeutenden Versammlung, in einem bedeutenden Augenblicke, Bedeutendes vorzutragen, nicht anders als betrachten.

¹²¹ Mit Feldpostumschlag, adressiert an: »S. H. / Herrn Dr. Heinrich Braun / Erlenweg / Berlin-Zehlendorf«.

¹²² Wohl irrtümlich für 15 oder 16.

Es tritt hinzu – vielmehr, es liegt auf dem Grunde von allem – dass dies ein Punkt der Reizbarkeit ist, der zugleich mein Unabhängigkeitsbedürfnis wie meine Gewohnheit äusserster Reservierung meiner Person betrifft. Ich vermag es schlechterdings nicht über mich, um Aufnahme in einen Kreis zu *bitten*, und meine Bitte seiner auch nur formellsten Entscheidung zu *unterwerfen*. Ich vermag es um so weniger, wenn die Unterbreitung einer solchen ohne meine Controlmöglichkeit verschiedenartig entscheidbaren Bitte erst die Basis schaffen sollte, auf der über Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit meines Vortrages entschieden werden soll; und den Antrag eines solchen, – gleichgültig wer ihn stellt und sich einem eventuellen Refus aussetzt, – habe ich durch die Ihnen übermittelte Bereitwilligkeits-Erklärung implicite zu dem meinen gemacht, so dass auch hier die Ablehnung mich persönlich trafe.

Dies aber ist eine mir völlig fremde und ungemesse Welt, und ich darf mich nicht in sie begeben, ohne mein Gleichgewicht zu opfern.

Auf der andern Seite verberge ich mir nicht dass die von mir sehr gebilligten Grundsätze der D. G., wie sie mir durch mehrere ihr angehörende Freunde bekannt geworden sind, gerade unter den heutigen Umständen gewisse Opfer im höchsten Sinne rechtfertigen können. Und ebensowenig kann ich mein Verantwortungsgefühl dahin bringen, noch lange zu allem zu schweigen, was ich in öffentlichen Angelegenheiten verkehrt und heillos gethan und geäussert sehe; sodass ich auch hier im öffentlichen und politischen Interesse entweder Grundsätze oder Pflichten zu opfern habe.

Dies Dilemma kann ich nur wie folgt entscheiden:

Können Sie mich bestimmt und bindend versichern, dass meine Beitreterklärung automatisch die Aufnahmemitteilung und beides gleichzeitig ebenso automatisch die Aufforderung zur Rede auswirkt, so ermächtige ich Sie, diesen meinen Brief als Geneigtheit zur Erfüllung der mir gestellten Bedingung anzusehen und als solche dem Vorstande anzuzeigen.

Andernfalls betrachte ich mich, in Ansehung vor allem der Thatsache, dass die Anregung zu einer solchen Veranstaltung von Mitgliedern der D. G. an mich, nicht umgekehrt, erfolgt ist, als unbeteiligt an der ganzen Angelegenheit, und nur durch die Ihnen gegebene grundsätzliche Zusicherung als gebunden, – d. h. ich erwarte eine direkte Aufforderung der

D.G. an mich, zu kommen und zu sprechen. Ich spreche übrigens aller Voraussicht nach im Februar in Leipzig öffentlich in der ›Alten Börse‹.¹²³ Würde aus unserem Plane etwas, so müssten aus dienstlichen Gründen beide Veranstaltungen zeitlich nahe kombiniert werden. Ich würde mir erlauben, Sie zu diesem Zwecke mit dem Leipziger Veranstalter, Herrn Dr. Reinholdt,¹²⁴ zwecks zeitersparender mündlich direkter Vereinbarungen in Verbindung zu setzen.

Inzwischen bitte ich Sie dauernd meiner aufrichtig besten Gesinnungen versichert zu sein.

Bdt.

11. Heinrich Braun an Rudolf Borchardt, 18. Januar 1916¹²⁵

18. I. 16.

Hochgeehrter Herr,

Für Ihr letztes freundliches Schreiben danke ich verbindlich. Die darin geäußerte Haltung versteh ich vollkommen, weil sie ganz den Empfindungen entspricht, die ich im gegebenen Fall auch hätte. Allein Sie gehen von Voraussetzungen aus, die tatsächlich nicht bestehen.

Selbstverständlich kann von einer Bitte um Aufnahme in die D.G. 1914 gar keine Rede sein. Der Sachverhalt ist genau der umgekehrte. Sie werden vom Staatssekretär Solf¹²⁶ die Einladung erhalten, der D.G. als Mitglied beizutreten, und der Prof. Sering¹²⁷ wird Sie bitten, einen Vortrag in der 2. Hälfte des Februar oder Anfang März, zu halten. Dieses Ersuchen wird seine Geltung behalten, auch wenn Sie jener Einladung nicht oder nicht sogleich folgen wollen.

Unter diesen Umständen scheinen mir Ihre Bedenken fortzufallen, und ich hoffe, daß, nachdem gestern Abend die Beschlüsse des Vorstandes der D.G., – dem ich nicht angehöre –, einstimmig gefaßt worden sind, (mit besonderer Wärme soll Exc. v. Moltke für Sie eingetreten

¹²³ S. o. mit Anm. 107.

¹²⁴ Der Schriftsteller Peter Reinhold (1887–1955); s. o. Anm. 107.

¹²⁵ Briefkopf: »Dr. Heinrich Braun / Herausgeber der Annalen / für soziale Politik und Gesetzgebung / Verlag: Julius Springer in Berlin // Berlin-Zehlendorf-M. / Erlenweg / Tel. Zehlend. 25.«

¹²⁶ Wilhelm Heinrich Solf (1862–1936), 1911–1919 Staatssekretär und Leiter des Reichskolonialamts, Vorsitzender der »Deutschen Gesellschaft 1914«.

¹²⁷ Der Agrarwissenschaftler Max Sering (1857–1939).

sein), Sie nun nicht zögern werden, den Vortrag zuzusagen. Den Beitritt als Mitglied können Sie sich dabei vorbehalten, und die an Sie ergehende Einladung zunächst ignorieren.

Mit schönsten Empfehlungen

Ihr ergebener

H Braun

12. Otto Braun an Heinrich und Lily Braun, 2. Februar 1916

[...] Borchardt, mit dem Ihr doch wohl öfter zusammenkommen werdet, bitte ich Euch unbekannterweise meine verehrungsvollsten Empfehlungen zu übermitteln. Ich will seine Sachen noch näher kennen lernen, ehe ich ihm schreibe. Seine Kritik des Rings¹²⁸ (den ihr hoffentlich Fritsch mitgebt!) ist höchst interessant, aber in vielem gefährlich (besonders die riesige ciceronianisierend-rhetorische Frage im Anfang: »Hat es Ungleublicheres je gegeben?«¹²⁹) Wenn Ihr ihn näher kennen lernt, so sagt ihm doch einmal, dass ich jenen Hofmannsthal, der nach der herrlichen Alkestis¹³⁰ die furchtbare Ödipusübersetzung¹³¹ schrieb, nach dem alten edlen Fragment »Tod des Tizian« den neuen peinlich-verdeutlichenden Schluss,¹³² der zwischen sich und George mit grosser Gebärde die Brücke zerstörte (was ich an sich *durchaus* verstehe), aber es nicht unter seiner

¹²⁸ Borchardt, Prosa I (wie Anm. 75), S. 68–104. Die kritische Würdigung von Stefan Georges Gedichtband »Der siebente Ring« bildete das theoretische Mittelstück des von Borchardt, Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder 1909 herausgegebenen »Hesperus«. Otto Braun beendet die Lektüre der »ausscrordentliche[n]«, aber in manchem bedenkliche[n] Kritik des Siebten Rings am 6. Februar 1916 (Tagebuch, LBI) und zitiert daraus zustimmend im Brief an die Eltern vom 29. März 1916: Ders., Schriften (wie Anm. 44), S. 160. Charakteristisch für seine schwankende Stellung zwischen Kritiker und Objekt ist der Tagebucheintrag vom 3. März 1916: »Dann Borchardts Kritik des 7. Rings mit dem herrlichen Original verglichen. Viel Schönes und Richtiges, Aufklärendes gefunden, doch vor allem von der Pracht und Tiefe des Werkes selbst wieder begeistert« (LBI).

¹²⁹ Vgl. Ders., Prosa I (wie Anm. 75), S. 69: »Ist im Grunde Ungleublicheres denkbar? Ist etwas Widersinnigeres in irgendwelcher Literatur literarisch je dagewesen? Gibt es eine bündigere Bekräftigung des Göttlichen in der Welt, als diese fast nur in Wendungen der Heilslehre zu äußernde: daß die Werke nichts sind und der Glaube alles?«

¹³⁰ Dramenfragment in Anlehnung an Euripides, nach einer Teilveröffentlichung (1893) gleichfalls 1909 im »Hesperus« gedruckt.

¹³¹ Sophokles, König Ödipus. Tragödie. Neu übers. von Hugo von Hofmannsthal. Berlin 1909.

¹³² Hofmannsthal hatte seinem fragmentarischen Einakter »Der Tod des Tizian« (1892) für eine Aufführung im Rahmen der Totenfeier für Arnold Böcklin (1901) einen Schluss und einen neuen Prolog hinzugefügt.

Würde fand, für Reinhardt und Richard Strauss Librettos zu verfassen, diesen Hofmannsthal (dessen grösster Fehler [als Schicksal genommen]¹³³ es sicher war nicht in der rechten Stunde zu sterben) nicht über George stellen kann, der bei vielem Verletzenden und Seltsamem [sic!] doch *nie* zu einem Kompromiss sich verstand, *nur seiner* reinen echten Kunst lebte, niemals der Zeit, d. h. dem Augenblick diente und nun das Wunderbare erleben darf, dass sein Strom mit dem unsrer Zeit gemeinsam zu fliessen beginnt. Wer die hymnischen Visionen neuen Menschentums, neuer Jugend, neuer Zeit, die Visionen der vorhergehenden Zeit der Umwälzung (»Zehntausend muss der heilige Wahnsinn schlagen, Zehntausend muss die heilige Seuche raffen, Zehntausende *der heilige Krieg*«¹³⁴) und schliesslich die beseligenden Schlussgesänge gelesen hat (»Von welchen Wundern lacht die Morgenerde, Als wär ihr erster Tag«¹³⁵ usw.) der weiss, dass hier das Neue blüht und nicht in den bei allem Reiz aller subtilen Schönheit und Vornehmheit doch immer klassizistisch-müden Liedern des Wieners. –

Eine grosse Bitte hätte ich. Zwei von Borchardts Schriften sind gänzlich vergriffen, die »Villa« und die »Germania«.¹³⁶ Beide hätte ich ganz besonders gern. Vielleicht hat B. selbst noch einige Exemplare und lässt eins ab? Jedoch bitte ich diese von *meinem* Geld zu bezahlen und zu Haus zu verwahren. [...]

¹³³ Eckige Klammern schon in der Vorlage.

¹³⁴ Schlussverse des Gedichts »Ihr baut verbrechende« im »Stern des Bundes« (1913), die doppelte Unterstreichung von Otto Braun (hier: kursiv) stellt den Bezug auf den im Folgejahr ausgebrochenen Weltkrieg her. Auch zitiert im Brief an die Eltern vom 12. Februar 1916; vgl. Wierling, Familie im Krieg (wie Anm. 43), S. 257.

¹³⁵ Anfang des ersten Gedichts im Dritten Buch von Stefan Georges »Der Stern des Bundes«.

¹³⁶ Borchardts Übersetzung der »Germania« des Tacitus wurde 1914 in der Bremer Presse gedruckt, konnte aber kriegsbedingt erst 1917 aufgebunden und ausgeliefert werden; zu »Villa« s. o. Anm. 86. Beide Bücher sind auf der letzten Seite der Buchausgabe der Heidelberger Rede (wie Anm. 80) als »vergriffen« angegeben.

13. Heinrich Braun an Helmuth von Moltke d. J., 22. Februar 1916¹³⁷

22. II. 16.

Hochverehrter Herr Generaloberst,
Euere Excellenz wollen mir freundlichst gestatten, Sie auf die für die Leitung der Armee vielleicht nicht ganz gleichgültige Tatsache aufmerksam machen zu dürfen, daß Herr Dr. Rudolph Borchardt¹³⁸ neben seinen anderen Eigenschaften sich dadurch auszeichnet, daß er Französisch, Englisch und Italienisch genau so vollkommen beherrscht wie die deutsche Sprache. Er würde dadurch vielleicht als Nachrichten-Offizier, – (seine Ernennung zum Leutnant erwartet er in einigen Wochen) –, gute Dienste leisten können.¹³⁹ Der Versicherung bedarf es nicht, daß ich diesen Hinweis in erster Linie mir im Hinblick auf das Interesse der Armee erlaube, die jeden Mann, sei er eine große oder geringe Kraft, im Dienste des Vaterlandes dort verwenden will, wo seine Fähigkeiten am wirksamsten sich betätigen können.

Genehmigen Euere Excellenz den Ausdruck
besonderer Verehrung Ihres ergebenen H Braun

14. Heinrich Braun an Otto Braun, 22. Februar 1916

[...] Mit Genugtuung wirst Du hören,¹⁴⁰ daß der gestrige Vortrag Borchardts in der D. G. 1914 die Erwartung nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen hat. Es war eine Sensation im besten Sinne des Wortes. Anfangs war das Publikum der fremdartigen Persönlichkeit und dem vom gewohnten weit sich entfernenden Inhalt des Vortrags gegenüber unsicher und schwankend, aber mehr und mehr gewann Borchardt die Herrschaft über seine Hörer, und zuletzt waren sie ganz in seinem Bann.

¹³⁷ Briefkopf: »Dr. Heinrich Braun / Herausgeber der Annalen / für soziale Politik und Gesetzgebung / Verlag: Julius Springer in Berlin // Berlin-Zehlendorf-M. / Erlenweg / Tel. Zehlend. 25.«

¹³⁸ Borchardt schmückte sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem seinerzeit in Göttingen angestrebten, aber nicht erworbenen Doktortitel.

¹³⁹ Borchardt wurde zum Jahresbeginn 1917 zum »Nachrichten-Offizier Berlin« versetzt; s.o. mit Ann. 42.

¹⁴⁰ Vgl. Otto Brauns Tagebucheintrag vom 27. Februar 1916: »Sehr interessante u. erfreuliche Nachricht von Borchardts Vortrag« (LBI).

Der Eindruck war ein sehr tiefer, und Persönlichkeiten wie Troeltsch¹⁴¹ äußerten sich enthusiastisch. Der Vortrag überragt weit die Heidelberger Rede und ist erfüllt vom Glanz tiefer Gedanken und der Glut leidenschaftlicher Gefühle. Vom Inhalt sage ich Dir besser Nichts, weil Du bald in der Lage sein wirst, den Vortrag in seinem Wortlaut gedruckt zu lesen. Er scheint einen Wendepunkt in Borchardts Leben zu bedeuten: nicht nur weil er ihn sofort veröffentlicht, sondern auch sonst so weit seine Gewohnheiten verleugnet, daß er mit S. Fischer über die Veröffentlichung seiner sämtlichen Schriften in 10 Bänden verhandelt.¹⁴² Zwei Bände sollen jährlich erscheinen, in den ersten, in diesem Herbst, seine Gedichte. Natürlich machte ich Borchardts Bekanntschaft, der mir – begreiflicherweise – sehr dankbar ist, daß ich diesen Vortrag mit manchen daraus sich ergebenden, bedeutsamen Folgen veranlaßt habe. Nebenbei: auch Moltke sprach mir seinen Dank aus und war höchlich befriedigt.

Ich speiste dann mit Borchardt Troeltsch und Sering an einem kleinen Tisch (daneben an einem größeren saß u. A. Kluck¹⁴³) und las bei dieser Gelegenheit den Genannten die Stellen aus Deinem letzten Brief¹⁴⁴ vor, die sich auf Borchardt, George und Hofmannsthal beziehen. Borchardt sagte, Du hättest eigentlich in Allem recht und empfing offenbar einen sehr erfreulichen Eindruck. Er läßt Dich sehr herzlich grüßen und versprach, Dir die Germania zu schicken. Von »Villa« besitzt er selbst kein einziges Exemplar. Ich war auch nach Tisch noch zeitweise mit ihm zusammen und fand ihn sympathisch, in seiner Art des persönlichen Verkehrs einfach, ungekünstelt und warmherzig. Da er morgen Nachmittag Berlin wieder verläßt,¹⁴⁵ zunächst um in Freiburg seine in der Kriegsfürsorge tätige Frau¹⁴⁶ zu besuchen und von dort (am 29.) zu seinem Regimente zurückzukehren, ist es ungewiß, ob wir ihn bei uns sehen werden, obwol er den lebhaften Wunsch hat, Mama kennen zu lernen.

¹⁴¹ Der Theologe Ernst Troeltsch (1865–1923); s. o. mit Anm. 34.

¹⁴² Vom »Monstre Vertrag« mit S. Fischer berichtet Borchardt auch in Briefen an seine Mutter und Walther Krug vom 8. Februar und 1. März 1916: Briefe 1914–1923 (wie Anm. 6), S. 97 f. u. 100. Die Buchausgabe der Rede vor der »Deutschen Gesellschaft 1914« (s. u. Anm. 148) blieb jedoch seine einzige Veröffentlichung im S. Fischer Verlag.

¹⁴³ General Alexander von Kluck (1846–1934).

¹⁴⁴ Dokument 12.

¹⁴⁵ Unzutreffend.

¹⁴⁶ Borchardts erste Frau Karoline geb. Ehrmann war vielmehr aus Anlass von Borchardts Vortrag nach Berlin gereist; s. o. mit Anm. 22.

Vortragsabende der „Deutschen Gesellschaft 1914“.

Montag, den 21. Februar abends 7 1/2 Uhr pünktlich

Rudolf Borchardt:

„Der Krieg und die deutsche Verantwortung“.

Montag, den 28. Februar abends 7 1/2 Uhr pünktlich

Graf Ernst zu Reventlow:

„Aufgaben und Tätigkeit der deutschen Flotte im Weltkriege“.

Montag, den 6. März abends 7 1/2 Uhr pünktlich

Dr. Paulsen, M. d. R.:

„Die Weltstellung Englands und die Haltung der englischen Arbeiterschaft.“

Montag, den 13. März abends 7 1/2 Uhr pünktlich

Professor Heinrich Grünsfeld:

Kammermusik.

Please wenden!

Montag, den 20. März abends 7 1/2 Uhr pünktlich

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Troelsch:

„Die Ideen von 1914“

Montag, den 27. März abends 7 1/2 Uhr pünktlich

Oberbürgermeister Dominicus:

„Groß-Berlin als Einheitsgemeinde“.

Nach jedem Vortrag findet ein gemeinschaftliches Abendessen statt. Preis des Gedekts, Kasse zu begreissen, Mk. 2,00.

Anmeldungen hierzu sind bis spätestens Montags früh 10 Uhr an die „Deutsche Gesellschaft 1914“ zu richten, oder in eine beim Hausmarkt ausliegende Liste einzutragen. Spätere An- und Abmeldungen können nicht berücksichtigt werden. Einführung von Gästen nicht gestattet. Matz- und etwaige Fleisch- und Butterkarten sind mitzubringen. Weitere Einladungen ergehen nicht.

Please wenden!

Der Vorstand.

Abb. 3: Ankündigung von Borchardts Vortrag »Der Krieg und die deutsche Verantwortung« im Programm der »Deutschen Gesellschaft 1914« für Februar/März 1916
(Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Briefnachlass Gerhart Hauptmann, B III, Kasten 2, Mappe 6)

Uebrigens habe ich heute früh durch einen Brief an Moltke den Versuch gemacht, Borchardt aus dem Trommelfeuer, aus dem er – buchstäblich – direkt zum Vortrag kam,¹⁴⁷ dadurch zu befreien, daß ich Moltke nahelegte, ihn, der Französisch, Englisch und Italienisch ebenso wie das Deutsche beherrscht, als Nachrichten-Offizier zu verwenden. In wenigen Wochen erwartet B. die Beförderung zum Leutnant. [...]

15. Otto Braun an Heinrich Braun, 15. April 1916

[...] Von Borchardt¹⁴⁸ bin ich nicht so unbedingt entzückt, er ist etwas zu stark rhetorisch und eitel darin, auch sind Stellen dabei die nur schwatzen, ohne dass etwas dahinter steckt. Trotzdem sagt er im Meisten so prachtvolle, wahre und volle Dinge, so reif und ernst, dass ich das Missglückte, wo ihn, wie so viele Formkünstler, die Freude an der schönen Gebärde fortzieht, gern der Raschheit der Ausfertigung zu Gute halten möchte. Einen Stich durch die Seele gibt mir allerdings der Waschzettel¹⁴⁹ auf dem Umschlag; dieser Sau-Fischer ist doch das Urbild des degutanten, eklen Juden und solch ein unsaubrer Kerl macht »deutsche Literatur« – nun ja, »Literatur«! – [...]

¹⁴⁷ Borchardt wurde erst nach der Rückkehr von Berlin im März/April 1916 im Schützenhaus eingesetzt.

¹⁴⁸ Mit Bezug auf die Buchausgabe der Rede »Der Krieg und die deutsche Verantwortung« (Berlin: S. Fischer 1916), von Heinrich Braun am 5. April 1916 mit den Worten übersandt: »In der Beilage erhältst Du die von mir veranlaßte Rede Borchardts. Ich bin neugierig zu erfahren, was sie Dir sagt« (LBI).

¹⁴⁹ Ein solcher ist nicht mehr nachweisbar. Er dürfte denselben Text enthalten haben wie die im »Börsenblatt des Deutschen Buchhandels« (Nr. 57 vom 9. März 1916, S. 1555) geschaltete Anzeige des S. Fischer Verlags, in der es heißt: »Aus dem Felde berufen, um in der Deutschen Gesellschaft 1914 zu sprechen, hat Rudolf Borchardt die Rede gehalten, welche hier im Drucke vorgelegt wird. Wer an das europäische Ereignis dieses Krieges, seiner Ursachen, seines Verlaufes, seiner Zukunft Ansichten, Wünsche und Hoffnungen knüpft, die aus der Analogie früherer Kriege, etwa des von 1871, gewonnen sind, der wird fremd zu dieser Rede stehen, die in diesem Kriege ein europäisches Ereignis sieht von so großer Bedeutung wie die Völkerwanderung. Befürworter und Gegner der ›Annexion‹ werden in gleicher Weise enttäuscht sein, denn um den Wiedergewinn der deutschen Geistigkeit allein kann es sich nach Borchardt in der Zukunft handeln, nicht um – das Handeln. Die Deutschen müßten in diesem Kriege ihre geistige Provinz wiedererobern. Dies müßte die künftige deutsche Politik bestimmen, deren Bismarck-Periode historisch ist. Nicht das irreführende Idol eines Staatsmannes Bismarckscher Art sei aufzustellen, sondern das eines Weisen wie Stein. Die Rede machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck, dem sich auch ihre Leser nicht werden entziehen können.«

16. Rudolf Borchardt an Heinrich Braun, 22. Januar 1918¹⁵⁰

Ich bin durch die Mitteilungen, die Sie mir machen, wertester Herr Braun, nicht geradezu überrascht, aber heftig betrübt worden. So wenig klar ich auch in der Sache sehe, und so wenig ich im Grunde den Wunsch habe, ihre Einzelheiten zu erfahren, so bin ich im Wichtigsten mit Ihnen einig: dass Händel dieser Art¹⁵¹ die unerwünschteste Einleitung Ihres Sohnes ins Leben sind, und dass alles versucht werden sollte um ihn aus diesen seiner ganz unwürdigen Verstrickungen zu befreien.

Mein Standpunkt ist ein doppelt bedingter. Ich bin mit Baron Bodenhausen¹⁵² seit Jahren in liebevoller Freundschaftsverbindung und nehme um des grossherzigen herrlichen Mannes willen allerlei weiblich Hell-dunkles seiner Familienumgebung, das mir nur durch Humore hindurch zugänglich ist, in Kauf. Frau von Herwarth¹⁵³ und die Baronin¹⁵⁴ würde ich gewiss nicht um ihrer selber willen an meinem Leben teilnehmen lassen, ohne dass ich darum mich der Gutherzigkeit der ersteren, oder gewissen reizvollen Eigenschaften der letzteren verschlösse; aber gerade diese Eigenschaften der Bar. B. sind, bis die allerletzten Jahre einen gewissen Ausgleich brachten, durch ein Flackern aller vernünftiger und verständigen Thätigkeiten der bedauernswerten Frau gestört worden, und haben sie teilweise einer ärztlichen Aufsicht unterstellt, die sich zu wahrer Heilung nicht im Stande erklärte. So bleibt von Neubeuern¹⁵⁵ nichts als die Gräfin Ottonie Degenfeld,¹⁵⁶ aber sie war auch und bedeutete mir und meinen Freunden allein und ausschliesslich die ganze Anziehung des Ortes, soweit nicht Bodenhausens Anwesenheit dort uns anzog. Sie ist eine vollkommene Frau, und gehört zu denen von denen gesagt worden ist, dass ihnen in irgend einem Sinne anzugehören, in sich selber eine höhere Erziehung bedeutet. Diese Abschattungen in der

¹⁵⁰ Mit Empfängervermerk »(22.I.18)«.

¹⁵¹ Mit Bezug auf Otto Brauns Affäre mit Karin von Bodenhausen-Degener (1898–1920).

¹⁵² Eberhard Freiherr von Bodenhausen-Degener (1868–1918), Briefpartner und Förderer Borchardts seit 1914.

¹⁵³ Bodenhausens Schwägerin Julie von Wendelstadt (1871–1942), in zweiter Ehe mit Hans Wolfgang Freiherr von Bittenfeld verheiratet.

¹⁵⁴ Bodenhausens Ehefrau Dora Freifrau von Bodenhausen-Degener (1877–1969).

¹⁵⁵ Schloss Neubeuern am Inn, Wohnsitz von Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie von Wendelstadt, von Borchardt mehrfach besucht. Während seines Erholungsurlaubs auf Schloss Neubeuern im November/Dezember 1917 hatte Otto Braun die Bekanntschaft Karins gemacht.

¹⁵⁶ Ottonie Gräfin Degenfeld (1882–1970), Briefpartnerin Hofmannsthals und Borchardts.

Einschätzung der Neubeurer Componenten habe ich Ihrem Sohne, ehe er dorthin abging mit der nach allen Seiten hin gebotenen Zartheit, aber doch der Bestimmtheit fühlbar gemacht, die mir meine Stellung diesem jungen Menschen gegenüber zur Pflicht erhab. Denn darin stehe ich mit Ihnen durchaus auf gleicher Ebene, dass ich Ihren Otto als einen uns allen anvertrauten edlen Menschenwert ansche, durch Jugend, Gaben, Schwung und Seelenreinheit so ausgezeichnet, durch Liebenswürdigkeit so in die Nähe meines [?] Herzens gerückt, dass bei allen sich ergebenden Conflicten die Wahrnehmung *seines* höchsten Interesses mir immer alles andere zu überwiegen hat. Erst wo sein und Bodenhausens Interesse collidierten, könnten Conflikte für mich entstehen, aber dieser Fall liegt glücklicherweise nicht vor, sondern das Interesse beider geht in gleicher Richtung, auf möglichst rasche und völlige Lösung dieser heillosen Affäre, unter Vernichtung aller von dem Mädchen um sich herum zusammengewirrten Fiktionen.

Ich hatte von B. andeutungsweise erfahren, dass Karin ihm wieder die trübsten Stunden und seiner Frau Herzkrankungen verursacht habe. Ihres Sohnes gedachte er nicht in diesem Zusammenhange, aber im gleichen Gespräche, mit grosser und interessierter Herzlichkeit. Um so unerwarteter traf mich kurz darauf, nach einem Besuche bei seiner Tochter, seine telefonische Bitte, ihn, B., Otto gegenüber nicht zu erwähnen, und wenn das Gespräch sich auf ihn lenke, auszuweichen. Nachdem Ihr Brief mich über die Hintergründe des von mir danach vermuteten Unfugs aufgeklärt hatte, habe ich mich mit B. in Verbindung gesetzt und bei möglichster Schonung des so schwergeprüften und mir so teuren Freundes soviel festgestellt dass er Karin nach allem Vorgegangenen für völlig unzurechnungsfähig hält, nur leider auf einem Grade, der ihre Reclusion noch ausschliesst, dass er aber die Entwicklung der Vorgänge vorläufig als eine an sich jugendlich begreifliche, harmlose, Liebesverranntheit Ihres Sohnes ansieht, die »jetzt« auch von dem Mädchen geteilt zu werden beginne. Ob Sie richtiger als er informiert sind, kann ich nicht entscheiden und berührt das Entscheidende nicht, dass er, ebenso wie Sie, jedes Weitergehen der Sache als sicheres Elend für Ihr Kind ansehen würde, wobei der Anteil oder das Schicksal des unglücklichen Mädchens selbst für ihn als Vater an zweite Stelle tritt, da ihr Fall ein vorderhand heilloser ist und jedenfalls solchen Heilungen wie selbst eine normale Ehe sie bie-

ten würde – diese wäre monströs – unzugänglich. Ich habe B. gefragt, ob er wünschte, dass ich den Einfluss, den ich etwa auf den Jüngling habe, in einer bestimmten Richtung geltend mache, da ich andernfalls mich nur von den Interessen Otto Brauns leiten lassen und unverhohlen mit ihm sprechen müsste. Er war mit diesem letzteren ganz einverstanden und lässt mir freie Hand.

Unter solchen Umständen werde ich morgen, ohne von Ihrem Briefe Gebrauch zu machen, Ihren Sohn auf diesen Gegenstand lenken und wenn er mir folgt, ihn um sein Vertrauen bitten. Von seinen Äusserungen wird das weitere abhängen. Soviel glaube ich aber schon jetzt sagen zu können, dass Sie in begreiflicher Angst vor den Ihrem Kinde entstandenen Gefahren die subjektive Gefährlichkeit der anderen Seite – soweit sie als »Familie« in Erscheinung tritt, – sich unbewusst »dramatisieren«. Ich halte es nach meiner genauen Kenntnis der Personen für völlig ausgeschlossen, dass man dort mit Bewusstsein dessen was man that eine so absurde und klägliche Liebesintrigue sollte begünstigt haben. Einer für harmlos gehaltenen Spielerei junger Leute mag man dort durch die Finger sehen, – Gelegenheitsmacherei für zweideutige Liebeshändel liegt außerhalb des in diesem Hause herrschenden *Tones*. Karin selber ist bisher in erster Linie eine Willenlose, die ihren eigenen kranken Instinkten ohne Hemmungen gegenüber steht, schwerlich aber die raffinierte Verführerin als die sie sich Ihnen darstellt. Wir sind nur zu leicht geneigt die Gefahren die unseren Teuren drohen, und die sich in so zufälligen und gleichgültigen Wesen, wie dies – doch völlig reizlose und alltägliche – Mädchen es ist, verdichten mögen, zu »personifizieren«. Nicht die Menschen, das Leben selber ist das gefährliche Medium das uns umgibt, und ein warmer Knabe, der zur Bethätigung seiner vagen leidenschaftlichen Kräfte einen Roman braucht, wird ihn sich aus jeder Atmosphäre erzwingen. Darum würde ich es mir angelegen sein lassen, den ganzen Gegenstand mit leichter Hand zu behandeln, und nach keiner Seite hin erbitternd und verbitternd zu wirken. Otto darf weder ein Gefühl des Beflecktseins behalten, durch das er in seinem ganzen seelischen Folgeleben bedingt bliebe, noch sollen meinem Dafürhalten nach die Beziehungen zu jenem ganzen Menschenkreise irreparabel gemacht werden. Bodenhausen, der ihm und seiner Correctheit volle Gerechtigkeit wiederfahren [sic!] lässt und nur die Thatsache bedauert dass er

dem Mädchen Geld zur Flucht gegeben hat, spricht mit freundlicher Wärme von ihm, die Baronin scheint ihm herzlich zugethan zu sein und die Gräfin kann ihrer ganzen Art nach gewiss nicht anders als ihm einen vollen Anblick ihres klugen und schönen Herzens dauernd erhalten. Ich habe damit genug gesagt, um meiner Hoffnung Ausdruck zu geben dass auch Sie sich von Groll und Sorge und Erregungen nicht in eine Unversöhnlichkeit bestimmten Personen gegenüber hineintreiben lassen, die der Wirklichkeit Unrecht thut. Es ist ein Unglück für *alle* Beteiligten ohne Ausnahme, und muss für *alle* Beteiligten wieder ins Täglich Gleichmässige ausgerichtet werden. Soweit mich meine Stellung zu den Hauptbeteiligten, etwa im gleichen Abstande von allen, dazu mitbefähigt, werde ich das Meine thun.

Freundlichst der Ihre
Borchardt

17. Rudolf Borchardt an Heinrich Braun, 23. Januar 1918¹⁵⁷

24 Karlsbad
Berlin 23 Jan 18

Wertester Herr Braun

In Eile, nachdem Otto mich eben verlassen hat, will ich Sie dahin beruhigen, dass die Angelegenheit nach unser aller Wunsche geendigt ist. Die Fäden die ihn noch hielten sind gelöst und nie wieder zu knüpfen. Hüten wir uns anderseits davor, der bewegten jungen Seele den freien Auslauf zu versagen, in dem sie sich noch zu Ende schwingen muss. Ich habe nichts gegen einen letzten Brief¹⁵⁸ eingewandt, ihn im Gegenteile dazu ermuntert. Worte können nicht mehr schaden, seit der Nebel von den Sinnen gefallen ist. Und beklagen wir das Ganze nicht mehr allzusehr. Nachdem einmal die schlimmste Gefahr für einen reinen Menschen, das Verfangenwerden in einen falschen Roman, überstanden ist, wird alle Nachwirkung schliesslich doch eine bildende sein, um so mehr je schmerzlicher sie ist und je mehr sie ihm Kämpfe zumutet. Die freilich

¹⁵⁷ Mit Briefumschlag, adressiert an: »Herrn Dr Braun / Klinik Dr Israel / 66 Augsburgerstr / Berlin W«, gestempelt »24.1.18«.

¹⁵⁸ Otto Brauns Abschiedsbrief an Karin von Bodenhausen-Degener vom 24. Januar 1918 hat sich erhalten (LBI).

werden noch lange in ihm andauern, und ihn gegen heftige Berührungen empfindlich machen.

Übrigens hat er sich von der besten Seite gezeigt, so dass ich ihn lieber habe als früher.

Ich bin mit freundlichsten Grüßen und Wünschen für Ihre Generation¹⁵⁹

der Ihre

Borchardt

18. Rudolf Borchardt an Eberhard von Bodenhausen, 23. Januar 1918

24 Karlsbad
Berlin 23 Januar, nachts

Mein lieber Bodenhausen

Noch spät, eben da Braun mich verlässt, will ich Ihnen Nachricht geben, dass die Angelegenheit nach unser Aller Wünschen entschieden ist. Ich habe das Versprechen des jungen Menschen, und habe ihm sein künftiges Verhalten, das eine mittlere Linie halten muss, so aufgezeichnet, dass er, bei seinem Vertrauen in mich, schwerlich mehr davon abweichen wird. Andererseits wäre es unweise gewesen, von der ganz in Erschütterung aufgelösten Knabenseele zu viel zu fordern. Er wird ihr also, ehe er ins Feld geht, noch einmal schreiben,¹⁶⁰ innerhalb von Bedingungen die nichts beunruhigendes mehr haben. Sein Truppenteil hat ihn angefordert und er hat recht daran gethan, darin den Griff des Dämons zu gewahren, der ihn aus dem Schlimmsten zieht was einem sich bildenden Menschen widerfahren kann: einem falschen Romane; also hat er keinen der hier üblichen Winkelzüge versucht, um sich in Berlin zu halten. Alles Übrige mündlich, ich hoffe Sie trinken Sonntag bei mir Thee (mit mir *allein*) draussen spricht es sich zu schlecht. Hoffentlich nimmt K. die Entwicklung der Dinge verständig und helfen ihr die ihren, sich aus dem abgeschmackten ohne zu bittere Nachgefühle zu retten.

Herzlichst und treulichst der Ihre

Bdt

¹⁵⁹ Heinrich Braun hielt sich in der Klinik Dr. Israel in der Augsburger Straße auf (s.o. Anm. 157); er verließ die Klinik am 25. Januar 1918.

¹⁶⁰ S.o. Anm. 158.

19. Heinrich Braun an Rudolf Borchardt, 24. Januar 1918¹⁶¹

24. I. 1918.

Sehr geehrter Herr Doktor,

nur ein Wort herzlichen und verbindlichen Dankes für Ihre außerordentlich glückliche und wirkungsvolle Aktion. Der Turm hatte gewiß bereits viele und gefährliche Risse, aber daß er mit Plötzlichkeit zusammenstürzte, ist Ihr Verdienst. Ich habe eine tiefe Freude und drücke Ihnen die Hand.

Mit besten Empfehlungen Ihr

H Braun

Morgen kehre ich nach Zehlendorf zurück.¹⁶²

20. Otto Braun an Rudolf Borchardt, 4. Februar 1918

Berlin M. A. A.¹⁶³ 4.II.18.

Mein sehr lieber und verehrter Rudolf Borchardt!

Du bist gestern Abend noch so bös (!) gegen mich gewesen (Du musst das »bös« nicht allzu ernst nehmen!) dass ich mich dazu gezwungen fühle mich zu rechtfertigen: Ich weiss gewiss selbst, dass in mir unendlich viel gärt und trüb brodelt, unendlich viel Schlacke drin ist, noch unverdautes, ja vieles was ausgespien werden muss; nun noch dazu jetzt findest Du mich wie verdorrt und des frischen Regens so begierig; erkenne ich dann an seltnen Tagen einen Menschen, der mich wieder fruchtbar macht, dann bricht alles neu auf, ist aber doch unschuldig wie der Vorfrühling, bunt und wirr und viele kleine Keime. Lass mich nur erst wieder die Ruhe im Felde finden, wirklich gute Brache, kein künstliches plötzliches Eingetrocknetsein, sei gewiss, wenn Du mich erst zurückgekehrt wieder siehst, wirst Du mich anders finden und hoffentlich lieber haben. Weisst Du, es ist sonst nicht meine Art, so viel über mich selbst

¹⁶¹ Diktat von der Hand Julie Vogelsteins mit eigenhändiger Unterschrift; Briefkopf: »Dr. Heinrich Braun / Herausgeber der Annalen / für soziale Politik und Gesetzgebung / Verlag: Julius Springer in Berlin // Berlin-Zehlendorf-M. / Erlenweg / Tel. Zehlend. 25.«

¹⁶² Beendigung des Klinikaufenthalts; s. o. Anm. 159.

¹⁶³ Militärstelle des Auswärtigen Amts; zu Otto Brauns Tätigkeit dort vgl. Maier, Braun's Life and Work (wie Anm. 43), S. 137–182.

zu denken und in mir herumzuforschen, das kommt alles in dieser zerstörenden Zeit, die ich durchgemacht. Es war ja nicht nur dies Eine,¹⁶⁴ es war das ganze berliner Leben, vieles Einzelne, was zusammenkam. Nun da ich Gottlob körperlich wieder obenauf bin, gehe ich hinaus wieder den anständigsten Beruf des Mannes, den des Soldaten zu ergreifen. Das ist wie ich Dir auch an jenem Abend sagte, kein aus Leichtsinn entsprungener Einfall, sondern *ganz aus der Notwendigkeit*.

Du wirst mir das glauben.

Ich schicke Dir das letzte Gedicht¹⁶⁵ anders als ichs Dir gestern sagte, hoffentlich besser (freilich wie ich eben sehe doch *sehr unrein*). Ich habe Deinen Namen davor geschrieben, weil Du mich gestern so aufgerüttelt hast und mein Gewissen geschräft, nun fällt mir eben ein, dass Du es vielleicht falsch auffassen könntest, da ich in dem Gedicht die Anrede »Du« gebrauche. Aber dass mir dabei kein Gedanke ferner lag, als damit Dich zu meinen, was ja bei dem Inhalte des Gedichtes die grösste Unverschämtheit wäre, das ist Dir ja klar. Ich spreche ja ganz allgemein zum Menschen.

Bitte bestelle Deiner verehrten Gattin folgendes: Ich habe vorhin mit Justi¹⁶⁶ gesprochen; er sagte mir, es wäre zu seinem eignen Ärger wiederholt eine Barrière vor dem obersten Stock gewesen, an der hätte offiziell dran stehen müssen »Nur Sonntags geschlossen«. Das Schild fehle öfter; an Wochentagen muss es aber offen sein, im andern Falle soll man sich auf ihn berufen und einfach durchgehen. Geschlossen ist nur der 2. Corneliusaal, der in diesen Wochen mit einer Menge Neuerwerbungen wieder geöffnet wird.

Bitte empfehl mich sehr Deiner Gemahlin.

Stets Dein Otto Br

¹⁶⁴ Die Affäre mit Karin von Bodenhausen-Degener.

¹⁶⁵ Gottesdienst; s. o. mit Anm. 74.

¹⁶⁶ Ludwig Justi (1876–1955), 1909–1933 Direktor der Nationalgalerie Berlin.

21. Otto Braun an Rudolf Borchardt, 23. März 1918

Ensisheim (Oberelsass) 23. III. 18.
1/Res-Jäger-Btl. Nr. 21. D. Feldpost 972

Mein lieber Rudolf!

Ich unterliess es bisher an Dich zu schreiben, da eine Briefsperre eingetreten war und ich nun immer hoffte, Dir bald Interessanteres mitteilen zu können. Trotzdem aber seit vorgestern Abend der grosse Angriff der Generäle Fritz von Below¹⁶⁷ und von Hutier¹⁶⁸ unsere Nerven in höchster Spannung hält, liegen wir äusserlich noch immer ebenso ruhig wie vorher hier im Oberelsass, uns des schönen Landes und der schönen Tage freudig. Freilich haben wir viel zu tun. Die infolge der letzten Erfahrungen im Westen notwendig gewordene Neugestaltung des Infanteriegeschäftes nötigt uns zu recht anspannender theoretischer und praktischer Arbeit. Aber ich kann Dir nicht sagen, wie froh ich mich fühle, an der Spitze einer singenden Kompanie voll junger Mannschaft (die freilich auch viel schimpft und den Krieg satt hat aber doch immer noch zehnmal besser ist als die Mehrzahl der Leute zu Haus) durch die Waldungen und Weinberge zu ziehen, dann zum Gefecht zu entwickeln, nach den neuen, völlig der Front erwachsenen Grundsätzen, wo die Selbsttätigkeit des einzelnen alles bedeutet, seiner Entschlusskraft, Geschicklichkeit, Tapferkeit weitestes Feld gelassen ist und doch trotz aller Maschinen der uralte Satz siegreich bleibt dass die wahre Entscheidung, die gerecht sich neigende Wage des Sieges allein und einzig wie zu den Zeiten Trojas und der Perserschlachten über dem Nahkampf hängt.

Auch sonst treten wieder, wie ich das schon bei meinem ersten Ausrücken ins Feld voll Freude bemerkte, die urtümlichen Verhältnisse des Lebens in den ihnen zustehenden Rang zurück. So vor allem die Bedeutung des Führers, der aus dem ihm zugewiesenen toten Material erst einen lebendigen Körper gestaltet. Eine Masse mag noch so viele tüchtige Einzelne enthalten, wenn nicht einer, voll Lust und Mut zur Verantwortung sich zum Führer aufwirft, dazu gewählt oder ernannt wird, so bleibt sie tot und letzten Endes fruchtlos. Das Wunderbare unseres Volkshees-

¹⁶⁷ Oberbefehlshaber der 1. Armee (1853–1918).

¹⁶⁸ Oskar von Hutier (1857–1934), Infanteriegeneral.

res ist eben, dass sich immer wieder, nach den grössten Verlusten, von unten her diejenigen finden, die führen können *und* wollen (was wohl meist zusammenfällt)[.] Damit komme ich auf die Stimmung der Mannschaft. Sie ist gewiss nicht mehr wie 1914, ist auch nicht immer von jener trotzigen Entschlossenheit, jenem verbissenen Durchhalten, wovon die ewig Wohlmeinenden so gerne sprechen. Es ist im Gegenteil mancherlei Unerfreuliches zu spüren vor allem bringt der neue Ersatz aus den Garnisonen meist eine ausgesprochen »schlechte Gesinnung« mit. In richtigem Wechsel von Strenge und Milde wird ja vielerlei ausgetrieben, auch bewirkt das gesunde junge Blut vieler Leute, meist derjenigen, die schon Jahr und Tag draussen sind, auffallend Gutes und jedenfalls können wir, wenn wir den Dingen gut in die Augen sehen, ruhig sagen: im entscheidenden Augenblick *haben* wir unsere Leute und sie gehen drauf wie nur je. Die kaum länger durchführbare Entnervung der Abwehrschlacht ist ja überwunden und die jetzt beginnende grosse Entscheidungsoffensive regt alle, die noch jung sind und die Liebe zu Gefahr und Abenteuer in sich tragen, aufs höchste an. Die soeben eingetroffene Nachricht von den 25 000 Gefangenen¹⁶⁹ hat die höchste echteste Begeisterung erregt. Überhaupt halte ich es ja für Unsinn, wenn so oft behauptet wird, durch den Gedanken an Pflichterfüllung, Vaterlandsverteidigung und ähnlich schöne Dinge sei dieser Krieg geleistet worden. Das ist einfach eine schändliche Geschichtslüge. Die Freiwilligen von 14 sind Gottlob mit einem Eroberungsdrang, einer Glut zum Hinwerfen auch des letzten, des Lebens, nur um des göttlich erfüllten Augenblickes willen, der stehen bleibt in den Erztafeln der Weltgeschichte, hinausgezogen in den Heiligen Krieg wie es wenig Gleiches gibt in der Weltgeschichte. »Fernwunder locken und Fahrerfreude winkt.«¹⁷⁰ Als wir Warschau genommen hatten,¹⁷¹ schrieb ich ein Gedicht »Warschau« wo diese zwei Strophen vorkommen:

¹⁶⁹ Nach der Meldung des Wolffschen Telegraphenbüros (Berlin) vom 23. März 1918 wurden »am zweiten Tage der großen Offensive zwischen Scarpe und Oise [...] 25 000 englische Gefangene gemacht und 400 Geschütze sowie 300 Maschinengewehre erbeutet.«

¹⁷⁰ Vgl. den Schluss von Stefan Georges Gedicht »Pente Pigadia« aus den »Zeitgedichten« des »Siebenten Rings«: »Wo uns gelöst von jedem band / Fern-dunkel locken und fahr-freude winkt.« Das Gedicht ist dem englischen Musiker Clement Hugh Gilbert Harris gewidmet, der 1897 bei einem Aufstand der Griechen gegen die Türken fiel. Die Verse werden von Otto Braun – mit der gleichen Abweichung – schon im Tagebuch vom 27. Juni 1916 zitiert; vgl. Wierling, Familie im Krieg (wie Anm. 43), S. 272.

¹⁷¹ Kampflose Übernahme durch die 9. Armee am 5. August 1915.

»Auf deinen Wällen siehst du unsere Scharen
Schön hingelagert nach zu kurzer Rast,
Wir werden weiter gegen Osten fahren
Du bleib uns Vorhof, Schwelle zum Palast,

Wir streben fort in unerhörtem Sehnen
Voll junger Kraft, die dir schon längst entschwand
Tief atemholend uns hinauszudehnen
Ins samenglänzend hingestreckte Land.«

Das ist auch heute noch unser Wunsch. Dass daneben die inbrünstigste Liebe zum Leben wohnt, die heisste Leidenschaft, die Jahrzehnte nach dem Kriege arbeitend, singend, kämpfend, überhaupt nur lebend erleben zu dürfen, wirst Du verstehen. –

Die nächste Nachricht wohl schon irgendwo von oben in Frankreich
In Treue der Deine Otto

Bitte die *angelegenlichsten* Empfehlungen Deiner sehr verehrten Gemahlin!

Von »Eros und Psyche«¹⁷² hast Du nun wohl ein eignes Exemplar bekommen?

Wann bekomme ich Deine Gedichte? (die 40 Strophen,¹⁷³ die Du versprachst!)

¹⁷² Erstdruck der dramatischen Dichtung in fünf Szenen nach einer Handschrift von 1913 in: Braun, Schriften (wie Anm. 44), S. 243–288. Otto Braun hatte Borchardt am 27. Januar 1918 leihweise das Exemplar seines Vaters übersandt (DLA).

¹⁷³ Wohl die im Erstdruck (1924) 37 Strophen zählende »Bacchische Epiphanie«.

Das »Verlangen nach der Fortsetzung«
Begehen, Erzählen, »Die Zeit« und Hofmannsthals
»Märchen der 672. Nacht«

*alle Lust will – Ewigkeit!*¹

I. Das »Märchen« lesen im Oktober 1904 und im November 1895

»Im Oktober 1904² bringt der Wiener Verlag in der kurz zuvor erst lancierten Buchreihe »Bibliothek moderner deutscher Autoren« als deren zweite Nummer eine auf 1905 vordatierte Sammlung von Prosatexten Hugo von Hofmannsthals auf den Markt.³ Eine kunstvoll gestaltete Ausgabe im zeitgemäßen Kostüm:⁴ Der in einer Breitkopf-Fraktur gesetzte Titel »Das Märchen der 672. Nacht« wird zusammen mit dem Autornamen auf dem Einband von zwei kolorierten, stark stilisierte männliche Gesichter vorstellenden Jugendstilornamenten umklammert. Drei Viertel des Raumes nimmt eine farbige, von Walter Hampel⁵ angefertigte Graphik ein, die der zeitgenössische Leser als Ausgestaltung eines wich-

¹ Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. Vierter und letzter Theil. Leipzig 1891, S. 127.

² Vgl. Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte 3, 1905, S. 90.

³ Hugo von Hofmannthal, Das Märchen der 672. Nacht. In: Ders., Das Märchen der 672. Nacht und andere Erzählungen. Wien/Leipzig 1905, S. 7–46.

⁴ Zu den Gestaltungsprinzipien der Buchkunst des Jugendstils vgl. Konrad Kratzsch, Zu hervorragenden Zeugnissen der Jugendstil-Buchkunst aus der Sammlung Haar in der Zentralbibliothek der deutschen Klassik in Weimar. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 13, 1988, H. 1, S. 29–51. Eine aufschlussreiche Bestandsaufnahme der buchkünstlerischen Tendenzen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lieferte allen daran Interessierten: Felix Poppenberg, Moderner Buchschmuck. In: Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte 91, 1902, S. 829–853. Poppenberg geht auch auf die ersten Publikationen Hofmannsthals ein (vgl. ebd., S. 843, 848, 850). Sein Beitrag erschien im selben Jahrgangsband der »Monatshefte« wie ein Teilabdruck aus Hofmannsthals Habilitationsschrift über Victor Hugo (vgl. Hugo von Hofmannthal, Victor Hugo. Sein Lebenslauf als Entwicklung der geistigen Form. In: Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte 91, 1902, S. 894–909).

⁵ Zu Walter Hampel vgl. [Susanne Heilingbrunner,] Sigmund Walter Hampel (1867–1949). Linz 2003, S. 10–25.



Abb. 1: Bucheinband der Ausgabe von 1904/05 mit einer Graphik von Walter Hampel

tigen Motivs⁶ der titelgebenden Erzählung bestimmen konnte (Abb. 1). Die Titelseite ist komplett von einer ausgebreitete Schmetterlingsflügel stilisierenden Graphik Bertold Löfflers⁷ in den Farben Blau und Schwarz grundiert, in die zwei Vignetten eingelassen sind mit den bibliographischen Angaben (Abb. 2).

Löfflers Graphik legt damit bewusst den Akzent auf die Schönheit des Bändchens,⁸ auf seinen Kunstwerkcharakter, ja sie weist ihm, indem sie Buchseiten und Flügel, Buch und Schmetterling engführt, gleichsam ein ästhetisches Programm zu. Denn wie der mit geschlossenen Flügeln gänzlich unscheinbare Schmetterling seine Schönheit zur Geltung bringt,⁹ indem er die Flügel öffnet und ausbreitet, so bringt, in der Logik

6 »Einmal erblickte er die Größere in einem geneigten Spiegel; sie gieng durch ein erhöhtes Nebenzimmer: in dem Spiegel aber kam sie ihm aus der Tiefe entgegen. Sie gieng langsam und mit Anstrengung, aber ganz aufrecht: sie trug in jedem Arme eine schwere hagere indische Gottheit aus dunkler Bronze. Die verzierten Füße der Figuren hielt sie in der hohen Hand, von der Hüfte bis an die Schläfe reichten ihr die dunklen Göttinnen und lehnten mit ihrer todten Schwere an den lebendigen zarten Schultern; die dunklen Köpfe aber mit dem bösen Mund von Schlangen, drei wilden Augen in der Stirn und unheimlichem Schmuck in den kalten, harten Haaren, bewegten sich neben den athmenden Wangen und streiften die schönen Schläfen im Tact der langsamen Schritte. Eigentlich aber schien sie nicht an den Göttinnen schwer und feierlich zu tragen, sondern an der Schönheit ihres eigenen Hauptes mit dem schweren Schmuck aus lebendigem, dunklem Gold, zwei großen gewölbten Schnecken zu beiden Seiten der lichten Stirn, wie eine Königin im Kriege. Er wurde ergriffen von ihrer großen Schönheit, aber gleichzeitig wusste er deutlich, dass es ihm nichts bedeuten würde, sie in seinen Armen zu halten. Er wusste es überhaupt, dass die Schönheit seiner Dienerin ihn mit Sehnsucht, aber nicht mit Verlangen erfüllte, sodass er seine Blicke nicht lange auf ihr ließ, sondern aus dem Zimmer trat« (Das Märchen der 672ten Nacht. Geschichte des jungen Kaufmannssohnes und seiner vier Diener. Von Hugo von Hofmannsthal. In: Die Zeit, Nr. 57, 2. November 1895, S. 79 f.; Nr. 58, 9. November 1895, S. 95 f.; Nr. 59, 16. November 1895, S. 111 f., hier S. 95; »dunklen Göttinnen« verbessert aus »dunklen Göttingen«).

7 Zu Bertold (Berthold) Löffler vgl. u. a. Michael Pabst, Wiener Grafik um 1900. München 1984, S. 333 f.

8 Die Reihe ist einheitlich gestaltet; lediglich die für den Einband angefertigte Graphik ist individuell auf den jeweiligen Band abgestimmt. Vor Hofmannsthals »Märchen« war bereits publiziert worden: »Arthur Schnitzler: Die griechische Tänzerin«, Hofmannsthals Band folgten, ebenfalls noch unter dem Datum 1905, von »Georg Hirschfeld: Erlebnis und andere Novellen«, »Otto Ernst: Die Kunstreise nach Hümpeldorf. Humoreske«, »Felix Salten: Der Schrei der Liebe. Novelle«, »Otto Julius Bierbaum: Das höllische Automobil. Novellen«, »Johannes Schlaf: Die Nonne. Novellen«, »Anton von Perfall: Er lebt von seiner Frau. Novelle«, »Siegfried Trebitsch: Das verkauft Lächeln. Novellen« und »Hans von Kahleberg: Jungfrau Marie. Novellen«.

9 »Wie sehr ein Schmetterling darauf hält, daß die Farbenpracht seiner Schwingen zur vollen Geltung komme, das kann man an dem koketten Flug dieser Tiere sehr gut beobachten. Durch das Auf- und Niederwiegen, das schwebende Gaukeln ihrer Bewegungen, lassen sie ihre Flügel von den verschiedensten Seiten blinken und in den Strahlen der Sonne in regenbogenartigem Glanze schillern.« (Curt Grotewitz, Die Bedeutung der Farbe in der Tierwelt. In: Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart 21, 1896, H. 4, S. 370–376, hier S. 373). Ruhen sie allerdings, die »Flügel [...] senkrecht aufgerichtet und mit

dieser Engführung, das unaufgeschlagen noch unscheinbare Buch seine Schönheit zur Geltung, indem es geöffnet wird. Der Geltungsbereich dieser Engführung beschränkt sich dabei keineswegs nur auf den Vorsatz des Hofmannsthalschen Buches, sondern erstreckt sich auf das gesamte, Seite für Seite mit graphischen Elementen ausgestattete Buch, das somit als Gesamtkunstwerk, als Ensemble literarischer wie bildkünstlerischer Schönheit¹⁰ auftritt, das »Schauspiel einer ästhetischen Allianz«¹¹ bildet: Die Titel der in den Band aufgenommenen Prosatexte sind in Gitterornamente eingefasst (Abb. 3), die Kopfzeilen aller bedruckten und paginierten Seiten ebenfalls mit Jugendstilornamenten versehen, die die Seitenzahlen umgeben (Abb. 4), das Ende jedes der vier Prosatexte wird von einem dekorativen Schlussstück markiert (Abb. 4), die Rückseite des Einbandes schließlich zierte eine weitere Jugendstilgraphik – eine Fortuna, aus deren Füllhorn blütenähnliche Gebilde hervorquellen und zu Boden fallen (Abb. 5).

Neben dem »Märchen der 672. Nacht« bietet das nur 123 Seiten »leichte Bändchen«¹² drei weitere Texte aus der Feder Hofmannsthals, und zwar die »Reitergeschichte«, das »Erlebnis des Marschalls von Bassompierre« und »Ein Brief«.¹³ In den »Erläuterungen« zu Band XXVIII der

ihren oberen Flächen aneinandergelegt«, so sind sie unscheinbar, da »die in der Ruhe sichtbare Unterseite der Flügel gewöhnlich viel unauffälliger ist und oft eine schützende Ähnlichkeit mit den gewöhnlich gewählten Ruheplätzen zeigt« (J. F. Judeich/H. Nitsche/J. T. C. Ratzeburg, Lehrbuch der Mitteleuropäischen Forstinsektenkunde [= 8. Aufl. von J. T. C. Ratzeburg: Die Waldverderber und ihre Feinde]. Bd. 2: Specieller Theil II: Schmetterlinge, Zweiflügler, Schnabelkerfe. Nachträge. Die Feinde der einzelnen Holzarten. Wien 1895, S. 739 u. 741).

¹⁰ Kratzsch, Jugendstil-Buchkunst (wie Anm. 4), S. 36, erkennt zumindest im programmatischen Anspruch der Buch- und Zeitschriftengestaltung, insbesondere aber der Buchkunst ab 1896 eine »Affinität zwischen Schriftsteller und bildendem Künstler im Kunstwerk Buch [...], die das Buch als Gesamtkunstwerk erfaßt, in dem im Idealfall eine Zweiteilung zu erkennen ist, eine Teilung in die literarisch-sprachliche Leistung des Dichters und die illustrativ typographisch-gestalterische Leistung des Buch- und Schriftkünstlers, dem es darum geht, der geistig-künstlerischen Aussage des literarischen Textes eine optisch-künstlerische Gestaltung zu geben, bei der Schrift, typographische Gliederung, Illustration, Gestaltung des Vorsatzpapiers und schließlich des Einbandes ein harmonisches, durchkomponiertes Ganzes ergeben sollen«. Ausführlich legt bereits 1902 Felix Poppenberg die Gründe für eine harmonische Übereinstimmung von »beauté intérieure« eines Buches und seiner »ébenbürtige[n] äußere[n] Hülle« (Poppenberg, Buchschmuck [wie Anm. 4], S. 832) dar.

¹¹ Ebd., S. 837.

¹² Carl Busse, Neues vom Büchertisch. In: Velhagen & Klasings Monatshefte 19, 1904/05, H. 7, S. 102–106, hier S. 106.

¹³ Die »Reitergeschichte« erschien erstmals in der »Neuen Freien Presse«, 24. Dezember 1899, »Das Erlebnis des Marschalls von Bassompierre« wie das »Märchen« auch in der »Zeit«, 24. November u. 1. Dezember 1900, »Ein Brief« in »Der Tag«, 18. Oktober u. 19. Oktober 1902.

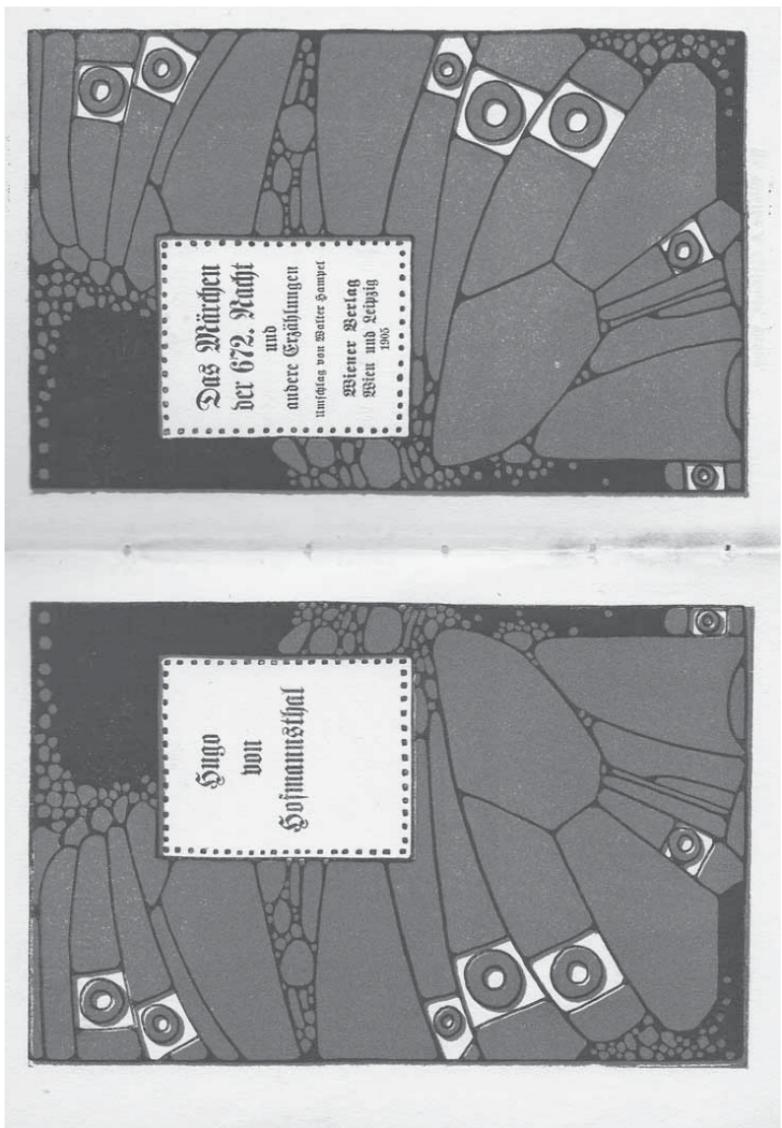


Abb. 2: Titelseite der Ausgabe von 1904/05, gestaltet von Bertold Löffler



Abb. 3: Gitterornament der in die Ausgabe von 1904/05 aufgenommenen Titel

»Kritischen Ausgabe« der Werke Hofmannsthals wird ersichtlich, welche Bedeutung dem Druck von 1904/05 für »Das Märchen der 672. Nacht« beizumessen ist: »Dieser erste Buchdruck«, so steht dort zu lesen, »übernimmt die Veränderungen« aus dem »Handexemplar« Hofmannsthals. »Da die Textentwicklung hiermit abgeschlossen ist, und alle weiteren Ausgaben auf diesem Druck beruhen, wurde er zur Textgrundlage gewählt.«¹⁴ Und dieser Sachverhalt hat auch nach 1975, nach Erscheinen

¹⁴ Ellen Ritter, Varianten und Erläuterungen. In: SW XXVIII Erzählungen 1, S. 201–214, hier S. 206. Auch die 1999 veröffentlichte Fassung (Hugo von Hofmannsthal, Das Märchen der 672. Nacht. In: Ders., Das Märchen der 672. Nacht. Das erzählerische Werk. Mit einem Nachwort von Ellen Ritter. Frankfurt a. M. 1999, S. 27–43) »bietet die revidierte Textfassung der Kritischen Ausgabe« (S. 4) und begnügt sich mit dem Hinweis auf den »Erstdruck [...] in einer Zeitung oder Zeitschrift« (S. 411).

täter meines Geistes, für den ersten Engländer
meiner Zeit im Herzen hege und darin hegen werde,
bis der Tod es versten macht.

A. D. 1603, diesen 22. August.

Ph. i. Chandoß.

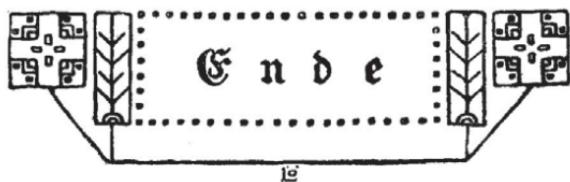


Abb. 4: In Ornamente gefasste Seitenzahl und dekoratives Schlussstück der Ausgabe 1904/05

des 28. Bandes der »Kritischen Ausgabe«, noch Bestand.¹⁵ Wer also, und das schließt die Hofmannsthal-Forschung mit ein, das »Märchen« einer Lektüre unterzogen hat, hat dies auf der Grundlage eines geschlossenen, in monographischem Format vorgelegten Erzähltextes getan.

Anders die Leser der von Isidor Singer, Hermann Bahr und Heinrich Kanner herausgegebenen »Die Zeit. Wiener Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst«.¹⁶ Sie fanden Gelegenheit, »Das Märchen« bereits neun Jahre vor seinem Abdruck im eben genannten Band zu lesen, in völlig anderer Gestalt¹⁷ und verteilt auf die am 2., 9.

¹⁵ Vgl. Busse, Neues (wie Anm. 12), S. 106.

¹⁶ Zur »Zeit« vgl. Lucie Kostrbová/Kurt Ifkovits/Vratislav Doubek, Die Wiener Wochenschrift Die Zeit (1894–1904) als Mittler zwischen der tschechischen und Wiener Moderne. Prag/Wien 2011.

¹⁷ 1895 erscheint die Erzählung zweispaltig und Borgis (9 Punkte) gesetzt in Fraktur (ca. 65 Anschläge und 80 Zeilen je Spalte), 1905 dagegen Cicero (12 Punkte) gesetzt, ebenfalls in Fraktur, aber mit erheblich größerem Durchschuss (ca. 50 Anschläge und 22 Zeilen je Seite). Zur Typographie um 1900 vgl. Schriftenatlas. Eine Sammlung der wichtigsten Schreib- und Druckschriften aus alter und neuer Zeit nebst Initialen, Monogrammen, Mappen, Landeskarten und heraldischen Motiven für die praktischen Zwecke des Kunstgewerbes zusammengestellt von Ludwig Petzendorfer. Stuttgart 1898; sowie Ludwig Petzendorfer, Jugend-

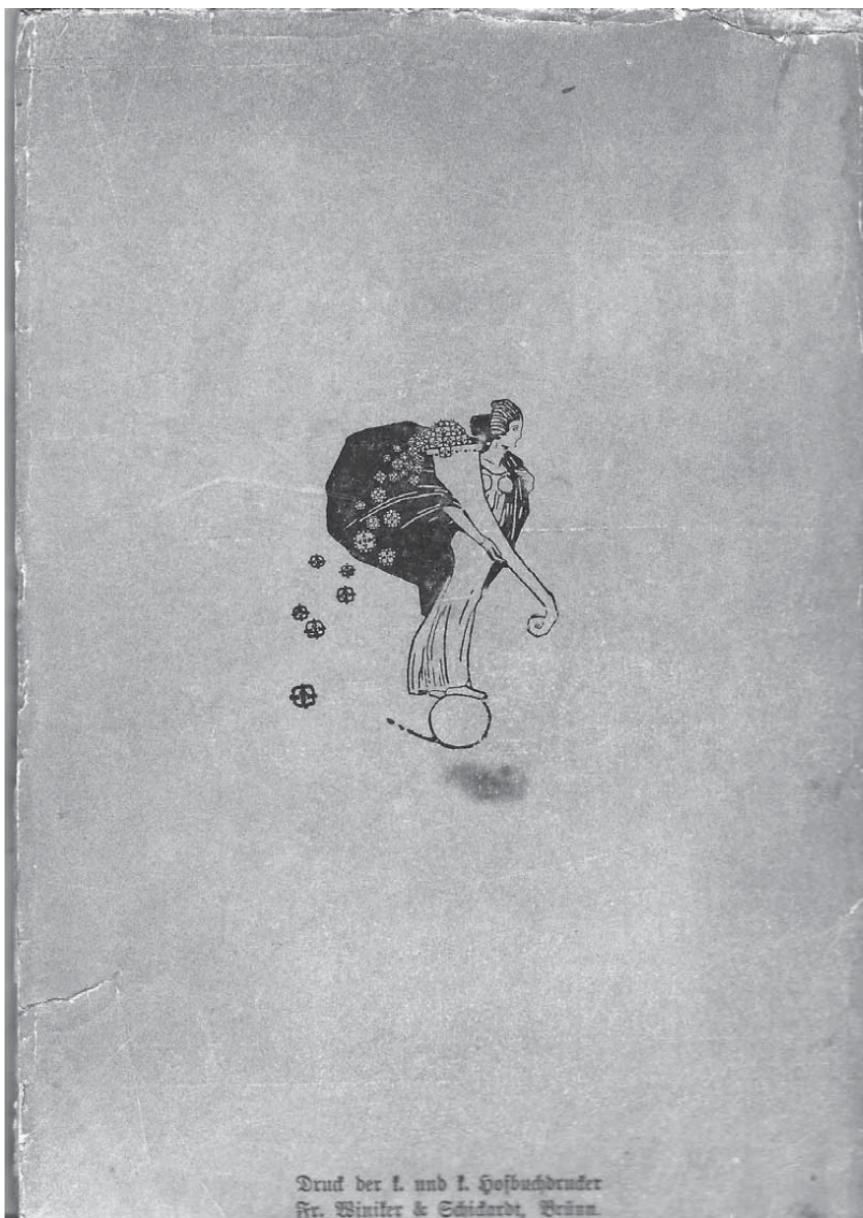
und 16. November 1895 veröffentlichten Zeitschriftennummern 57, 58 und 59. Die Unterschiede zwischen den beiden Textfassungen, zwischen derjenigen von 1895 und derjenigen von 1904/05, sind marginal: Die »Kritische Ausgabe« spricht von einer nur »geringe[n] Überarbeitung«.¹⁸ Hervorzuheben sind der Wegfall des ausschließlich im Zeitschriftenabdruck zu findenden Untertitels »Geschichte des jungen Kaufmannssohnes und seiner vier Diener« und die Einführung der Zweiteilung des Textes. Warum also sollte der Rückgriff auf eine frühere Textstufe in literaturwissenschaftlicher und medienhistorischer Hinsicht der Rede Wert sein?

Ich möchte auf diese Frage eine Antwort zu geben suchen, und zwar indem ich konsequent vom Lektürehorizont des zeitgenössischen Lesers ausgehe, indem ich dem im Oktober 1904 zur druckfrischen Buchausgabe greifenden Rezipienten denjenigen gegenüberstelle, der am 2. November 1895 die 57. Nummer der Wiener »Zeit« mit dem ersten Teil, eine Woche darauf die 58. mit dem zweiten Teil und eine weitere Woche später die 59. mit dem dritten und letzten Teil der Hofmannsthalschen Erzählung gelesen hat. Wer am 2. November 1895 die besagte Nummer 57 der »Wiener Wochenschrift« zur Hand nahm und aufschlug, war noch weit, 15 Seiten weit davon entfernt, Hofmannsthals »Geschichte des jungen Kaufmannssohnes und seiner vier Diener« zu erfahren.

Ihr vorgeschaltet ist auf diesen Seiten – wenig verwunderlich in einem Blatt, das sich, und zwar in dieser Reihenfolge »Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und« dann erst die »Kunst« auf die Fahnen geschrieben

stil-Schriftenatlas. Alphabet, Monogramme, Initiale, Rahmen. 1903–1905. Stuttgart 1905. Dass Hofmannsthals Publikationspolitik in eine Umbruchphase fällt, die u.a. an der »Neubewertung der Schrift um 1900« und an der neuerdings »angestrebte[n] Verknüpfung von inhaltlichen, formalen und bibliophilen Aspekten der Buchproduktion« abzulesen ist, zeigt die grundlegende Studie zur Verortung Hofmannsthals in der Medienkultur der Moderne: Heinz Hiebler, Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne. Würzburg 2003, S. 244 u. 248. Hiebler legt ausführlich Hofmannsthals Interesse an Schrift- und Buchgestaltungsfragen und sein Verhältnis zur Zeitschriften- und Journalkultur dar (vgl. ebd., S. 251–260), verzichtet allerdings auf systematische Überlegungen zu den Auswirkungen der Interdependenz von Journalformat und literarischen Texten auf deren Lektüre und Interpretation. Zur »neuen Stilkunst« und ihrem Nexus »zu den Zeitschriften« wie zu den »Buchveröffentlichungen«, die als »Gesamtkunstwerk Buch« angelegt waren, vgl. Kratzsch, Jugendstil-Buchkunst (wie Anm. 4), Zitate: S. 30.

¹⁸ Ritter, Varianten und Erläuterungen (wie Anm. 14), S. 206.



Druck der f. und l. Hofbuchdrucker
Fr. Winter & Schiedeck, Brünn.

Abb. 5: Fortuna-Figur auf der Einbandrückseite der Ausgabe von 1904/05

hatte – zunächst ein Leitartikel von Isidor Singer, der sich damit befasst, wie der wenige Wochen zuvor ernannte neue Ministerpräsident Graf Badeni sich zum kommunalen Wählervotum stellen würde, ob er dem »am 29. October zum Bürgermeister Wiens gewählte[n] Dr. Carl Lueger«, einem Antisemiten, »die kaiserliche Bestätigung« verschaffen würde oder nicht.¹⁹ Der Leser konnte sich ferner über die revanchistische Bewertung des Deutsch-Französischen Krieges von 1870 und der seither gültigen Landesgrenzen durch den hochbetagten französischen Staatsmann Jules Barthélemy-Saint-Hilaire²⁰ kundig machen, einer Erörterung darüber folgen, »ob der Bergwerksunternehmer bei Schäden aus dem Bergwerk betriebe nur für Verschulden oder allgemein ohne weitere Voraussetzungen hafte[n]«²¹ solle, und eine umfangreiche Stellungnahme von Joseph Redlich lesen zur »neueste[n] Arbeiter-Schutzgesetzgebung«,²² mit deren Hilfe die drückende Armut der Werktätigen in England verringert werden sollte.

Zu finden waren außerdem Berichte über das im Alpenraum noch immer virulente »Haberfeldtreiben«,²³ kurze Rezensionen »neue[r] französische[r] Lyrik«,²⁴ Leserzuschriften über angemessene Formen der Missfallensbekundung im Theater,²⁵ Beiträge über eine »Graphische Ausstellung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst«,²⁶ unter der Rubrik »Die Woche«: »Politische Notizen«,²⁷ »Volkswirtschaftliches«,²⁸ Nachrichten aus dem Bereich »Kunst und Leben«, insbesondere kritische Würdigungen der »Premieren der Woche«²⁹ und soeben erschienener »Bücher«.³⁰ Schließlich bot die Rubrik »Revue der Revuen«³¹ noch Stimmen aus anderen Blättern zu aktuellen Themen. Aus den umfangreicher, nicht selten auf mehrere Nummern verteilten Beiträgen möchte ich einen von Wilhelm Jerusalem

¹⁹ [Isidor] S[inger], Die erste Entscheidung. In: *Die Zeit*, Nr. 57, 2. November 1895, S. 65.

²⁰ Vgl. Karl Blind, Barthélémy-St. Hilaire und der Krieg von 1870. (Mit persönlichen Erinnerungen.) In: Ebd., S. 65–67.

²¹ Julius Ofner, Ersatz von Bergschäden an Arbeiter. In: Ebd., S. 67f.

²² Joseph Redlich, Die neueste Arbeiter-Schutzgesetzgebung Englands. In: Ebd., S. 68–70.

²³ Conrad Dreher, Haberfeldtreiben. In: Ebd., S. 74.

²⁴ Edmond Pilon, Neue französische Lyrik. In: Ebd., S. 72–74.

²⁵ Oscar Blumenthal/Paul Lindau, Zischen. In: Ebd., S. 75.

²⁶ Hermann Bahr, Künstlerhaus. (Graphische Ausstellung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.) In: Ebd., S. 75.

²⁷ Die Woche. Politische Notizen. In: Ebd., S. 76f.

²⁸ Volkswirtschaftliches. In: Ebd., S. 77.

²⁹ Kunst und Leben. Premieren der Woche. In: Ebd., S. 77 f.

³⁰ Bücher. In: Ebd., S. 78.

³¹ Revue der Revuen. In: Ebd., S. 79.

verfassten über »Das philosophische Staunen«³² herausheben, eine Abhandlung, die den Philosophen zum »brennendsten Problem unserer Zeit« führt, zur »socialen Frage«:

Die große Masse der arbeitenden Classen verlangt nach einem menschenwürdigen Dasein, und niemand wird es heute wagen, diesen Anspruch als unberechtigt zurückzuweisen. Allein über die Art und das Maß dieser Befriedigung berechtigter Ansprüche gehen natürlich die Meinungen weit auseinander. Das Gefühl des Mitleides und der Sympathie, das dabei zuerst rege wird, kann jedoch allein nicht genügen, um Einsicht in diese höchst verwinkelten Fragen zu erlangen und dazu Stellung zu nehmen. Gründliches Studium der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ist hier unerlässlich, allein auch dies genügt noch nicht. Wird doch vielleicht vielfach eine vollkommene Umgestaltung unserer gesamten socialen Verhältnisse verlangt, und eine solche kann sich nicht vollziehen, ohne daß sich der Charakter der Menschen ändere, ohne daß Recht und Pflicht der Einzelnen gegen einander und gegenüber der Gesamtheit neu bestimmt würden. Um hier jedoch das Mögliche und Wahrscheinliche zu erkennen, das Lebensfähige und sittlich Wertvolle von dem zu unterscheiden, was bloß augenblicklichen Bedürfnissen und Neigungen zu dienen geeignet ist, dazu bedarf es der Einsicht in die psychologischen Gesetze des Menschenlebens überhaupt, in die Gesetze des gesellschaftlichen Zusammenlebens und namentlich in das Maß der an den Einzelnen wie an die Gesamtheit zu stellenden sittlichen Forderungen. Man muß bemüht sein, sich durch philosophische Betrachtungen einen höheren Standpunkt zu erringen, um von da aus sein Ziel deutlich zu erkennen und sich dann mit allen Kräften der Erreichung desselben zu widmen. Auch in Literatur und Kunst unserer Tage finden wir entgegengesetzte Strömungen, deren Vertreter wir in heftigem Kampfe entbrannt sehen. Hie Wahrheit! Hie Schönheit! lautet das Kampfgeschrei, welches Naturalisten und Idealisten in den verschiedensten Stärke- und Breitegraden mit mehr oder weniger Geist variiieren. Auch hier kann nur ein sorgsames und tiefgehendes Studium der Seelenkräfte, die beim künstlerischen Schaffen, wie beim ästhetischen Genießen wirksam werden, so wie die historische Erforschung der Rolle, welche die Kunst in der Culturentwicklung gespielt, den richtigen Maßstab an die Hand geben. Es muß der Kunst auf Grund dieser Studien ihre Stelle in der gesammten Lebensanschauung angewiesen werden, und von da aus, nicht nach augenblicklichen Tageserfolgen muß sich das Urtheil klären und festigen.³³

³² W[ilhelm] Jerusalem, Das philosophische Staunen. In: Ebd., S. 70–72, hier S. 70.

³³ Ebd., S. 72.

Dieses paratextuelle Ensemble³⁴ nun, dem Jerusalem eine Standortbestimmung der zeitgenössischen Literatur und Kunst beisteuert, bildet gleichsam das Portal, das der Leser der »Wiener Wochenschrift« passiert, ehe er in die durch Hofmannsthals »Märchen der 672. Nacht« evozierte Sphäre eintaucht. Wie anders liegen die Verhältnisse neun Jahre später, im Herbst 1904, als das »Märchen« eingebunden in das Habit des Wiener Jugendstils und zusammen mit drei weiteren Prosatexten Hofmannsthals im »Wiener Verlag« erscheint! Während die von den ornamentalen Lettern des Zeitschriftentitels und des »Jnhalt[s]« abgesehen eher nüchtern gestaltete »Wiener Wochenschrift« (Abb. 6 u. 7) »die sociale Frage« zum »brennendsten Problem unserer Zeit« erklärt, über Arbeiterschutz verhandelt, vom »Elend der Slums«³⁵ spricht, »eine vollkommene Umgestaltung unserer gesamten socialen Verhältnisse«³⁶ für erforderlich hält und die »Kunst« vor diesem Hintergrund an ihre Verantwortung gegenüber der »Culturentwicklung« erinnert, sie auf »Wahrheit« verpflichtet, nicht auf »Schönheit«, erfreut das schmucke »Bändchen« seine Leser mit kunstvoll dargebotener, zwar vorzüglicher, zugleich aber – so musste es den Anschein erwecken – entschieden weltabgewandter Prosa.³⁷

Dass man »Das Märchen der 672. Nacht« als Zeugnis des Ästhetizismus lesen konnte, ist eigentlich nur unter der Annahme nachzuvollziehen, dass die Verfechter dieser Einschätzung nicht mehr auf die Fassung von 1895 und noch nicht auf die nächste, in diesem Fall monographische Veröffentlichung des »Märchen[s]« in der exquisiten, auf Zierrat aber

³⁴ Zum Begriff der in Journalen auftretenden Paratextualität vgl. grundlegend Nicola Kaminski/Nora Ramtke/Carsten Zelle, Zeitschriftenliteratur/Fortsetzungsliteratur: Problem-aufriß. In: Zeitschriftenliteratur/Fortsetzungsliteratur. Hg. von Dens. Hannover 2014, S. 7–39.

³⁵ Redlich, Arbeiter-Schutzgesetzgebung (wie Anm. 22), S. 69.

³⁶ Jerusalem, Staunen (wie Anm. 32), S. 72.

³⁷ Die »Reitergeschichte« führt ins Kriegsmilieu der Jahre 1848 und 1849, das »Erlebnis des Marschalls von Bassompierre« in das Jahr 1663, der »Brief« ins Jahr 1603, das »Märchen« bringe, so Hofmannsthal an seinen Vater, »die Märchenhaftigkeit des Alltäglichen zum Bewußtsein, das Absichtlich-Unabsichtliche, das Traumhafte. Das hab' ich einfach ausdrücken wollen und deswegen diese merkwürdige Unbestimmtheit gesucht, durch die man beim oberflächlichen Hinschauen glaubt, Tausend und eine Nacht zu sehen, und, genauer betrachtet, wieder versucht wird es auf den heutigen Tag zu verlegen« (Zeugnisse. In: SW XXVIII Erzählungen 1, S. 206–212, hier S. 208).

Die Zeit.

Herausgeber:

Professor Dr. I. Singer,

Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Inhalt:

- | | |
|---|--|
| Die erste Entscheidung. Von S.
Barthélémy-St. Hilaire und der Krieg von 1870. Von Karl
Blum.
Gesetz von Bergshäfen an Arbeiter. Von Dr. Julius Ösner.
Die neuzeitliche Arbeiterschutzgesetzgebung Englands. Von Dr.
Joseph Redlich.
Das philosophische Stommen. Von Prof. W. Jerusalem.
Neue französische Lyrik. Von Edmund Pilon.
Haberfeldstreiken. Von Hoffmannspielder Conrad Dreher. | Drei Rezepte. Von Otto Julius Bierbaum.
„Bischof.“ Von Oscar Blumenthal und Paul Lindau.
Künstlerhaus. Von Hermann Bahr.
Die Woche.
Bücher.
Revue der Revuen.
Das Märchen der 67ten Nacht. Von Hugo von
Hofmannsthal. |
|---|--|

Nachdruck nur mit Angabe der Quelle „Die Zeit“ gestattet.

Er scheint jeden Samstag.

Preis vierteljährlich 3 fl. — 5 Mark, die einzelne Nummer 30 Kreuzer — 50 Pfennige.

Redaction und Administration:

Wien, IX. 5, Günthergasse Nr. 1.

Leipzig, in Commission bei Georg Heinrich Meyer.

Vertretung für Nordamerika: Aleg. Neumann, New-York N^o 11 West 26th street.

Telephon 6415. — Check-Konto 833.029.

Abonnements werden von allen österreichischen und deutschen Postämtern angenommen.

„Die Zeit“ ist eingetragen in der österreichischen Zeitungs-Preisliste unter Nr. 3693, in der Zeitungs-Preisliste des Deutschen Reiches unter Nr. 1402a.

Abb. 6: Einband mit Titel der 57. Nummer der Wiener »Zeit« vom 2. November 1895

Blackwood's Magazine bringt einen höchst interessanten Bericht über die Nugbarmachung des Niagara aus der Feder des Professors Forbes, des Leiters der betreffenden Arbeiten. Aus demselben geht hervor, dass allen Zweifeln zum Trotz das Wunder vollbracht wurde, die Rauhaut des Meeres durch die Dichte der Elektricität zu zerstören. Der Aufschlussmehrheit, 21 Fuß lang und 10 Fuß breit, wurde eine Spannung von 100,000,000 Volt gegeben, bei einem Fall von etwa 7 Fuß auf 1,000 m. eines 100,000,000 Voltstroms, wodurch das hindurchfließende Wasser gewonnen. Reicht der Absatz, die durch die Wasserfall erzeugte Elektricität nicht aus, so kann auf 100,000 Meilen im Umkreise möglich ist, liegt der Plan vor, in der Nähe des Niagara einen ganz rauschende Arbeitsfabrik anzulegen, in der sämtliche Industrien, die durch den ungeheure Kraft des Falls getrieben werden, zusammen mit derselben, in einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, die gesuchte Energie für die Fabrikation des Landes abgewinnen, zu welchen Zwecken ein auf dem Hauptpunkt mindestens Schacht von 20 Fuß Breite und 150 Fuß Länge angelegt wurde.

„Die sociale Frage und die gesellschaftliche Frage“ heißt ein Artikel des Dr. Mervale in der „Reform-Sociale“. Die beiden verdienten wohl neueren einander zu stehen, meint der Verfasser, denn sie seien von gleicher Bedeutung; aber wahrhaft man der ersteren allgemeinen willen den ersten Raum im öffentlichen Interesse einzuräumen, habe man sich insoweit falscher Rücksicht gewis, die zweite in den Hintergrund zu delangen, leichter schuldhaft geworden. Und das ist es, was man als etwas, woran man in guter Gesellschaft nicht mehr rütteln kann. Diese gesellschaftliche Frage ist jenseits aus dem Christentum entstanden, das die spirituellen Sünden verhindern und die Ateleie predigte. Dadurch nun, daß der gesellschaftliche Verfehlung für den weiblichen Theil der Menschheit gesellschaftliche Erziehung mit sich brachte, wurde eine ganze Reihe von Uebeln heraufgeworfen. Die anfängliche Freiheit brach am ersten Schritte ihrer Gewaltmacht genauso auf, wie Menschen zu genügen. Um an diese Freiheit zurückzukommen, sollte die Menschheit zu einer Classe von Ehebediensteten werden, in die die gesetzliche Handlungsergenz und die Sorge der hygienischen Geschlechtsfrüchte im Grunde ein Ergebnis der von ihnen propagierten falschen Moral. Ein befremdliches Ergebnis, das wieder nur durch das Odium, mit dem die Gesellschaft es behandelte, seine heutige abdrückende Gestalt angenommen. Dieses Odium müsse aus der Welt gestraft werden, meint der Verfasser, muss manche aufsehenerregende und gebietendere Tadel und seine Befriedigung bringen. Das ist der Sinn des Artikels, der in der „Reform-Sociale“ erschien und diese allmählich aus der Welt zu löschen. Das Universitätsjahr an diesem Artikel, der sich wie ein Pantheonix auf die freie Liebe ansetzt, ist jedoch sehr schulis, wo der Verfasser plötzlich zu dem Ergebnis gelangt, daß die befriedigende Lösung der gesellschaftlichen Frage doch – das Trüddeln und Streichen des Triebes – selbst wäre, wie es alle Personen der Menschheit, von Buddha, Christus bis Tolstoi predigt.

Das Märchen der 672ten Nacht.

Geschichte des jungen Kaufmannssohnes und seiner vier Diener.
Von Hugo von Hofmannsthal.

(Fortsetzung.)

Manchmal wünschte er aufzuhören und umzugehen, um seiner Angst nicht zu unterliegen. Aber während er auf den großen Sitz vor seinem Schone sah und mit aller Aufregung darauf achtete, wie aus dem fühlenden Duft von Gras und Erde der Duft der Wolken in allen Abtheilungen zu ihm aufstieg und dampfend in lauer Übermacht sich auf die Wolken der Dürstetöre, fühlte er ihre Augen und hörte an sie nicht anders denken. Obwohl der Kopf zu sehr lebte, wußte er, daß die alte Frau an ihrem Fenster saß, die blutlose Heimstätte auf dem dorfe Sonne durchdringendes Gefühl, das blutlose mutlosche Gefühl, eine immer grauenhaftere Heimstätte für die hilflosen schwächeren Geiste die nicht abheben konnten. Obwohl der Kopf zu leben, fühlte er, wenn der Diener für Minuten von seinem Fenster zurücktrat und sich in einem Schrank zu schaffen machte; ohne aufzuhören, erwartete er in heimlicher Angst den Augenblick, wo er wiederkommen werde. Während er mit beiden Händen bislangste Leiste hinter sich zurückhielt, hielt, um sich in der verdammtsten Ecke des Gartens zu verstecken und alle Gedanken auf die Schönheit des Himmels drängte, der in steinen leuchtenden Stufen von fruchtem Türls von oben durch das dunkle Geschlech der Zweigen und Ranken herunterfiel, bemächtigte sich seines Alters und seines ganzen Denkens nur das, daß er die Augen der zwei Mädchen auf sich gerichtet war, die der Großvater trug und traurig, mit einer unbestimmbaren, ihr qualvollen Andern, die der Kleineren mit einer ungebührlichen, dann wieder höhnischen Aufmerksamkeit, die ihr noch mehr qualità. Und dabei hatte er nie den Gedanken, daß sie ihn unmittelbar ansehen, ihn, der gerade mit gesenkten Kopfe umherging, oder sich vor einer Nische niederstieß, um sie mit Begriffen, oder bei einer Rette niedermietze, um sie mit Begriffen, sie nahen ganzem Gesicht an, sein zweites Begegnen, seine geheimnisvolle menschliche Unplausibilität.

Eine furchtbare Besinnung kam über ihn, eine tödliche Angst vor der Unentbrinbarkeit des Lebens. Furchtbarer, als daß die ihm ausgestrahlte Beobachtung war, daß sie ihn zwangen, in einer unfruchtbaren und so ermüdenden Weise am sich selbst zu denken. Und der

dass er aus ihnen eine unaufhörliche, gleichsam körperliche Mitempfindung ihres Lebens empfing.

Das kleine Mädchen begleitete ihre auf die Treppe oder im Vorhaus. Die drei anderen aber waren häufig mit ihm in einem Zimmer. Einmal erblickte er die Großmutter in einem gespenstischen Spiegel; sie glühte durch ein erhöhtes Rebenzittern; in dem Spiegel aber kam sie ihm aus der Tiefe entgegen. Sie ging langsam und mit Anstrengung, aber ganz aufrecht; sie trug in jedem Arm eine schwere hölzerne Gottheit aus buntfarbener Holz. Die vierzig Jahre dieser Ewigkeit hinderte sie in der hohen Hand, von der Hölle bis an die Schritte reichten die dunklen Gottheiten und lebten mit ihrer todten Schwere an den lebendigen ganzen Schultern; die dunklen Köpfe aber mit dem bösen Mund von Schlangen, dienten wilden Augen in der Stirn und unheimlichem Schnauzen in den fallen, harten Haaren, bewegten sich bei den achtenden Wangen und kreischten die schlimmen Schreie im Zentrum der langsamsten Schritte. Eigentlich aber fühlten sie an den Gottheiten schwer und feierlich zu tragen, sondern an der Schönheit ihres eigenen Hauses mit dem schwarzen Schnauzen aus lebendigen Blau, zwei großen gewölbten Schenken zu beiden Seiten der lichten Stirn, wie eine Königin im Kriege. Er wurde erregt von ihrer großen Schönheit, aber gleichzeitig wußte er deutlich, daß es ihm nicht bedeute würde, sie in seinen Armen zu halten. Er wußte es überhaupt, daß die Schönheit seiner Diennerin ihn mit Schönheit, aber nicht mit Verlangen erfüllte, sodals er seine Wunde nicht lange auf die Lippe legte, sondern aus dem Zimmer trat, ja auf die Straße, und mit einer seltsamen Unruhe zwischen den Häusern um Gärten im schmalen Schatten weiterging. Schließlich ging er an das Ufer des Flusses, wo die Gärtner und Blumenhändler wohnten, und hielt lange, obgleich er wußte, daß er vergeblich juchen werde, nach einer Blume, deren Geist und Duft, oder noch einen Gewürz, dessen verwehender Hauch ihm für einen Augenblick genau den gleichen süßen Reiz zu ruhigem Geist geben könnte, welcher in der Schönheit seiner Diennerin lag, die ihn verwirrte und beunruhigte. Und während er ganz vergrämt mit schmutzigen Augen in den dumpfen Glaskrüppeln umherstöhnte und sich im Freien über die langen Beete beugte, auf denen es schon dunkelte, wieschelte sein Kopf unwillkürlich, ja schäfisch gequält und gegen seinen Willen, immer wieder die Berge des Dichters:

„In den Stelen der Reilen, die sich weigten, im Duft des reifen Kornes erregtest du meine Schönheit; aber als ich dich fand, warst du es nicht, die ich gefragt hatte, sondern die Schwestern deiner Seele.“

In diesen Tagen geschah es, daß ein Brief kam, welcher ihm einigermaßen beunruhigte. Der Brief trug keine Unterschrift. In unklarer Weise befahlte der Schreiber den Diener des Kaufmannsohnes, daß er im Namen seines fridheren Herrn, des persischen Gelehrten, irgend ein abseitliches Verbrechen begangen habe. Der Unbekannte fügte einen heftigen Haß gegen den Kaufmannsohn selbst und fügte viele Drohungen bei; auch fügte den Kaufmannsohn selbst befehle, er sich eines unbeköhligen, beispiellosen Verbrechens zu erathen, welches Verbrechen angebaut werde und welches zwey überhaupt durch den Schreiber, der sich nicht nannte und nichts verlangte, haben könnte. Er las das Brief mehrere male und glaubte sich, daß er bei dem Gedanken, seinen Dienst auf eine so widerwärtige Weise zu verlieren, eine groÙe Angst empfand. Je mehr er nachdachte, desto erregter wurde er und desto weniger konnte er den Gedanken ertragen, eines dieser Weisen zu verlieren, mit denen er durch die Gemeinschaft und andere geheime Mächte völlig zusammengewachsen war.

Er gieng auf und ab, die zornige Erregung erhöhte ihn so, dass er keinen Atem und Giebel abwarf und mit Hingen trat. Es war ihm, als wenn man seinen inneren Kopf belästigt und bedroht hätte und ihm zwischen den Zähnen und den Lippen einen steilen Schmerz verursachte, der ihn leid war. Doch hatte Mittwoch mit sich selbst und seinem Gedanken immer in jenen Augenblicken, als er sich schaute. Er sah sich vor, Diener auf seinem Haufe Lebend und es kam ihm dann als wäre er lautlos der ganze Inhalt seines Lebens aus ihm alle dasjenige, was er gesprochen, geschrieben, gezeichnet, alle habseligkeiten, alle Ermittlungen, alle holzunbewehrten Erwartungen, allen Umgang, mit irgendwem hingeordnet und für nichts gehabt zu werden, als ein Blinder Angst und Weertang. Er begriess jum ehemal, was sein Knabe immer zum Hengst wünschte, die anglophile Liebe, mit seinem Vater an dem Hengst, was er erwarnte hatte, an den Reichsfeind seines gewohnten Warenhauses, den schünen, gefühllosen Kindern eines Euchens und Sorgens, den geheimnisvollen Ausgeburten einer unverständlichen tiefen Wünsche seines Lebens. Er begriess, dass der Professe König der Vergangenheit hätte stellreisen müssen, wenn man ihm eine Kinder genommen hätte, die er durchgängig und unterworfene hatte zum Meer im Westen bis zum Meer im Osten, die er ja herbergen könnte und die doch so unendlich groß waren, dass er keine Weise über sie hatte und keinen Tribut von ihnen empfangen, als den Geschichten, dass er sie unterworfen hatte und kein Anhänger als er war.

Abb. 7: Seite 95 der 58. Nummer der Wiener »Zeit« vom 9. November 1895 mit dem Beginn der zweiten Lieferung des »Märchens der 672. Nacht«

weitestgehend verzichtenden³⁸ Janus-Presse 1918³⁹ zurückgegriffen haben. Im Verständnishorizont desjenigen Lesers, der 1895 schon, und zwar im soeben skizzierten Publikationskontext, auf das »Märchen« gestoßen war, musste es freilich eine geradezu in die Gegenrichtung weisende Tendenz annehmen, wie sie Richard Alewyn herausgearbeitet und in den literaturwissenschaftlichen Diskurs eingespeist hat: Des »Märchen[s]« »Gegenstand«, so 1948 bereits Alewyn, »ist kein anderer als die Fragwürdigkeit des ästhetischen Lebens und seine Überwindung«.⁴⁰

Kaum etwas dürfte den an Themenspektrum und Ausrichtung der »Wiener Wochenschrift« interessierten Lesern 1895 daher befreundlicher und lebensferner erschienen sein als die Welt, die der junge Kaufmannssohn des »Märchen[s]« sich eingerichtet hat und in die der an den Deutungs- und Wertehorizont der Hauptfigur gebundene Erzähler⁴¹ den Leser aufnimmt. Die Wirkung dieser Entführung des Lesers in ein Reich überbordender Schönheit, in eine Welt »der Teppiche und Gewebe und Seiden, der geschnitzten und getäfelten Wände, der Leuchter und Becken aus Metall, der gläsernen und irdenen Gefäße«, der »Formen und Farben«, der »Ornamente, die sich verschlingen«,⁴² diese Wirkung hält indes nicht lange vor, da der Leser doch bald schon, nach einmaligem Umblättern auf die letzte Seite der Nummer 57 in die Realität seiner Lektüre zurückgeholt wird: »(Fortsetzung folgt.)«⁴³ ist dort noch zu lesen,

³⁸ Diese Ausgabe ist zweifarbig gedruckt und wurde, wie auf der letzten Druckseite vermerkt ist, »als dritte Veröffentlichung der Januspresse im Herbst 1918 von Carl Ernst Poeschel und Walter Tiemann in Leipzig für den Insel-Verlag gedruckt. 200 Exemplare wurden abgezogen, davon 50 auf Japanpapier« (Hugo von Hofmannsthal, Das Märchen der 672. Nacht. [Leipzig] [1918], o.P.). Dort findet sich auch der die Exklusivität des Buches unterstrichende Vermerk: »Dieses Exemplar wurde über die Auflage gedruckt für [...]«, wobei der Name des entsprechenden Empfängers individuell gesetzt und gedruckt wurde. Rot gedruckt sind die Titellei, die floral gestalteten Initialen »E« (S. 1) und »I« (S. 12) des ersten und zweiten Abschnitts, sowie das den Band beschließende Signet der Januspresse »JP«.

³⁹ Weber, S. 389f.: 5: Hofmannsthal, Märchen (wie Anm. 38); 6: Hugo von Hofmannsthal: Das Märchen der 672. Nacht. In: Ders., Gesammelte Werke. Bd. 2. Berlin: S. Fischer Verlag 1924, S. 121–142; 7: Hugo von Hofmannsthal: Das Märchen der 672. Nacht. In: Ders., Drei Erzählungen. Leipzig: Insel-Verlag 1927, S. [5–6], 7–30; 8.1: 1928; 8.2: 1930, 9: 1934, 10: 1945; 11: 1949; 12: 1957; 13: 1957; 14: 1963; 15: 1964; 16: 1964; 17: 1964; 18: 1966; 19: 1967; 20: 1968; 21: 1969.

⁴⁰ Richard Alewyn, Hofmannsthals Wandlung. Vortrag gehalten am 8. Mai 1948 im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1949, S. 10.

⁴¹ Vgl. hierzu Rolf Tarot, Hugo von Hofmannsthal: Daseinsformen und dichterische Struktur. Tübingen 1970, S. 331, der »die dargestellte Wirklichkeit des ›Märchens‹ als »Ausdruck der inneren Welt des Kaufmannssohnes« bezeichnet.

⁴² Hofmannsthal, Märchen (wie Anm. 6), S. 79.

⁴³ Ebd., S. 80.

dann finden sich »Mittheilungen aus dem Publicum«: eine Stellenausbeschreibung, mit der nach Handelsvertretern für Trocknungsgeräte gesucht wird, Werbeinserate für »Krondorfer« »Tafelwasser«, für »Weyl's neuverbesserte[n] heizbare[n] Badestuhl«, für das an der österreichischen Rivièra gelegene »Hotel Quisisana«, für die Angebote des Bekleidungshauses »Stefan Esders« anlässlich der »Eröffnung der Winter-Saison«, für »Waschmaschinen«, für »Flanell-Fix«, für Produkte der »Dresdener Fahrrad Fabrik ›Komet‹«, für »Herrenhemden« von »Leopold Wunderer« und für manches andere mehr (Abb. 8).⁴⁴

Ehe Aufschluss darüber zu erlangen war, welchen Weg der von seinen vier Dienern umkreiste und beobachtete, als Décadent und Ästhet par excellence eingeführte Kaufmannssohn einschlagen würde, galt es eine Woche lang zu warten. Eine Woche Lebenszeit, die buchstäblich dazwischentritt, die Illusionsbildung durchkreuzt und den Leser durch lebensweltliche Erfahrung konditioniert. Als am 9. November die Nummer 58 der »Wiener Wochenschrift« den Leser erreicht, sieht dieser sich vor die Wahl gestellt, ob er das Blatt akribisch Seite für Seite, ob er es kurSORisch oder selektiv lesen, oder ob er kurzerhand fünfzehn Seiten überblättern und seine Lektüre ungehemmt mit der »Fortsetzung« des »Märchen[s]«⁴⁵ beginnen soll. Im einen Fall hätte er sich mit Beiträgen über »Die Beleidigung der Majestät im Deutschen Reiche«,⁴⁶ über den »Fall Stojalowski«,⁴⁷ über »Die jüngste galicische Wahl«,⁴⁸ mit einem weiteren Teil der Abhandlung über die »neueste Arbeiter-Schutzgesetzgebung Englands«⁴⁹ zu befassen, mit den jüngsten konjunkturrellen Entwicklungen in Deutschland,⁵⁰ mit der »Frage des Frauenstudiums«,⁵¹ mit

⁴⁴ Mittheilungen aus dem Publicum. In: Die Zeit, Nr. 57, 2. November 1895, S. 80, sowie auf der Vorder- und Rückseite des Umschlags.

⁴⁵ Hofmannsthal, Märchen (wie Ann. 6), S. 95.

⁴⁶ Die Beleidigung der Majestät im Deutschen Reiche. In: Die Zeit, Nr. 58, 9. November 1895, S. 81.

⁴⁷ Zum »Fall Stojalowski«. In: Ebd., S. 81f.

⁴⁸ Iwan Franko, Die jüngste galicische Wahl. In: Ebd., S. 82–84.

⁴⁹ Joseph Redlich, Die neueste Arbeiter-Schutzgesetzgebung Englands. (Fortsetzung statt Schluss.) In: Ebd., S. 84–86.

⁵⁰ Vgl. S. v. H., Die neuen Rückgänge. (Finanzieller Brief aus Deutschland.) In: Ebd., S. 86f.

⁵¹ Jakob Minor, Historisches zur Frage des Frauenstudiums. In: Ebd., S. 87f.

Internationales Reisebüro Schenker & Co., Wien, I., Schottenring 3.

Patente, Muster- und Markenschutz in allen Staaten
erwirkt das

PATENT-BUREAU

Ingr. V. MONATH.

Behördlich autorisirter Patent-Anwalt.

Technisches und Constructionsbureau.

Wien, I., Jasomirgottstrasse 4.

Teleg. Adress: Privileg, Wien. — Telephon Nr. 7884.

Constructive Durchführung von Erfindungen.

Wäschерollen

Wringer



Waschmaschinen



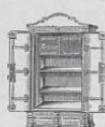
S. BERGER,
WIEN

I., Wipplingerstr. 39.
u. d. Telegr.-Amt. Kat. grat. u. freo.

Feuerfeste eiserne

Cassetten

anschreibbar, sowie gebrauchte oder neue
feuerfeste



KASSEN

billigst bei

S. BERGER,
WIEN,
I., Wipplingerstr. 39

Telegraf-Amt.

für jede Bibliothek:

Eine Zierde

Ernest Renan,

405

5 Bände hochellegant in Halbfanz geb. Mk. 41,25.
Verlag Siegfried Cronbach, Berlin W.

Geschichte

des Volkes Israel.

Deutsch von E. Schaeckl.



Flanell-Fix

ist das einzige Gewebe aus reiner Schafwolle, welches in der Wäsche nicht eingreift.

Touristen-Hemden aus Flanell-Fix

weiß und farbig, umföretrefflich in Qualität, elegant, dauerhaft und angenehm.

Alleinige Verkaufsstelle

nur bei

J. TRETENHANN k. u. k. Hoflieferant

Wien, I., Weihburggasse 4.

Verlag von C. Regenshardt, Berlin W. 55,
Wien I., Operngtr. 15.

Die 15. Auflage eines vereinfachten Budgets

Der Kaufmann
auf der Höhe der Zeit

vom Dr. G. Schöffling.

Ein Lehrbuch in 4 Abdrucktafeln:
1. Kontoreinführung, 2. Kaufmanns-Buchhaltung,
3. Handelsverordnung, 4. Buchführung.

10 Kiesmänner je 10 Pf. gebunden. M. 6.

Gebiegsame Sprachpfeile für den Selbstunterricht:

Dr. G. Konvex

Unterrichtsbücher

zur schnellen und leichten Erlernung fremder Sprachen nach neuer mathematischer Methode.

grammatikalisch in 10 Liefers. je 10 Pf. geb. M. 6.

Kontrollheft in 10 Liefers. je 10 Pf. geb. M. 6.

Kontrollheft in 10 Liefers. je 10 Pf. geb. M. 6.

Kontrollheft in 10 Liefers. je 10 Pf. geb. M. 6.

Zusammenfassend durch den engl. Deutschen Sprachverein

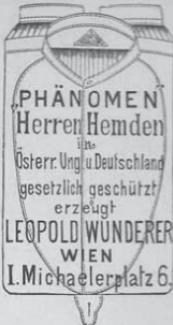
Gut Deutsch.

Eine Neleistung zur Vermehrung der häufigen Denksätze gegen den guten Sprachgebrauch und ein Ratgeber den Sämen fehlerhafter Aussprache

von Prof. Albert Gehlhöfer.

Jedem zu empfehlen, dem es mit dem richtigen

Gebräuch seiner Muttersprache Lust ist. Geb. M. 2,50.



Preislisten frei.



Preislisten frei.

Abb. 8: Einbandrückseite der 57. Nummer der Wiener »Zeit« vom 2. November 1895

einem »Manifest der czechischen Moderne«,⁵² mit Artikeln über »Max Klinger«, »Louis Couperus«, »Eine neue Haydn-Oper«⁵³ und mit den Rubriken »Die Woche«, »Bücher« und »Revue der Revuen«.⁵⁴

Wer diese Beiträge zur Kenntnis genommen hat, wird registriert haben, dass auch die Nummer 58 von einem roten Faden durchzogen wird, von der »sociale[n] Frage«⁵⁵ nämlich. Zuletzt aufgerufen wird sie, und zwar durch Sperrung hervorgehoben, unmittelbar vor der »Fortsetzung« des Hofmannsthalschen »Märchen[s]«.

Der zweite Teil des »Märchen[s]« endet mit einer unerwarteten, zum Rätsel aufgeladenen Begegnung im Garten hinter dem Geschäft des Juweliens. Ein »höchstens vierjähriges, kleines Mädchen« sieht den Kaufmannssohn durch die »Scheiben« eines Treibhauses an, ein Kind, das »in einer unbegreiflichen Weise dem fünfzehnjährigen Mädchen« gleicht, »das er in seinem Hause hatte«. Diese Ähnlichkeit verursacht ihm »Entsetzen«, eine »unangenehme Empfindung des Grauens im Nacken«, ein »leise[s] Zusammenschnüren in der Kehle und tiefer in der Brust«. Wie diese Situation sich auflöst, bleibt dem Leser der Nummer 58 zunächst allerdings vorenthalten. Erneut muss er sich in Geduld üben und warten, wieder eine Woche, bis der »Schluß folgt«.⁵⁶ Neuerlich tritt der überwiegend poesielose Alltag der und ihrer Residenzstadt dazwischen, als unmittelbare, empirisch-lebensweltliche Erfahrung. Und wieder steht der Leser am Samstag vor der Wahl, ob er die Eindrücke der vergangenen Woche publizistisch aufbereitet Revue passieren lassen möchte, ob er sich zuerst in die ausführlichen Berichte über »Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst« auf den Seiten 97 bis 110 der Nummer 59 vertieft oder sofort den angekündigten »Schluß« des »Märchen[s]«⁵⁷ aufschlägt und liest.

⁵² Ein Manifest der czechischen Moderne. In: Ebd., S. 89 f.

⁵³ Hermann Bahr, Max Klinger. (Zur graphischen Ausstellung im Künstlerhause.) In: Ebd., S. 91 f.; Hermann Menkes, Louis Couperus. In: Ebd., S. 88 f.; Heinrich Schneker, Eine neue Haydn-Oper. (Zur Matinée im Carltheater am 3. November.) In: Ebd., S. 90 f.

⁵⁴ Die Woche. In: Ebd., S. 92 f.; Bücher. In: Ebd., S. 93 f.; Revue der Revuen. In: Ebd., S. 94 f.

⁵⁵ Manifest (wie Anm. 52), S. 90; Revue der Revuen. In: Ebd., S. 95.

⁵⁶ Hofmannsthal, Märchen (wie Anm. 6), S. 96.

⁵⁷ Ebd., S. 111.

2. »Doch zuerst den Beschuß der Erzählung des Kaufmanns«

Dass der Leser am 2. November zunächst auf die »Fortsetzung«, am 9. November dann auf den »Schluß« vertröstet, dass ein literarischer Text nicht in geschlossener Form, sondern wohldosiert, in einzelnen Lieferrungen veröffentlicht wird, stellt im Herbst 1895 freilich keine singuläre Erfahrung dar. Ein Gutteil der Erzählliteratur des späten 18. und gesamten 19. Jahrhunderts,⁵⁸ auch und gerade der heute kanonisierten Erzählliteratur, ist nämlich erstmals in dieser Form publiziert worden. Der literarische Markt hielt hierfür eine beachtliche Palette einschlägiger Journale bereit, deren bibliographische Erfassung durch Alfred Estermann, Thomas Dietzel und Hans-Otto Hügel allein bereits zahlreiche Bände füllt.⁵⁹

All denjenigen, die an der Distribution des Hofmannsthalschen Textes in Fortsetzungen gleichwohl Anstoß nehmen, bietet die »Wiener Wochenschrift« Gelegenheit, diesen Sachverhalt reflexiv einzuholen. Sie finden nämlich – anders als in unzähligen anderen Fällen – im Titel des »Märchen[s] der 672. Nacht« einen ausreichend deutlichen Fingerzeig vor, einen Fingerzeig, der auf die Spuren einer rezeptionsästhetischen Fundierung dieser Distributionsform weist. Mit anderen Worten: Hofmannsthals »Märchen« erscheint nicht nur in Fortsetzungen, es unterlegt – aber eben nur in der spezifischen Erscheinungsform des Jahres 1895 – diesem Sachverhalt eine ästhetische Begründung.

Literarisch Interessierte sind 1895 auf eine Neuerscheinung in »Reclams Universal-Bibliothek« aufmerksam geworden. Der Verlag bot eine von Max Henning⁶⁰ vorgelegte Übersetzung der Märchensammlung »Tausend

⁵⁸ Vgl. hierzu (mit Blick vor allem auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts) Reinhart Meyer, Novelle und Journal. Bd. 1: Titel und Normen. Untersuchungen zur Terminologie der Journalprosa, zu ihren Tendenzen, Verhältnissen und Bedingungen. Stuttgart 1987, S. 40.

⁵⁹ Die deutschsprachigen Literatur- und literarische Texte feilbietenden Unterhaltungszeit-schriften sind erfasst in: Alfred Estermann, Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815–1850. Bibliographien, Programme, Autoren. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. 11 Bde. München u. a. 1991; Alfred Estermann, Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1850–1880. Bibliographien, Programme. 5 Bde. München u. a. 1988/89; Thomas Dietzel/Hans-Otto Hügel, Deutsche Literarische Zeitschriften 1880–1945. Ein Repertorium. 5 Bde. München u. a. 1988.

⁶⁰ »Wie sein englischer Vorgänger E.W. Lane hat Henning die stereotypen Nachtüberleitungsformeln nicht mitübersetzt, die Zählung der Nächte aber beibehalten.« (Anke Osigus/Heinz Grotfeld, Europäische Übersetzungen. In: Dreihundert Jahre ›1001 Nacht‹ in Europa. Ein Begleitheft zur Ausstellung in Münster, Tübingen und Gotha. Hg. von Anke Osigus

und eine Nacht« an, und zwar verteilt auf insgesamt siebzehn Lieferungen und weitere sieben Nachtragsbände, die von 1895 bis 1899 nach und nach auf den Markt kamen.⁶¹ Im kulturellen Wissen bereits fest verankert war zu dieser Zeit die schon mehrfach überarbeitete und in zahlreichen Auflagen verbreitete Übersetzung der Sammlung durch den Orientalisten Gustav Weil.⁶² Welche Prominenz und welchen Stellenwert »Tausend und eine Nacht« 1895 hatte, lässt sich z. B. daran ablesen, dass die 14. Auflage von »Brockhaus' Konversations-Lexikon« für den entsprechenden Eintrag über zwei Spalten vorsieht, worin nicht nur die komplizierte Überlieferung abgehandelt, sondern auch die Erzählanlage vorgestellt wird:

Der Rahmen, in welchen diese fesselnden Gemälde des orient[alischen] Lebens eingefügt sind, ist folgender. Der König von Indien, der von seiner Gemahlin betrogen ist und an der Treue der Frauen verzweifelt, befiehlt seinem Wesir, ihm jeden Tag ein anderes Mädchen seines Reichs zuzuführen und jede derselben am darauffolgenden Tage hinrichten zu lassen. Längere Zeit wird dieser Befehl vollführt, da entschließt sich die Tochter des Wesirs, *Scherhersad* [...], das Land von dem furchtbaren Unglück zu befreien, und den König von seinem unheilvollen Wahn zu heilen, und bittet ihren Vater, sie dem König zuzuführen. Der lange widerstrebende Wesir gibt endlich den Bitten seiner Tochter nach, und diese weiß den König durch ihre Erzählungsgabe tausendundeine Nacht lang so zu fesseln, daß er [...] sie zu töten unterläßt und von seinem Frauenhaß geheilt wird.⁶³

und Heinz Grotfeld. Münster 2005, S. 49–64, hier S. 58). »Die Übertragung Gustav Weils [...] ist das Ergebnis einer unfreiwilligen Kooperation: Als Weil nach einem längeren Orientaufenthalt 1836 das Angebot des Verlags der Classiker annahm, 1001 Nacht zu übersetzen, war es sein Wunsch, ›daß einmal eine unmittelbar aus dem Arabischen fließende Verdeutschung an die Stelle der vielen Afterübersetzungen trete.‹ Der Verlag ließ jedoch seinen Text durch den damals populären Schriftsteller August Lewald derart umändern, dass Weil sich von dieser Ausgabe distanzierte und erst die 3. Auflage (1866/67), die noch immer weit von dem ursprünglichen Text entfernt war, als seine Übersetzung anerkannte. Reimprosa und Verse gibt Weil in Prosa wieder, die Nächteeingeteilung ist vermutlich nach dem Vorbild der englischen Übersetzung von E.W. Lane ab der 3. Auflage getilgt.« (Ebd., S. 57).

⁶¹ Vgl. hierzu das Verzeichnis der »bis April 1898 erschienen[en] folgende[n] 3810 Bände« (www.gasl.org/refbib/Reclam_1898-04.pdf, S. 22 [Stand: 31.10.2014]), Philipp Reclams Universal-Bibliothek. 1867 1908. Leipzig [1908], S. 14f. u. 80; sowie z. B. Robert Petsch, Zur Litteratur der Volksmärchen und Sagen. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen 54, 1900, S. 381–390.

⁶² Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum Erstenmale aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Dr. Gustav Weil. Dritte vollständig umgearbeitete, mit Anmerkungen und mit einer Einleitung versehene Auflage. Mit mehreren Hundert Illustrationen in feinstem Holzschnitt. Erster Band. Stuttgart: Rieger'sche Verlagsbuchhandlung (A. Benedict.) 1866.

⁶³ Tausendundeine Nacht. In: Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Fünfzehnter Band. Social – Türken. F.A. Brock-

Schehersad ist, ausdrücklich wird in den deutschsprachigen Übersetzungen darauf hingewiesen, ungewöhnlich »gelehrt und gebildet«. Sie »hatte viele Bücher gelesen, unter andern auch philosophische und medizinische Werke; sie hatte Gedichte auswendig gelernt und kannte Geschichten, Volkstraditionen und Reden der Weisen und der Könige«⁶⁴ und versteht es daher, als veritable *femme de lettres* beim Erzählen aus dem Vollen zu schöpfen. Für ihren therapeutischen Erfolg aber ist dieser Umstand allein nicht ausschlaggebend, wie schon zu Beginn der Sammlung kenntlich wird. In der ersten Nacht erzählt sie dem König von einem Kaufmann.

Als der Kaufmann [...] sich satt geweint hatte, sagte der Geist [...]: ›Jetzt muß ich dich umbringen.‹ Da flehte der Kaufmann: [...] Kann es nicht anders sein? – ›So muß es geschehen,‹ antwortete der Geist, und hob wieder das Schwert auf, um ihn zu tödten. – Hier bemerkte Schehersad den Tagessanbruch und erzählte nicht weiter; das Innere des Königs Scheherban glühte aber vor Verlangen nach der Fortsetzung der Erzählung. Als die Morgenröthe herangebrochen, sagte Dinarsad ihrer Schwester Schehersad: ›Bei Gott, wie schön, wie angenehm und wie wunderbar ist deine Erzählung!‹ Da antwortete sie: ›Was ist dies Alles im Vergleich zu dem, was ich in der nächsten Nacht erzählen werde, wenn mich mein Herr, der König, leben läßt; es wird noch wunderbarer und überraschender sein.‹ Da sagte der Sultan: ›Bei Gott, ich werde dich nicht umbringen lassen, bis ich das Uebrige der Erzählung gehört; erst nach der nächsten Nacht sollst du sterben!‹ Wie es nun ganz hell war und die Sonne zu leuchten anfing, stand der König auf und beschäftigte sich mit seinen Regierungsangelegenheiten. Der Vezier, Schehersads Vater, war sehr erstaunt, als der König bis Abends die Regierungsgeschäfte besorgte. Der König ging dann nach Hause, bestieg sein Lager, und Schehersad mußte sich zu ihm verfügen. Nachdem dies geschehen, ruheten Beide ein wenig, dann sagte Dinarsad ihrer Schwester Schehersad: ›Ich beschwöre dich bei Gott, meine Schwester, wenn du nicht schlafst, so theile uns wieder Etwas von deinen schönen Erzählungen mit, daß wir die Zeit, in der wir doch nicht schlafen, angenehm zubringen.‹ Da sagte der Sultan: ›Doch zuerst den Beschuß der Erzählung des Kaufmanns

haus in Leipzig/Berlin/Wien 1895, S. 647 f., hier S. 647.

⁶⁴ Weil, Tausend und eine Nacht (wie Anm. 62), S. 10. Analog: Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. I. 1.–24. Nacht. Leipzig: Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. [1895], S. 18: »Die ältere hatte viel Bücher und Chroniken, die Lebensbeschreibungen der früheren Könige und die Geschichte der vergangenen Völker gelesen; es wird auch berichtet, daß sie tausend Bücher von Chroniken, die sich mit den vergangenen Völkern und verstorbenen Königen befaßte, und die Dichter gesammelt hatte.«

mit dem Geiste, denn sie gefällt mir; und Schehersad sprach: ›Es gereicht mir zum Vergnügen und zur Ehre, o glückseliger König‹ und fuhr also fort.⁶⁵

Diesen Modus behält Schehersad bis zur endgültigen ›Heilung‹ des Königs bei. Sie erzählt und bricht ab, immer wenn der Tag graut und – wichtiger noch – wenn sie davon ausgehen kann, dass ihr Cliffhanger seine Wirkung entfaltet und ihr Rezipient, der Sultan, ein ausreichend starkes »Verlangen nach der Fortsetzung der Erzählung« entwickelt hat. Es ist unschwer zu erkennen und gegen Ende des 19. Jahrhunderts selbstverständlich auch erkannt worden, dass zwischen dem Distributionsregime, dem in Journals publizierte Erzähltexte in der Regel unterworfen sind, und dem Erzählregime, das Schehersad und ihre Schwester etablieren, eine strukturelle Äquivalenz besteht.

An einem »berühmt[en]«⁶⁶ und literaturgeschichtlich ungemein wirkungsmächtigen Ort ist auf diesen Sachverhalt hingewiesen worden, und zwar in der von Paul Heyse und Hermann Kurz 1871 schon lancierten »Einleitung« in den »Deutschen Novellenschatz«.⁶⁷ Die Herausgeber des ambitionierten Projektes sind verständlicherweise an einer literaturgeschichtlichen Aufwertung der Textsorte ›Novelle‹ interessiert und erörtern deren (auch mediengeschichtliche) Determinanten. Dazu zählen sie – und das ist pejorativ gemeint – an vorderster Stelle das kunstwidrige »Aufblühen des Journalismus«⁶⁸ im 19. Jahrhundert, die von ›Jahr zu Jahr wachsende Menge der Tages- und Wochenblätter‹.⁶⁹ In diesem Publikationsmilieu erscheinen, so die Herausgeber, auch in hohem Maße kanonisierungswürdige Erzähltexte in Fortsetzungen, die dort aber einer »heillosen Zerstückelung«⁷⁰ zum Opfer fielen:

Die abgerissene Form des Erscheinens nämlich entwöhnte die Leser bald genug, auch eine Novelle als ein kleines Kunstwerk, ein abgerundetes Ganzes zu genießen und selbst an diese bescheidenste dichterische Form die Ansprüche der möglichsten Vollendung zu machen. Diese Genügsamkeit hatte die natürliche Folge, daß auch die Schaffenden Fähigkeit und Bedürfniß, es auf

⁶⁵ Weil, Tausend und eine Nacht (wie Anm. 62), S. 16f.

⁶⁶ So z.B. Ludwig Fulda, Die neuere deutsche Novelle. In: Die Nation. Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur 4, 1887, S. 329–331, hier S. 329.

⁶⁷ [Paul Heyse/Hermann Kurz], Einleitung. In: Deutscher Novellenschatz. Hg. von Paul Heyse und Hermann Kurz. Bd. 1. München: Rudolph Oldenbourg [1871], S. V–XXIV.

⁶⁸ Ebd., S. X.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Ebd., S. XII.

ein künstlerisch organisirtes Ganzes abzusehen, mehr und mehr verloren und dafür die Fertigkeit ausbildeten, was im Großen und Ganzen eingebüßt war, im Kleinen und Einzelnen wieder einzubringen. Es galt, den flüchtigen Leser, wie jene geistreiche Märchenerzählerin ihren grillenhaften Sultan, um jeden Preis von heut auf morgen festzuhalten, ihn, wenn er etwa nur ein mitten herausgerissenes Fragment in die Hände bekam, durch den reizenden Geschmack dieses Brockens nach der ›Fortsetzung‹ lüstern zu machen und so von der Hand in den Mund lebend die tausend und ein Werkeltage des literarischen Handwerks hinzubringen.⁷¹

Für den mit der arabischen Sammlung und ihrem Stellenwert vertrauten Leser der »Wiener Wochenschrift« fügt Hofmannsthals »Märchen der 672. Nacht« sich in den Mitte der 1890er Jahre ungemein virulenten Zusammenhang der »Tausend und einen Nacht« gleichsam ein. Wie Schehersad mit Hilfe ihrer Schwester und rhythmisiert durch die Tagesanbrüche ihre Erzählungen immer wieder abbricht, um am nächsten Tag den Faden wieder aufzunehmen, so bricht auch, wenn zwar im Wochenrhythmus, die Redaktion der »Wiener Wochenschrift« viele der Zeitschriftenbeiträge immer wieder ab, um in der nächsten Ausgabe einen weiteren oder vielleicht auch den letzten Teil zu liefern. Wie der Sultan Tag für Tag »glüht vor Verlangen nach der Fortsetzung der Erzählung«, so ergeht es dem Leser der »Wiener Wochenschrift«, wenn er sich »lüstern« findet »nach der ›Fortsetzung‹« zum Beispiel des »Märchen[s] der 672. Nacht«. Und wie sich der König zwischenzeitlich immer aufs Neue wieder seinen »Regierungsangelegenheiten« widmen muss, so ergeht es auch dem Leser der »Wiener Wochenschrift«, weil er zwischenzeitlich seinen eigenen Geschäften nachzugehen hat, und weil im Journal immer wieder aufs Neue Berichte über die »Regierungsangelegenheiten« der K.u.k.-Monarchie den Lesefluss und die Illusionierung unterbrechen. Als Schehersad nach tausend und einer Nacht »als Lohn« für ihre »Er-

⁷¹ Ebd., S. XI–XII. Analog argumentiert: Fulda, Novelle (wie Anm. 66), S. 329: »Zwei Faktoren waren es, welche gerade in dieser Gattung dem besten Willen es immer mehr erschweren, zwischen dem Echten und Unechten, zwischen Kunst und Industrie zu unterscheiden: erstens die Leihbibliotheken und zweitens die Journale. Beide haben den unkritischen Lesehunger und dadurch wieder die fabrikmäßige Ueberproduktion ins Krankhafte gesteigert. Besonders aber sind es die letzteren, die Zeitschriften jeder Art, vom Tagesblättchen der Provinz bis hinauf zu den großen illustrierten Familienjournalen, denen man die Schuld geben muß, an der immer geringeren künstlerischen Gewissenhaftigkeit der Schreibenden und an dem immer tieferen Geschmacksniveau der Lesenden. Auf die Gefahren der Zerstückelung durch das ›Fortsetzung folgt‹ hat Heyse damals zur Begründung seines Unternehmens in den einleitenden Worten nachdrücklich hingewiesen.«

zählung« sich vom König »Gnade« ausbittet, wird diese ihr bekanntlich gewährt. »Bei Gott!«, sagt der König zu »Schehersad, ich habe dir schon längst verziehen, denn du bist tugendhaft und rein«.⁷²

Die Formulierung des Königs ist verräterisch, zeigt sie doch an, dass er die Absichten der erzählenden Schehersad »schon längst« erschlossen haben musste. »Schon längst« also – was sonst wäre daraus zu schließen? – muss er den fortwährenden Aufschub im Erzählen nicht als naiver Rezipient duldsam ertragen, sondern insgeheim genossen, die Perpetuierung des Verlangens seiner Erfüllung also vorgezogen haben. Darin gleicht er dem Kaufmannssohn des »Märchen[s] der 672. Nacht«, der von der »großen Schönheit« seiner Dienerin ergriffen wurde und doch »gleichzeitig wußte [...], daß es ihm nichts bedeuten würde, sie in seinen Armen zu halten«.⁷³ Solche Bedürfnisse – »Lust«, die »Ewigkeit« »will«⁷⁴ – vermag das notorisch Aufschub erzwingende Erzählen in Fortsetzungen, wie es für die Journalliteratur typisch ist, freilich weitaus leichter zu bedienen als abgeschlossene Texte in Büchern. Hofmannsthals »Märchen« und die »Wiener Wochenschrift« zeigen dies, im Zusammenspiel, an. Das 1904 veröffentlichte Bändchen dagegen zielt »auf ein künstlerisch organisirtes Ganzes«⁷⁵ – es tritt als kunstvolles und in sich geschlossenes »Werk« in die Welt und beansprucht monologische »Autorschaft«.

Darin gleicht es der ebenso kunstvollen, hermetischen, aber auch störungsanfälligen und fragilen Welt des jungen Kaufmannssohns. Eine solche geschlossene Ordnung des Schönen – und das strahlt aus auf die Buchpublikation von 1904/05 – wird durch die Veröffentlichung des »Märchen[s] der 672. Nacht« in der »Wiener Wochenschrift« 1895 massiv in Frage gestellt, als heillose Flucht deklariert. Wer 1895 dem von Hofmannsthals »Märchen« angebotenen ›Link‹ in »Tausend und eine Nacht« folgt, wird im Sultan gleichsam einen Gegenentwurf zum jungen Kaufmannssohn erkennen. Als die hermetische Kunstwelt des Kaufmannssohnes gestört wird durch den Einbruch von – wenn man so will – »Regierungsangelegenheiten«, durch einen »Brief«, der Beschuldigungen gegen einen der Diener ausspricht, fürchtet der Kaufmannssohn um den Fortbestand seines Kunst-Kokons, verlässt ihn, um ihn zu

⁷² Weil, Tausend und eine Nacht (wie Anm. 62). Bd. 4, S. 366.

⁷³ Hofmannthal, Märchen (wie Anm. 6), S. 95.

⁷⁴ Nietzsche, Zarathustra (wie Anm. 1), S. 127.

⁷⁵ Heyse/Kurz, Einleitung (wie Anm. 67), S. XII.

restaurieren und geht genau an dieser Öffnung zugrunde. Anders der Sultan. Während dieser über der Lust an der Erzählkunst seine »Regierungsangelegenheiten« nicht vernachlässigt, im Gegenteil: aus dem täglichen Einbruch der Realität und dem damit verbundenen Aufschub des Genusses einen lustvollen Mehrwert zu schöpfen, gesteigerten Genuss zu erzielen versteht, begreift der Hofmannsthalsche Kaufmannssohn die Anforderungen der Realität als unliebsame, ja bedrohliche Störung. Für die Leser der »Wiener Wochenschrift« ist dies 1895 als subtile Plädoyer zu entziffern: als Plädoyer für die – vielleicht – zeitgemäßere Distributitionsform der Literatur in Fortsetzungen.

Im Journalkontext wächst dem Leser die Möglichkeit zu, die Unterbrechung der Geschlossenheit schöner Fiktionswelten nicht als bedrohlichen Mangel zu begreifen, sondern als Chance, als Chance, der Weltflucht zu entgehen und zugleich gesteigertes Verlangen, gesteigerten Genuss gerade aus dem Aufschub zu ziehen.

Wandverwandlung
Menzels »Haus im Abbruch« und Rilkes
»Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«

Vergleiche sind immer falsch und billig¹

|

Die sogenannte Hauswand-Episode in Rilkes »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« wird von der Forschung seit einiger Zeit »als Bildbeschreibung² gelesen. Im konventionellen Vokabular der Ekphrasis – »da waren«, »man sah«, »man konnte sehen« – schildert Malte die »Innenseite« eines abgebrochenen Hauses: »Nicht [um] die erste Mauer der vorhandenen Häuser« geht es ihm, »sondern [um] die letzte der früheren.³ Insbesondere wegen der detailreichen Nuancierung der »Farben« und der »Umrisse« gerät diese merkwürdige Innenseite zu einem jener erzählten Bilder, die für die »Aufzeichnungen« charakteristisch sind. Die Passage zählt dadurch zum Inventar einer Intermedialitätsdebatte, die mit unterschiedlicher Akzentuierung den Ort dieser Poetologie der Bilder in der »bildobsessiven[n] Zeit um 1900⁴ zu bestimmen sucht. Was allerdings das Sujet des Abbruchhauses selbst betrifft, so wurde bisher trotzdem nicht nach einer möglichen Vorgeschichte in der Malerei gefragt.

Adolph von Menzels Gouache »Haus im Abbruch« (Abb. 1) aus dem »Kinderalbum« (1863–1883) legt diese Frage jedoch nahe. Die Ähnlich-

¹ Rainer Maria Rilke, Worpswede. In: Ders., Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Hg. von Manfred Engel u. a. Frankfurt a. M./Leipzig 1996, Bd. 4: Schriften, S. 305–400, hier S. 339.

² Ralph Köhnen, Sehen als Textkultur. Intermediale Beziehungen zwischen Rilke und Cézanne. Bielefeld 1995, S. 212.

³ Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. In: Ders., Werke (wie Anm. 1). Bd. 3: Prosa und Dramen, S. 485. Da sich die vorliegende Argumentation fast ausschließlich auf die wenigen Seiten der 18. Aufzeichnung bezieht (S. 484–492), zitieren wir hieraus der besseren Lesbarkeit halber ohne jeweilige Angabe der Seitenzahl. Andere Textstellen werden in den Fußnoten nachgewiesen.

⁴ Sabine Schneider, Verheißung der Bilder. Das andere Medium in der Literatur um 1900. Tübingen 2006, S. 29.

keit zwischen »Haus im Abbruch« und Rilkes Hauswand wirkt auf den ersten Blick so schlagend, dass einem kaum bessere Worte als die der »Aufzeichnungen« einfallen wollen, um Menzels Bild zu beschreiben: Neben »hohen Nachbarhäusern« sieht Malte den Rest einer »bloßgelegte[n] Mauer« und »Zimmerwände« von »verschiedenen Stockwerken«; er sieht »Tapeten« und »den Ansatz des Fußbodens oder der Decke«. Am eindringlichsten ist die Beschaffenheit der »Wände selbst« geschildert, ihre Schattierungen, Verfärbungen und Konturierungen:

Man konnte sehen, daß es [das Leben] in der Farbe war, die es langsam, Jahr um Jahr, verwandelt hatte: Blau in schimmliches Grün, Grün in Grau und Gelb in ein altes, abgestandenes Weiß, das fault. Aber es war auch in den frischeren Stellen, die sich hinter Spiegeln, Bildern und Schränken erhalten hatten; denn es hatte ihre Umrisse gezogen und nachgezogen und war mit Spinnen und Staub auch auf diesen versteckten Plätzen gewesen, die jetzt bloßlagen.

Darüber hinaus korrespondieren die Schauplätze der Abbruchhäuser. Denn Menzel wandelt das Motiv in seinem Ölgemälde »Pariser Wochentag« (Abb. 2) ab und versetzt es damit in jene Stadt, deren Straßen »ganz dickflüssig von Menschen« Malte gefangen nehmen und in denen er »immer noch dieselben Häuser« wahrnimmt.⁵

Trotz der auffälligen Nähe gibt es freilich auch Unterschiede: Rilkes »Rinne der Abortröhre« etwa und das »Loch [...], das schwarz und rücksichtslos ausgerissen war«, erinnern nur entfernt an Menzels rußigen Kaminschacht. Und die »geteerten Mastbäume« müsste man schon in Menzels Skizzenbüchern suchen (Abb. 3). Außerdem beschreibt Rilke »Häuser, die man abgebrochen hatte von oben bis unten«, während bei keinem von Menzels Abbruchbildern der »Grund des Schuttplatzes« zu sehen ist. Auch das rätselhaft abgeschlossene Erdgeschoss von »Haus im Abbruch« und dessen intensiv farbige Türen tauchen in Rilkes Beschreibung nicht auf.

⁵ Während seines Aufenthalts in Paris im Jahr 1867 erkennt Menzel »selbst was aus dem Albogen« wieder. Albogen, ein Kompositum aus Album und Bogen, ist dabei die familieninterne Bezeichnung für das »Kinderalbum«. Adolph von Menzel, Briefe. Bd. 2: 1856 bis 1880. Hg. von Claude Keisch und Marie Riemann-Reyher. München 2009, S. 629. Leider ist es nicht möglich, die Bilder hier farbig wiederzugeben. Wir verweisen auf die Abdrucke in: Ders., Das Kinderalbum. Hg. von Marie Riemann-Reyher. Berlin 1997, S. 69 (»Haus im Abbruch«) bzw. in: Ders., radikal real. Hg. von Bernhard Maaz. Ausstellungskatalog. München 2008, S. 208f. (»Pariser Wochentag«).

Entlang dieser Ähnlichkeitsrelation soll im Folgenden das in der urbanen Moderne an Bedeutung gewinnende Sujet der Hauswand⁶ auf seine poetologischen Dimensionen hin untersucht werden. Im Rahmen dessen lassen sich bestimmte Aspekte der Intermedialitätsdebatte noch einmal anders akzentuieren, da das Wand-Bild Menzels und Rilkes Ekphrasis sich nicht nur an der Schwelle zwischen Tableau und Textur begegnen, sondern sich vielmehr in der Art ihrer Darstellung dort überlagern. Hierfür spielen formale, produktionsästhetische und rhetorische Traditionen eine Rolle, die in den Häusern – trotz bzw. gerade wegen deren Zerstörung – konserviert werden. Das Abbruchhaus wird dadurch als Topos und Reflexionsort einer »ars memoriae« im Erzählgefüge der »Aufzeichnungen« erkennbar.

II

Adolph von Menzel ist bekannt für sein Interesse an Phänomenen des Übergangs, der Zerstörung und der Umstrukturierung, wie sie in der rasanten städtebaulichen Entwicklung Berlins in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allgegenwärtig waren.⁷ Baustellen, Hinterhoffassaden und Häuserreste tauchen in den Skizzen wie auch in den Ölstudien regelmäßig auf: Man denke an die frühe Ölstudie »Blick auf Hinterhäuser« aus dem Jahre 1847 und an »Bauplatz mit Weiden« von 1846. Menzel »war fasziniert von Baustellen und Baugerüsten, von Zwischenzonen und Übergängen, sie waren ihm geradezu eine Metapher für den unaufhaltsamen Wandel, zugleich aber für permanente Unordnung.«⁸ Auch die Skizzenbücher ab 1860 zeigen diverse Szenerien des Häuserabbruchs (Abb. 3–5).⁹

Die komplexeste Ausarbeitung liegt mit der Gouache »Haus im Abbruch« vor. Sie ist Teil des von Menzel selbst so genannten »Kinderal-

⁶ Wie Wolfgang Kemp gezeigt hat, ist beispielsweise das Interesse an quasibildlichen Erzeugnissen großstädtischer Wände für die Fotografie der 1920er Jahr entscheidend. Wolfgang Kemp, Foto-Essays. Zur Geschichte und Theorie der Fotografie. München 1978, bes. S. 113–116.

⁷ Dazu Hubertus Kohle, Der Maler als Städter. Adolph Menzel in Berlin. In: Großstadt. Motor der Künste in der Moderne. Hg. von Burcu Dogramaci. Berlin 2010, S. 29–43.

⁸ Werner Busch, Adolph Menzel. Leben und Werk. München 2004, S. 73.

⁹ Vgl. Jörg Probst, Adolph von Menzel – die Skizzenbücher. Sehen und Wissen im 19. Jahrhundert. Berlin 2005, S. 77.

bums«, an dem er seit 1863 über einen Zeitraum von 20 Jahren hinweg immer wieder arbeitete. Das Album ist als »Kompendium des Lebens«¹⁰ den beiden Kindern seiner Schwester Emilie gewidmet. Allerdings verschenkte er die Bilder nicht an sie, sondern verkaufte diese 1883 an den Kunsthändler Hermann Pächter, um ihnen den Erlös zuzueignen. Dadurch war das »Kinderalbum« ab 1884 punktuell, ab 1889 – nach dem Ankauf durch die Berliner Nationalgalerie – dauerhaft der Öffentlichkeit zugänglich.¹¹ Es enthält insgesamt 44 Blätter in Aquarell- und Deckfarben, die meisten davon stellen Tierstudien aus dem Zoologischen Garten in Berlin dar. Die Maße der Bilder sind unterschiedlich, insgesamt aber nicht größer als 30 x 30 cm. Neben den Tierbildern finden sich einige Alltagsszenen: »Der Trockenplatz«, »Straße bei Nacht« sowie eben »Haus im Abbruch«.

Viele der im »Kinderalbum« enthaltenen Motive und Themenkomplexe speisen sich aus Menzels intensiven Vorarbeiten in Skizzen und Studien. Das Skizzenbuch ist für ihn sowohl Erinnerungsmedium als auch eine den Arbeitsprozess bestimmende »Indizienammlung«.¹² Er trägt dort »authentische Partikel«¹³ zusammen, um sie später als Versatzstücke zu einer Konstruktion zu verknüpfen. »Haus im Abbruch« bildet nicht zuletzt diese Arbeitstechnik selbst ab: das skizzenhafte Aufsammeln, Ablesen und Festhalten der Reste eines nahezu vollständig demontierten Lebensraumes und die Komposition dieser Lebensreste zu einem Gemälde. Die urbane Destruktion, die das Bild zum Thema hat, verschränkt Menzel mit einer kreativen Agenda, die Wirklichkeitspartikel dokumentarisch festhält, um diese später im und als Bild zu transformieren.¹⁴ Insofern »Haus im Abbruch« dieses Zusammengesetzt-Sein aus den Restbeständen einer abgenutzten Wirklichkeit explizit thematisiert, kehrt Menzel den eigenen Malprozess mit programmatischer Geste nach außen.

Auf Ebene des Dargestellten unterstreichen die Banalität, das Unscheinbare und die Absenz großer historischer Kulissen das künstleri-

¹⁰ Jens Christian Jensen, Das »Kinder-Album« 1863 bis 1883. In: Adolph Menzel. Realist – Historist – Maler des Hofes. Hg. von Ders. Schweinfurt 1981, S. 67.

¹¹ Vgl. das Vorwort in: Menzel, Das Kinderalbum (wie Anm. 5), S. 8f.

¹² Probst, Adolph von Menzel – die Skizzenbücher (wie Anm. 9), S. 30.

¹³ Werner Busch, Ein erster Versuch einer Typologie der deutschen Zeichnung des 19. Jahrhunderts. In: Adolph Menzel – im Labyrinth der Wahrnehmung. Hg. von Thomas Gachtgens, Claude Keisch und Peter-Klaus Schuster. Berlin 2002, S. 13–18, hier S. 18.

¹⁴ Vgl. die Abb. 1 u. 2 mit den Abb. 3 bis 5.

sche Programm der sogenannten privaten Bilder Menzels, die als Gegenentwurf zur akademischen Malerei des 19. Jahrhunderts verstanden werden.¹⁵ Den Nazarenern und der spätromantischen Malerei (insbesondere der Schule Cornelius' und Overbecks) wirft Menzel Intellektualismus und Leblosigkeit vor: »Zu fern, zu streng und deshalb zu kalt« seien deren Bilder.¹⁶ Diesseits aller heiligen Unnahbarkeit der Kunst bemisst sich Menzels Modernität, wie sie unter anderem Françoise Forster-Hahn anhand der »Atelierwände« beschrieben hat, gerade an der Darstellung von »Erfahrung[en] des Transitorischen« sowie der »Dualität zwischen Öffentlichem und Privatem«.¹⁷ »Haus im Abbruch« legt diesen Befund deutlicher noch als die »Atelierwände« nahe, da es die vorübergehende Öffnung und Veröffentlichung eines Privatraums ausstellt und dem Betrachter einen voyeuristisch-intimen Blick ins Wohnzimmer des Kleinbürgertums gewährt.

Die Enttäuschung dieses Blicks – es gibt ja nicht (mehr) viel zu sehen – ist Teil des Programms. Denn Menzels Ansicht verbleibt demonstrativ an der Oberfläche: Der Abbruch der Fassade eröffnet dem Betrachter lediglich ein Ensemble von Flächen und (Bruch-)Kanten auf grauem Grund, von dem sich die vorherrschende blasse Farbigkeit – das ins Ocker gleitende Gelb, das schmutzige Weiß der Tapeten und das schwache Rot der vorderen Wand – kaum abhebt. Die zahlreichen (Ein-)Rahmungen, Parzellierungen und Linien sowie der brutale vertikale Schnitt des schwarzen Kaminschachtes in der Mitte verleihen dem Bild nur wenig perspektivische Tiefe, sondern fügen sich vielmehr zu einer unruhigen Gitterstruktur¹⁸ zusammen. Die Suggestion der Raumtiefe, die durch die hintereinander gestaffelten Mauern verstärkt wird, bricht sich an dieser Flächigkeit.¹⁹ Es scheint, als sei durch den motivischen Abriss

¹⁵ Vgl. Hubertus Kohle, Adolph Menzel als Kunstretheoretiker. In: Menzel – im Labyrinth der Wahrnehmung (wie Anm. 13), S. 181–190.

¹⁶ Zit. nach ebd., S. 184.

¹⁷ Françoise Forster-Hahn, Ethos und Eros: Adolph Menzels »Eisenwalzwerk« und »Atelierwand«. In: Menzel – im Labyrinth der Wahrnehmung (wie Anm. 13), S. 139–163, hier S. 163.

¹⁸ Seit der »Erfindung« durch Brunelleschi wird das perspektivische Gitter als Hilfsmittel zur Gebäudekonstruktion verwendet. Menzels Gitter gerät dagegen zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion eines Gebäudes vor dem inneren Auge des Betrachters. Es ist dabei nicht nur Konstruktionsmedium, sondern Teil der Darstellung selbst.

¹⁹ Claude Keisch beschreibt dies als »burleske Verkürzungen« der Perspektive. Claude Keisch, Menzel Kreuzwege Brüche. In: Adolph Menzel 1815–1905. Das Labyrinth der Wirklichkeit. Hg. von Ders. und Marie Riemann-Reyher. Köln 1996, S. 429–444, hier S. 436.

auch die Tektonik der Blickwinkel aus den Fugen geraten. Das von Vasari (an Masaccios »Trinitätsfresco«) gerühmte perspektivische ›Durchbrechen der Wand‹ im Medium der Wandmalerei,²⁰ nimmt Menzel zwar im wörtlichen Sinne auf, jedoch legt seine Version des Durchbruchs lediglich weitere Wände frei.

Damit treibt Menzel an den Resten eines abgerissenen Hauses jene Ästhetik der Oberfläche auf die Spitze, die die Architekturtheorie um 1850 als neues Paradigma zu etablieren suchte.²¹ Das dazugehörige Primat der Schönheit von ›Putz und Tünche‹ unterzieht er mit seiner Rückansicht der Fassadenkunst aus gegebenem Anlass einer ironischen Revision. Denn die Fassadenmalerei wird gerade in der Mitte des 19. Jahrhunderts, im Zuge des Historismus und durch die Nazarener, wiederbelebt: Man denke an Kaulbachs Fresken an der Neuen Pinakothek in München oder den monumentalen Geschichtsyklus im Treppenhaus des Neuen Museums in Berlin. Menzel selbst plante einen expliziten Gegenentwurf »nach der Art, aber nicht nach dem wenig empfehlenswerten Vorbilde« der Kaulbachschen Fresken. Doch das Vorhaben, ein eigenes Fresko von »kulturhistorischer Bedeutung« für das Berliner Rathaus zu schaffen, scheiterte, was für Menzel in der Rückschau das »größte Bekümmernis [seines Lebens] darstellte.²² – Nun erinnert die gemalte und bemalte Wand in »Haus im Abbruch« zwar an das Genre der Wandmalerei, kann aber (in ihrem antimonumentalen und antinarrativen Gestus) kaum als Fresko gelten. Das Mobiliar, das Licht und der Staub selbst haben die eintönigen Wände im Laufe der Zeit ›bemalt‹. Wenn die Wandmalerei von der Antike bis zur Renaissance »die Wand zu einer lebendigen optischen Einheit [macht], aus welcher heraus alles Besondere in ihr sein Kolorit entnehmen mußte«,²³ wie Karl Rosenkranz in seiner »Ästhetik des Häßlichen« mit Wehmut feststellt, verkommt das Fresko bei Menzel zum verblassten Abdruck.

²⁰ Vgl. Oliver Robert Scholz, Art. ›Bild‹. In: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden. Hg. von Karlheinz Barck u. a. Bd. 1. Stuttgart/Weimar 2000, S. 618–669, hier S. 647f.

²¹ Dies zeigt Hans-Georg von Arburg anhand der Schriften Gottfried Sempers. Hans-Georg von Arburg, Alles Fassade. ›Oberfläche‹ in der deutschsprachigen Architektur- und Literaturästhetik. 1770–1870. München 2008, bes. S. 245–270.

²² Ottomar Beta, Gespräche mit Adolph Menzel. In: Exzellenz lassen bitten. Erinnerungen an Adolph Menzel. Hg. von Gisold Lammel. Stuttgart 1992, S. 5–72, hier S. 28.

²³ Karl Rosenkranz, Ästhetik des Häßlichen. Hg. von Dieter Kliche. Stuttgart 2007, S. 101.

Doch die brüchige, abblätternde Materie entwickelt ihr eigenes Leben, insofern die vom Verlöschen bedrohten, in die Hauswand eingeschriebenen Spuren fast zwangsläufig einen semiotischen Übertragungsprozess anstoßen. Man kann, oder besser: soll sich schon denken, was das einst für Wohnungen, Bewohner und Interieurs waren. So fordern gerade die Abbruchbilder den Betrachter dazu auf, »Leistungen imaginativer Projektion zu erbringen«.²⁴ Ganz buchstäblich findet dieser Imaginations- und Lektüreakt am unteren linken Bildrand statt: Die Schriftzeichen »EN« lassen den aussagekräftigen Teil (›Waren‹?) erahnen, ohne ihn preiszugeben. Derselbe Zusammenhang von Bruchlinien, Rahmungen und Zeichenlektüre gilt auch für den »Pariser Wochentag«. Denn sowohl das abgeschnittene »Maison« am rechten Bildrand als auch die Zettel am Anschlagbrett unten links stehen in Korrespondenz mit dem Abbruchhaus bzw. mit dessen zerfetzten Tapeten. Im Falle der Rückansicht des Mannes am linken Bildrand schließlich gerät das, was man auf den ersten Blick für eine Betrachterfigur im Bild halten könnte, selbst zum Zeichen. Der überproportional große Mann steht in exponierter, abgewandter Stellung direkt vor der Wand und lenkt dadurch den Blick auf sie, ohne sie selbst zu betrachten. Diese deiktische Funktion verstärkt die Farbe seiner Jacke, die mit der hellblauen Tapete im Bildhintergrund in Verbindung steht, fast so, als hätten die beiden Stoffe aufeinander abgefärbt.

III

Als Adolph von Menzel am 9. Februar 1905 starb, veranstaltete die Königliche Nationalgalerie in Berlin unter der Leitung Hugo von Tschudis eine große Retrospektive. Wie Tschudi in seinem Geleitwort schreibt, sind Menzels »Werke, die er in den langen Jahren seines Lebens geschaffen, [...] hier in einer Vollzähligkeit vereinigt, wie das nie zuvor der Fall gewesen und wie es nie wieder der Fall sein dürfte.«²⁵ Denn nahezu alle Bilder aus öffentlichem und privatem Besitz wurden leihweise an die Nationalgalerie übergeben, die selbst ohnehin viele Werke bereits besaß. Unter an-

²⁴ Michael Fried, Menzels Realismus. Kunst und Verkörperung im Berlin des 19. Jahrhunderts. München 2008, S. 27.

²⁵ Vorwort in: Königliche National-Galerie, Ausstellung von Werken Adolph von Menzels. Berlin 1905, S. VII.

derem verfügte die Nationalgalerie, wie Tschudi betont, über »einige der besten Guaschen neben der berühmten Sammlung des Kinderalbums«.²⁶ Darüber hinaus zeichne die Retrospektive aus, dass sie den »vom Meister ängstlich behüteten Schatz von Zeichnungen und Studien der Öffentlichkeit« erschlösse, darunter auch »80 Skizzenbücher«.²⁷

Ob Rilke, der durch die Kunsthistoriker Richard Muther und Julius Meier-Graefe mit dem Werk Menzels vertraut war,²⁸ auch die »berühmte Sammlung« des »Kinderalbums« kannte, und ob er 1905, als er sich mehrere Wochen in Berlin aufhielt,²⁹ die große Retrospektive besuchte, muss letztlich Vermutung bleiben. Jedenfalls aber führen Menzels gemalte Wände auf Papier und Rilkes Darstellung der farbigen »Zimmerwände, an denen noch die Tapeten klebten«, unweigerlich an jene Schwelle, an der sich Textur und Tableau bzw. sukzessive Lektüre und synchrone Vision begegnen: »Haus im Abbruch« ist ein Bild, das (auch) gelesen sein will; Rilkes Hauswand ist eine Textur, die durch die Augen Maltes (auch) als Bild »gesehen« sein will. Die zerfetzte Tapete bei Menzel und die »abgeschundenen Streifen« der »Tapeten« bei Rilke bilden hierfür einen motivischen Konvergenzpunkt, insofern die Tapete sowohl Textur- als auch Bildmetapher sein kann. Was die Prosa der »Aufzeichnungen« insgesamt angeht, so handelt es sich dabei bekanntermaßen um einen poetologischen Fluchtpunkt, der auf etwas zuläuft, das man vielleicht als ›Tableautextur‹ bezeichnen könnte.

Mit seiner Beschreibung der Wand pointiert Rilke diesen Fluchtpunkt, indem er ihn semantisch verdoppelt. Denn Wände wurden ursprünglich geflochten, sie sind dem Wort nach ›Gewundenes‹, wie in Grimms »Wörterbuch« nachzulesen ist: »das wort gehört wol zu lat. viere, binden, flechten, aslav. viti, drehen, winden und bedeutet urspr. ›flechtwerk, geflochtene wand.«³⁰ Mit diesem etymologischen Hintergrund aber steht

²⁶ Ebd., S. VIII. Im Verzeichnis des Katalogs tragen die Bilder des »Kinderalbums« die Nummern 146–188, das »Haus im Abbruch« die Nummer 150.

²⁷ Ebd., S. IX.

²⁸ Sowohl Muthers dreibändige »Geschichte der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts« (1893 f.) als auch Meier-Graefes »Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst« (1904) räumen Menzel breiten Raum ein.

²⁹ Vgl. Ingeborg Schnack, Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. 2., neu durchgesehene und ergänzte Aufl. Frankfurt a.M. 1996, S. 212f.

³⁰ Art. »Wand«. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961. Online-Version vom 18. November 2013. Bd. 27, Sp. 1472–1518, hier Sp. 1472.

das Grundelement der Architektur je schon dem zur Textur geflochtenen Wort genauso nahe wie dem Medium der Malerei: der Leinwand oder, im Falle des Freskos, der realen Wand. Die ›Wand‹, genauer: ihre sprachgeschichtliche Wurzel, enthält den Fluchtpunkt der Tableautextur im Kern, wodurch sich dann mit gleichem Recht von einem gemeinsamen Ursprung, von einem Ausgangspunkt sprechen lässt.³¹ Die ebenfalls diesem poetologischen Nukleus verschriebenen »Wandteppiche« aus dem Musée de Cluny, deren Beschreibung Rilke eine eigene Aufzeichnung widmet, verdoppeln ihn als Nominalkompositum noch einmal: Sowohl die Wand als auch die Teppiche sind Gewebe und Bild zugleich.³²

Sieht man sich daraufhin das sprachliche Material der 18. Aufzeichnung noch einmal genauer an, so fällt auf, dass Rilke aus dieser semantischen Wurzel ein ganzes Feld von Wandwörtern ausreizt: Das Leben »verwandelt« die Farbe der »Wände selbst«; »[n]eben den Zimmerwänden« gibt es auch »Hauswinde«; Hunde haben eine »verwandte Welt«, während dem Sterbenden in der Crémierie ebenso »die Welt verändert« wird, wie Malte eine Verwandlung seiner selbst ahnt. Später sieht er sich bei der »geringsten Wendung« einen »Rand von Grauen« überschreiten.³³ Und noch einmal einige Aufzeichnungen weiter ist das Kind Malte zwar auf »allerhand vorbereitet«, jedoch nicht auf den Reim unter dem Maltisch, als ihm »mit einem Male aus der Wand eine andere Hand entgegenkam.« Dieses Erlebnis »noch einmal durchzumachen, anders, abgewandelt«, dazu fehlt ihm die »Kraft«.³⁴ – Kurzum: Rilkes »Wand« unterliegt immer wieder jener »Verwandlung«, in deren Wortstamm sie aufgehoben ist.³⁵ Mit der Hauswandepisode liegt die Verwandlung einer Wand vor, insofern ein Großstadtphenomen bzw. das gemalte Vorbild in Text transformiert wird, und zugleich eine Reflexion des Dichters auf

³¹ Gottfried Semper führt in seinen theoretischen Überlegungen der 1860er Jahre »die Anfänge des Bauens« aus diesem Grund sogar direkt auf die »Anfänge der Textrin«-Kunst zurück, wie Hans-Georg von Arburg gezeigt hat. Vgl. Arburg, Alles Fassade (wie Anm. 20), S. 265 et passim.

³² Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (wie Anm. 3), S. 544 ff.

³³ Ebd., S. 506.

³⁴ Ebd., S. 520f.

³⁵ Eine nahezu identische Sprachbewegung macht Karine Winkelvoss in den Gedichten Rilkes aus. Vgl. Karine Winkelvoss, Atemfeld und Windinnres. Überlegungen zur Luft in Rilkes Welt. In: Rilkes Welt. Festschrift für August Stahl. Hg. von Andrea Hübener u. a. Frankfurt a. M. 2009, S. 31–38, hier S. 32.

das eigene Tun, insofern die zur Textur verwandelte Wand selbst – aus ihrem Sprachkern heraus – weiterverwandelt wird.³⁶ Rilke versieht also die Transposition der (Bild-)Wand mit einem metapoetischen Kommentar, der zugleich den transmedialen Verwandlungsakt reflektiert und diesen binnenmedial auf sich selbst anwendet, indem er ihn am eigenen Signifikantenmaterial fortführt. So wird im Kleinen eine Art Wand-Paradigma entfaltet, das den Variationen des Motivs im Großen entspricht: »Jene halbe Wand« der Salpêtrière etwa; oder der »Wandschirm« des Dritten und die »gewaltige Szenenwand« im Théâtre d'Orange, die Malte an eine »Ikonwand der russischen Kirchen« erinnert.³⁷

IV

Rilkes Wandverwandlung kennzeichnet die Beweglichkeit der Bildbereiche bei gleichzeitiger Persistenz des sprachlichen Kerns. Damit trägt sie zu jener merkwürdigen Mischung aus Dynamik und Statik bei, die für die »Aufzeichnungen« insgesamt, und insbesondere für die 18. Aufzeichnung, typisch ist: Zunächst ist da Maltes Wahrnehmungs- bzw. Bewegungsmuster, das zwischen zerstreuter Rastlosigkeit und konzentriertem Innehalten hin- und herpendelt. Diese Pole werden zu Beginn der 18. Aufzeichnung aufgespannt, wenn Malte sich die Frage stellt, ob er nicht »ebensogut im Louvre [hätte] sitzen können«, statt »den ganzen Tag in den Gassen umhergelaufen« zu sein. Und später, nach dem starren Blick auf die Hauswand, behauptet Malte: »Man wird sagen, ich hätte lange davorgestanden; aber ich will einen Eid geben dafür, daß ich zu laufen begann, sobald ich die Mauer erkannt hatte.« Mit Maltes Flucht gehen erneute Schauplatzwechsel einher, jedoch kommt er nicht besonders weit, sondern bleibt in der Karnevalsmenge stecken, in der die »Menschen festgekeilt« sind, »als ob sie sich stehend paarten.« Nachdem ihn zuvor »Zimmerwände« und »Tapeten« fesselten, hakt sich nun das »Tuch eines

³⁶ Mit der »schwangeren Frau«, die sich an einer »warmen Mauer« entlangtastet, setzt Rilke eine ähnliche Ursprungsfürfigur an den Anfang seines Textes. Es handelt sich hier um die Bild gewordene Polysemie des französischen *enceinte*, in dem sich die Mauer bzw. Umwallung (*l'enceinte*) und die Schwangere (*la femme enceinte*) überlagern. Rilke setzt mit der *femme enceinte* eine Verkörperung, der die Pluralisierung – als Entbindung – schon eingeschrieben ist: Aus einer Frau werden zwei Körper und aus einem Wort zwei einander berührende Figurationen. Diesen Hinweis verdanken wir Jana Mende.

³⁷ Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (wie Anm. 3), S. 496, 467 u. 616.

Frauenzimmers irgendwie an [ihm] fest«. Schließlich kehrt er zurück in das eigene Zimmer und hat es »überstanden.«

Diese Polarität von ›Stehen‹ und ›Gehen‹ überträgt sich auf den Diskurs der Figurenbewegung: Denn zwar erzählt Malte in rasantem Tempo von seinen heterogenen Erlebnissen und Gedanken. Insofern es sich dabei aber überwiegend um Rezeptionserlebnisse handelt, die im Modus der Ekphrasis dargestellt sind, charakterisiert das Erzählen selbst eine Aneinanderreihung von Momenten des narrativen Stillstands. Das ergibt die für Prosaverhältnisse ungewöhnliche Situation, dass der ›Held‹ und Erzähler der Geschichte zwar »immer unterwegs gewesen« ist, dabei aber, wie er gleich vorausschickt, »nichts geschehen« sein soll. Für Maltes Lauf durch die »Gassen«, für die »Brücken und Durchgänge« seiner transitorischen Existenz ist deshalb die narrative Funktion des Weges, wie sie Bachtin beschrieben hat, außer Kraft gesetzt: Denn »hier verknüpfen sich« gerade nicht »die räumlichen und zeitlichen Reihen menschlicher Schicksale und Leben«. Und so fehlt auch jener epische »Punkt, von dem aus die Ereignisse ihren Anfang nehmen, und der Ort, an dem sie vonstatten gehen«.³⁸

Die Mischung aus Statik und Dynamik betrifft auch die Darstellung des Abbruchhauses. Nachdem die Perspektive von den abgebrochenen »Häusern« und deren Umgebung auf »diese Mauer« eingeeckt wurde, werden zunächst die »Bewegungen« ihrer Leitungssysteme beschrieben:

Neben den Zimmerwänden blieb die ganze Mauer entlang noch ein schmutzigweißer Raum, und durch diesen kroch in unsäglich widerlichen, wurmweichen, gleichsam verdauenden Bewegungen die offene, rostfleckige Rinne der Abortröhre. Von den Wegen, die das Leuchtgas gegangen war, waren graue, staubige Spuren am Rande der Decken geblieben, und sie bogen da und dort, ganz unerwartet, rund um und kamen in die farbige Wand hineingelaufen und in ein Loch hinein, das schwarz und rücksichtslos ausgerissen war.

Kriechen, Gehen, Abbiegen, Hineinlaufen... In den organisch animierten Röhren und Wegen der Wand – letztlich sieht Malte so etwas wie die Peristaltik eines riesigen Gastrointestinaltrakts – scheint der unruhige Lauf durch die Gassen von Paris nachzuwirken. Wenn das Sujet selbst, wie

³⁸ Michail M. Bachtin, Chronotopos. Aus dem Russischen von Michael Dewey. Frankfurt a.M. 2008, S. 180f.

bei »Haus im Abbruch« gezeigt, das Transitorische der großstädtischen Raumordnung betont, so stellt Rilkes anthropomorphe Dynamisierung der Wand ein Korrespondenzverhältnis zwischen dieser »bloßgelegten [...] Innenseite« der Stadt und ihrem Betrachter her. Anders als bei Maltes angsterstarrem Blick auf den Sterbenden in der Crémérie ist es nicht die jeweilige »Regungslosigkeit«, die dafür sorgt, dass »die Verbindung zwischen [den beiden] hergestellt« ist, sondern die Korrespondenz zwischen der Motilität Maltes und den »Bewegungen« der Wand.

Doch in der nachfolgenden Beschreibungssequenz, genauer: mit der Formulierung vom »zähen Leben« weicht die Unruhe einem abrupt einsetzenden Stillstand: Das Leben »war noch da, es hielt sich an den Nägeln, die geblieben waren, es stand auf dem handbreiten Rest der Fußböden, es war unter den Ansätzen der Ecken«. Diese Beharrlichkeit des Daseins schlägt sogar den Wind, das bewegende Element schlechthin, in ihren Bann: Er ist »zahm geworden«, buchstäblich zum »Hauswind« domestiziert, und vermag nicht, den Geruch in der stehenden Luft zu zerstreuen:

Und aus diesen blau, grün und gelb gewesenen Wänden, die eingerahmt waren von den Bruchbahnen der zerstörten Zwischenmauern, stand die Luft dieser Leben heraus, die zähe, träge, stockige Luft, die kein Wind noch zerstreut hatte. Da standen die Mittage und die Krankheiten und das Ausgetatete und der jahrealte Rauch und der Schweiß, der unter den Schultern ausbricht und die Kleider schwer macht, und das Fade aus den Munden und der Fuselgeruch gärender Füße. Da stand das Scharfe vom Urin und das Brennen vom Ruß und grauer Kartoffeldunst und der schwere, glatte Gestank von alterndem Schmalze. Der süße, lange Geruch von vernachlässigten Säuglingen war da und der Angstgeruch der Kinder, die in die Schule gehen, und das Schwüle aus den Betten mannbarer Knaben. Und vieles hatte sich dazugesellt aus dem Abgrund der Gasse, die verdunstete, und anderes war von oben herabgesickert mit dem Regen, der über den Städten nicht rein ist. Und manches hatten die schwachen, zahm gewordenen Hauswinde, die immer in denselben Straßen bleiben, zugetragen, und es war noch vieles da, wovon man den Ursprung nicht wußte.

Diese radikale Ruhe im Bewegenden – der Wind steht fester, als es die Wand jemals tat – und die detaillierte Vergegenwärtigung des »zähen Lebens« sind als Bestandteile einer Poetologie der Ekphrasis lesbar. Denn mit der Hauswand werden die Konstruktion und die Wirkungsabsicht der Bildbeschreibung zu Gegenständen der Darstellung gemacht: Wenn

Ekphrasis als narrative Repräsentationstechnik grundsätzlich auf »Erzeugung von Lebendigkeit³⁹ und auf bildhafte Textqualitäten abzielt, so gewinnt man den Eindruck, dass es Rilke mit der Fixierung des an sich abwesenden Lebens in einem ›nunc stans‹ hauptsächlich um diese Technik selbst geht. Die bewegten Leitungen der Wand sowie der feststehende Wind figurieren den paradoxen Effekt der Ekphrasis: Zwar wird das Tableau der Wand von der Textdynamik erfasst, diese Dynamik aber umgekehrt im Akt der Bildbeschreibung stillgestellt.

An diesem Chiasmus von ›Wind‹ und ›Wand‹ löst allerdings gerade der Geruchssinn den bisher dominanten Gesichtssinn ab. Es scheint, als würde die ›enargeia‹, als »Kraft des Textes, visuelle Bilder zu schaffen«,⁴⁰ von den Gerüchen des ›zähen Lebens‹ entkräftet. Jedoch geht es bei der Erzeugung dieser Bilder ja gerade darum, das dem Gesichtssinn nicht mehr verfügbare Objekt qua Text in anschauliche Vorstellungen von diesem Objekt zu übersetzen. Der Geruch spielt in Rilkes Poetologie der Ekphrasis eine Schlüsselrolle, da mit seiner Hilfe dieser Übergang sinnesphysiologisch abgebildet wird. Indem er das von Leitungen durchzogene Tableau der Hauswand in die Hauswinde bzw. in die Ausdünstungen des Lebens überführt, werden die visuellen Eindrücke gewissermaßen zum Aerosol. Im Zuge dieser Verwandlung des Materials lösen sie sich simulakrenartig von der Wand ab und strömen als passageres Konzentrat über den »Abgrund der Gasse« hinweg auf Malte ein. Im »Medium der Luft«, wie man mit dem entsprechenden Konzept aus »Auguste Rodin« sagen könnte, ist der trennende Raum zwischen Betrachter und Gegenstand überbrückt, weil »die dazwischen gelagerte Luft kein Abgrund [mehr] ist, der trennt, vielmehr eine Leitung, ein leise abgestufter Übergang«.⁴¹ Und so erfolgt am Ende die Hereinnahme des Hauses ins Innere: »Ich erkenne das alles hier, und darum geht es so ohne weiteres in mich ein: es ist zu Hause in mir.« Das Haus selbst gerät im Zuge dieses Übertragungsvorgangs zur Metapher vom »Zu Hause in mir«-Sein. Den optischen Eindruck übersetzt Rilkes Ekphrasis also nicht nur in eine

³⁹ Gottfried Boehm, Bildbeschreibung. Über die Grenzen von Bild und Sprache. In: Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung. Ekphrasis von der Antike bis zur Gegenwart. Hg. von Gottfried Boehm und Helmut Pfotenhauer. München 1995, S. 23–41, hier S. 32.

⁴⁰ Fritz Graf, Ekphrasis: Die Entstehung der Gattung in der Antike. In: Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung (wie Anm. 39), S. 143–157, hier S. 145.

⁴¹ Rainer Maria Rilke, Auguste Rodin. In: Ders., Werke (wie Anm. 1). Bd. 4, S. 401–513, hier S. 443.

Anschauung Maltes, sondern auch in ein Sprachbild für diesen inneren Sinn. Im Medium der Luft einerseits, im Medium bildlichen Sprechens andererseits stellt Rilke das ›metaphérein‹ des außenstehenden Wand-Bildes in innere Anschauung dar.

V

Dieser Geruchstransfer im Medium der Luft ist keineswegs Rilkes Privaterfindung, greift er damit doch auf eine berühmte Empfehlung Leonardo da Vincis zurück: Um »wandelbare, neue Ideen« zu bekommen, heißt es im sogenannten »Malerbuch« Leonards, solle man unter anderem »auf Mauerflecken hinsehen«.⁴² Unabhängig davon, ob Rilke diesen Wortlaut der deutschen Übersetzung von 1882 kannte und die »wandelbaren Ideen« damit Teil des Wand-Paradigmas sind, arbeitet sich die Hauswand-Episode mit ihren atmosphärischen Sensationen jedenfalls am Inspirationstopos der »Mauerflecken« ab.

Schon Menzel greift sichtlich auf Leonards Empfehlung zurück, wenn er sie in »Haus im Abbruch« schlichtweg abbildet. Er koppelt damit den Topos malerischer Inspiration an ein profanes Großstadtmotiv und überlässt es dem Rezipienten, ob er aus diesen gemalten Flecken Inspiration zu ziehen vermag oder nicht. Auch Rilke erhebt die Anleitung Leonards zum Motiv, erprobt allerdings die inspirative Wirkung der Mauerflecken zugleich am fiktiven Betrachter Malte. Dabei treibt er die profane Wende des Modells auf die Spitze: Er beschreibt die »garstigen Flecken« als Teil einer Art überalterten, durchfurchten, von Pigmentstörungen gezeichneten Haut, welche das Leben der ehemaligen Hausbewohner ausschwitzen würde. Dieser Membran entströmen die »stockige Luft«, der »Fuselgeruch gärender Füße«, »Rauch« und »Schweiß«, »Gestank«, »das Ausgeatmete« und so weiter. Und schließlich kehrt, wie dargelegt, das ins bzw. im »Medium der Luft« übertragene Haus in Malte ein. – Diese Einkehr ist also als Inspiration im wörtlichen wie auch im bildlichen Sinne zu verstehen; sie schwankt zwischen Begriff, Praxis und Metapher: Die physiologischen Vorgänge von Exspiration, Transpiration und

⁴² Leonardo da Vinci, Das Buch von der Malerei. Nach dem Codex Vaticanus (Urbinas) 1270. Hg., übersetzt und erläutert von Heinrich Ludwig in drei Bänden. Bd. 1. Neudruck der Ausgabe 1882. Osnabrück 1970, S. 56.

Inspiration sind Rilkes Version der Ideen eingebenden Mauerflecken. Leonardos Topos selbst – wie vermutlich auch Menzels Bilder – dient ihm hierbei als Quelle für »wandelbare Ideen«; die Flecken der Malerei werden intradiegetisch in einem pneumatischen Stoffwechselvorgang verarbeitet, der seinerseits die Inspirationsmetapher reliteralisiert und den Augenblick der Eingebung in Maltes flüchtigem Moment einfängt – »darum geht es so ohne weiteres in [ihn] ein«.⁴³

Leonardo will diese Technik ausschließlich als Teil der ›inventio‹ verstanden wissen. Für die Ausführung des Bildes genüge ein »Fleck auf der Mauer« keineswegs:

Es ist wohl wahr, daß man in einem solchen Fleck mancherlei Erfindungen sieht – [...] und es ist gerade wie beim Klang der Glocken, in den kannst du auch Worte hineinlegen, wie es dir gefällt. Aber obschon dir solche Flecken Erfindungen geben, so lehren sie dich doch nicht irgend einen besonderen Theil zu vollenden.⁴⁴

Sieht man sich daraufhin den Übergang von der Hauswand zu den Hauswinden noch einmal an, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Malte Leonardos Einschränkung nicht recht beherzigt. Denn die Lebensgerüche in der Gasse wirken in der Tat wie »mancherlei Erfindungen«, die Malte in die Wand »hineinzulegen« scheint, »wie es ihm gefällt«. Die naheliegende Frage, ob Malte dieser Gefahr letztlich erliegt und man deshalb von Halluzinationen sprechen sollte,⁴⁵ oder

⁴³ Auch in Marcel Prousts »Recherche« findet sich eine Szene, an der sich Hauswand, Leinwand und Inspiration verschränken – dabei endet Prousts Version tödlich. Von einem Kritiker wird der Schriftsteller Bergotte darauf aufmerksam gemacht, dass Vermeers »Ansicht von Delft« ein kleines gelbes Mauerstück enthalte, das »si bien peint qu'il était, si on le regardait seul, comme une précieuse œuvre d'art chinoise, d'une beauté qui se suffirait à elle-même«. Angewidert von der »sécheresse et de l'inutilité« der anderen Bilder in der Ausstellung, gelangt er schließlich zu Vermeers Meisterwerk: »Ses étourdissements augmentaient; il attachait son regard, comme un enfant à un papillon jaune qu'il veut saisir, au précieux petit pan de mur. 'C'est ainsi que j'aurais dû écrire', disait-il. 'Mes derniers livres sont trop secs, il aurait fallu passer plusieurs couches de couleur, rendre ma phrase en elle-même précieuse, comme ce petit pan de mur jaune.'« Bergotte stirbt in Anbetracht jener Kunst, die seiner eigenen bis über den Tod hinaus überlegen scheint. Die Inspiration und Lebendigkeit, die von der kleinen gelben Wand auf der Leinwand ausgeht, vermag ihn und sein Werk nicht mehr zu retten. Während er alleine vor sich hin spricht, das gemalte Detail in Sprache hinüber zu retten versucht, sinkt er nieder: »Il était mort.« Marcel Proust, *À la recherche du temps perdu III* (*La Prisonnière*). Édition publiée sous la direction de Jean-Yves Tadié. Paris 1988, S. 692 f.

⁴⁴ Leonardo, Das Buch von der Malerei (wie Anm. 42), S. 117.

⁴⁵ Vgl. Anthony R. Stephens, Rilkes »Malte Laurids Brigges«. Strukturanalyse des erzählrischen Bewusstseins. Bern u. a. 1974, S. 124.

ob – wie Heidegger sagt – gar »nicht[s] in die Mauer hineingedichtet [ist], sondern umgekehrt, die Schilderung [...] nur möglich [ist] als Auslegung und Erleuchtung dessen, was in dieser Mauer ›wirklich‹ ist«;⁴⁶ diese Frage nimmt Malte selbst schon vorweg: »Wird man es glauben, daß es solche Häuser giebt? Nein, man wird sagen, ich fälsche. Diesmal ist es Wahrheit, nichts weggelassen, natürlich auch nichts hinzugestan.« Malte wehrt sich sozusagen gegen Leonards Vorwurf, »mancherlei Erfindungen« aus den Mauerflecken gezogen und wieder in die Mauer »hineingedichtet« zu haben. Er beteuert im Gegenteil, er habe »nichts hinzugestan«, denn »woher sollte [er] es nehmen?« Diese Beteuerung räumt allerdings den selbst aufgeworfenen Fälschungsverdacht nicht aus, sondern bewirkt eher das Gegenteil: Die Frage nach der Zutat stellt sich unweigerlich.

Im Zuge der dargelegten Poetologie der Ekphrasis gilt es, Maltes Beteuerung mit der Kunst des Vor-Augen-Stellens⁴⁷ zusammenzudenken. Denn das Ringen um die Glaubwürdigkeit seiner Visionen rekurriert auf jene fälschlichen, aber wahrscheinlichen Ergänzungen, die die klassische Rhetorik mit dieser Kunst verbindet: Die »große Leistung«, Dinge so vor ein »geistige[s] Auge« zu stellen, als »sähe man sie deutlich vor sich«, besteht nach Quintilian letztlich darin, »in Worten ein Gesamtbild der Dinge abzuzeichnen«. Um die Wahrscheinlichkeit einer solchen Beschreibung zu steigern, sei es sogar erlaubt, »fälschlich alles Mögliche dazu[zu]erfinden«.⁴⁸ Die Rhetorik des Vor-Augen-Stellens macht also von einer Lizenz zur Fälschung im Dienste der Wahrheit Gebrauch, deren Evidenz ihr nicht gegeben, sondern herzustellen aufgegeben ist.

Rilke nutzt diese Lizenz bei seiner Bildbeschreibung. Er tut das aber nicht stillschweigend, sondern stellt sie aus, indem er sie für Malte zum Problem werden lässt. Entsprechend rhetorisch geprägt sind dann auch Maltes Eingangs- und Ausgangsbehauptung der bildlichen Evidenz: Auf jeweils eine rhetorische Frage – »Wird man es glauben [...]?« bzw. »Ich

⁴⁶ Martin Heidegger, Die Grundprobleme der Phänomenologie. In: Ders., Gesamtausgabe. Abt. II: Vorlesungen 1923–1944. Bd. 24. Hg. von Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Frankfurt a. M. 1975, S. 246.

⁴⁷ Vgl. dazu Rüdiger Campe, Vor Augen stellen. Über den Rahmen rhetorischer Bildgebung. In: Poststrukturalismus. Hg. von Gerhard Neumann. Stuttgart 1997, S. 208–225.

⁴⁸ »magna virtus res«; »oculis mentis«; »clare atque, ut cerni videantur«; »tota rerum imago quodam modo verbis depingitur«; »licebit etiam falso adfigere«. Marcus Fabius Quintilianus, Institutionis oratoriae/Die Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hg. und übersetzt von Helmut Rahn. Darmstadt 1995, VIII 2, 61–71.

habe doch gesagt [...]?« – folgt jeweils eine »prolepsis«, ein antizipierter Einwand gegen das Evidenzerlebnis, den es im Akt der Überzeugung auszuräumen gilt: »man wird sagen, ich fälsche« bzw. »man wird sagen, ich hätte lange davor gestanden«. Auch die eindringlichen Formulierungen, mit denen Malte seine »Wahrheit« untermauert – »Man weiß, daß ich arm bin. Man weiß es« – bzw. der »Eid«, den er auf das plötzliche Erkennen geben möchte, ziehen in ihrer Mischung aus Pathos und Ethos zwei zentrale Register der Überzeugungskunst.⁴⁹

Dass aber diese Register die eigentliche Ekphrasis einrahmen; dass sie als Trümpfe überhaupt ausgespielt werden und dass ihre verfälschenden Einflüsse auf die Wahrheit (ein altbekannter Vorwurf) ausgerechnet mit rhetorischen Mitteln mühsam ausgeräumt werden müssen; das alles zusammengenommen verdeutlicht nicht nur die prekäre Lage, in der sich die Evidenz der Bilder in der literarischen Moderne befindet.⁵⁰ Vielmehr droht auch der Moment der Inspiration eine seiner zentralen Qualitäten zu verlieren: Wenn etwa für Platon der Dichter »nicht eher in der Lage zu dichten [ist], bevor er in göttliche Begeisterung geraten und von Sinnen ist«,⁵¹ so zeugt Maltes überzeichnete Rhetorik der Evidenz gerade nicht vom begeisterten Aussprechen einer göttlichen Wahrheit im Medium der Poesie, sondern vielmehr von den irdischen Mühen der Verfertigung des Wahrscheinlichen im Medium der Prosa.

VI

Es sollte deutlich geworden sein, dass die Hauswand-Episode nicht nur bildliche Qualitäten aufweist und diese vermutlich Menzels »Haus im Abbruch« entlehnt, sondern dass sie auch das Wissen um die Techniken des Transfers bzw. der textuellen Herstellung solcher Bildlichkeit verhandelt. – Die Rhetorik der Ekphrasis, die Inspiration Leonardos und offenbar »noch vieles [...], wovon man den Ursprung nicht wußte«, sind

⁴⁹ Vgl. Aristoteles, *Rhetorik*. Übersetzt, mit einer Bibliographie, Erläuterungen und einem Nachwort von Franz G. Sieveke. München 1987, I 2, 1356a.

⁵⁰ Wie Sabine Schneider herausgearbeitet hat, liegt die »Verheißung der Bilder« für moderne Dichtung zwar in deren »Evidenz« begründet. Jedoch ist diese für den Literaten »ein künstliches Paradies im Sinne einer herzustellenden Textstrategie [...], nichts jenseitig Gegebenes, das sich von selbst verstünde.« Schneider, Verheißung der Bilder (wie Anm. 4), S. 50.

⁵¹ Platon, Ion. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Hellmut Flashar. Stuttgart 1988, 534b.

darin enthalten. Mit der Aneignung dieser halb tradierten, halb vergessenen Bestände aktualisiert Rilke jene Speicherfunktion, die dem Motiv selbst durch die Simonides-Legende anhaftet. Diese Legende begründet bekanntlich eine räumlich konzipierte Gedächtniskunst anhand der Katastrophe eines eingestürzten Hauses: Das Haus des Skopas bricht bei einer Siegesfeier des egozentrischen Gastgebers zusammen und begräbt ihn und seine Gäste. Die tödlich Verunglückten sind infolgedessen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Lyriker Simonides von Keos aber, der Gott sei Dank kurz außer Haus war, kann durch die Zuordnung von »locis« und »imagines« die Sitzordnung rekonstruieren, die Leichen identifizieren und so ein Totengedenken ermöglichen.⁵²

Dass die »Aufzeichnungen« ganz grundsätzlich an einer »ars memoriae« der Moderne mitschreiben, bedarf kaum einer Erläuterung. Wie intensiv sie das tun und wie gründlich Rilke sich dabei mit den antiken Fundamenten auseinandersetzt, mag aber doch überraschen. Rilkes Arbeit an der Erinnerungskunst setzt prominent in der 15. Aufzeichnung ein:

So wie ich es [Urnekloster] in meiner kindlich gearbeiteten Erinnerung wiederfinde, ist es kein Gebäude; es ist ganz aufgeteilt in mir; da ein Raum, dort ein Raum und hier ein Stück Gang, das diese beiden Räume nicht verbindet, sondern für sich, als Fragment, aufbewahrt ist. In dieser Weise ist alles in mir verstreut, – die Zimmer, die Treppen [...]: – alles das ist noch in mir und wird nie aufhören, in mir zu sein. Es ist, als wäre das Bild dieses Hauses aus unendlicher Höhe in mich hineingestürzt und auf meinem Grunde zerschlagen.⁵³

Das eingestürzte und in Malte hineingestürzte »Bild dieses Hauses«, das dadurch ebenso zu Hause in ihm ist wie das Abbruchhaus drei Aufzeichnungen später, zitiert nicht nur offenkundig den soeben skizzierten Topos der Memoria. Zugleich sind dabei auch die von Quintilian gezogenen mnemotechnischen Konsequenzen präsent: »So wählen sie denn Örtlichkeiten aus, die möglichst geräumig und recht abwechslungsreich

⁵² Vgl. Wolfgang Neuber, Art. »Memoria«. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gert Ueding. Bd. 5. Tübingen 2001, Sp. 1037–1078, hier Sp. 1045. Zur entstellenden Katastrophe der Legende vgl. Anselm Haverkamp, Auswendigkeit. Das Gedächtnis der Rhetorik. In: Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik. Hg. von Ders. und Renate Lachmann. Frankfurt a. M. 1991, S. 25–52, hier S. 26 f.

⁵³ Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (wie Anm. 3), S. 470 f. Möglicherweise wird hier auch auf Augustinus' »abyssus conscientiae«, den Abgrund des Bewusstseins am Anfang des zehnten Buches der »Confessiones«, angespielt.

und einprägsam ausgestattet sind, etwa ein großes Haus, das in viele Räume zerfällt.«⁵⁴ Urnekloster, das »merkwürdige Haus«,⁵⁵ stellt diesen quintilianschen Gedächtnisraum scheinbar idealtypisch vor. Und doch: Maltes Erinnerungen sind zerfallen, seine ›imagines‹ unterliegen einer Art Bildersturz. Diese Form des fragmentarischen Gedächtnisses greift auf das erinnerte Haus, greift auf den Mnemotopos selbst aus. Die Erinnerungen sind zwar verortet, aber gerade nicht wie bei Quintilian »durch eine Art Riemen verbunden«,⁵⁶ denn die Verbindungen zerfallen zu eigenem Stückwerk (»ein Stück Gang«). Maltes Erinnerungen sind von Zerstörung, von Dislozierung und vom Verschwinden, sind letztlich vom Vergessen bedroht, wie nicht nur die »zerschlagene« Erinnerung an das ›Haus Brahe‹, sondern etwa auch dessen lückenhafte Ahngalerie⁵⁷ und die Diaspora der Familienmitglieder selbst zeigen.

Dadurch erteilt Rilke indirekt der Idee des kohärenzstiftenden Erzählens aus dem Gedächtnis eine Absage. Er liefert statt dem rekonstruierten Verfall eines ›ganzen Hauses‹ das fragmentierte »Bild dieses Hauses«,⁵⁸ an die Stelle des Romans tritt eine lose Folge von Aufzeichnungen; statt einer Handlung zu folgen, springt der Leser von Momentaufnahme zu Momentaufnahme usw. – Diese Form der erzählten Erinnerung arbeitet damit einerseits einem Bildgedächtnis in doppelter Hinsicht zu: Sie konzentriert sich auf Einzelpräparate prägnanter Momente und sie tut das – wie gesehen – in Referenz auf das genuine Medium dieser Momente.⁵⁹ Das aber geschieht andererseits im Wissen um die zunehmende Gefährdung dieses (häuslichen) Gedächtnisses; eine Gefährdung, die Maltes ganze Existenz in Frage stellt: »Was für ein Leben ist das eigentlich: ohne

⁵⁴ »[L]oca diligunt quam maxime spatiosa, multa varietate signata, domum forte magnum et in multos diductam recessus.« Quintilianus, Ausbildung des Redners (wie Anm. 48), XI 2, 18.

⁵⁵ Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (wie Anm. 3), S. 470.

⁵⁶ »[...] fiunt Singula conexa quodam corio.« Quintilianus, Ausbildung des Redners (wie Anm. 48), XI 2, 20.

⁵⁷ Vgl. Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (wie Anm. 3), S. 533–537.

⁵⁸ Dabei dürfte nicht nur Thomas Manns Roman »Buddenbrooks«, sondern auch Wilhelm Heinrich Riehls nostalgischer Abgesang auf das von ihm konstruierte Ideal des ganzen Hauses eine Referenz sein.

⁵⁹ Zum Begriff des Bildgedächtnisses und zur Rolle der Prägnanz für dieses Gedächtnis vgl. Aleida Assmann, Das Bildgedächtnis der Kunst – seine Medien und Institutionen. In: Bild, Medien, Wissen. Visuelle Kompetenz im Medienzeitalter. Hg. von Hans-Dieter Huber, Bettina Lockemann und Michael Scheibel. München 2002, S. 209–222, hier S. 209.

Haus, ohne ererbte Dinge, ohne Hunde. Hätte man doch wenigstens seine Erinnerungen. Aber wer hat die?«⁶⁰

Mit der Ekphrasis des Abbruchhauses, dessen Wände »am unvergeßlichsten« sind, reichert Rilke das Bildgedächtnis der »Aufzeichnungen« an, und zwar erneut unter Einschluss der Gefährdung. Denn die Gedächtniskunst im Geiste Simonides' wird schon in der Antike auf eine stabile urbane Raumordnung hin konzeptualisiert,⁶¹ wohingegen das Motiv des Abbruchhauses, wie bei Menzel, die hochfrequente Umstrukturierung moderner Großstädte betont, also gerade auf die Auflösung dieser Ordnung verweist. Das »zähe Leben«, das sich nicht »hatte [...] zertreten lassen« – sei es in Menzels Bild, sei es in Rilkes Bildbeschreibung fixiert –, stellt dem das resistente Konzentrat einer räumlich konservierten Erinnerung entgegen, die aller Zerstörung zum Trotz »kein Wind noch zerstreut hatte.«

Im Unterschied zu vielen anderen Erinnerungsaufzeichnungen fungiert Malte in der Hauswand-Episode nicht nur als Medium einer mehr oder weniger geisterhaften Wiederkehr des Vergangenen. Vielmehr wird der Moment des Memorierens selbst in den Blick genommen. Rilke verschränkt mit der Einkehr der Hauswand in ihren Betrachter – unter Rekurs auf einen der zentralen Memorialtopoi – den prägnanten Moment eines Bildes mit dem Eindruck, den es in Maltes Gedächtnis hinterlässt. Der Schockeffekt, »das Schreckliche« und »Widerliche« daran, gehört genauso zur Schule der Erinnerung⁶² wie der Primat des Sehvorgangs,⁶³ den Rilke im Kontrast zu den Schreien des blinden Blumenkohlhändlers gewinnt. Neben dem, was Malte »aus den Büchern« abgeschrieben »ganz nahe« kommt, gehen so auch die »imaginēs« des Großstadtlebens »ohne weiteres in [ihn] ein.« Die Erinnerungskunst der 18. Aufzeichnung changiert letztlich zwischen (eingebildeter) Aneignung und (mimetischer) Aufzeichnung: Dem, wovon man den »Ursprung nicht wusste«, und dem, was am Ende »wie Eigenes« erscheint, gewährt Rilke Einlass in den Resonanzraum seines erschriebenen Gedächtnisses. Denn so, reflektiert Malte, »habe ich es länger, als wenn ich es lese, und

⁶⁰ Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (wie Anm. 3), S. 464 f.

⁶¹ Vgl. Art. ›Memoria‹ (wie Anm. 52), Sp. 1040.

⁶² Vgl. ebd., Sp. 1045, und Haverkamp, Auswendigkeit (wie Anm. 52), S. 28.

⁶³ Cicero ordnet das, was durch das Ohr memoriert werden kann, der bildlichen Prägnanz unter. Vgl. Assmann, Das Bildgedächtnis der Kunst (wie Anm. 59), S. 210 f.

jedes Wort dauert und hat Zeit zu verhallen.« Dieser Resonanzraum ist letztlich die Aufzeichnungsfigur Malte Laurids Brigge selbst: »es ist zu Hause in mir.«

Insofern also das zerstörte Haus zu den bildlichen »Energiekonserven« (Warburg) antiker Memoria zählt, verhandelt Rilke damit zugleich die kulturell akkumulierten Grundlagen der Konstitution dieses Resonanzraums; und damit letztlich eine zentrale Bedingung der eigenen Textproduktion: Er unterzieht den rhetorischen und bildlichen Bestand des Memorierens anhand des Abbruch-Sujets einer Revision und setzt dessen »zähes Leben« in der engetischen Figuration der Wandverwandlung frei. Das Nachleben dieser freigesetzten Kräfte formt, so erinnert sich Rilke 1924 an sein damaliges »Bedürfnis«, die »Gestalt« der »Aufzeichnungen« selbst: Als Abbildung und Einbildung, die »Vergangenes und noch nicht Entstandenes einfach als Gegenwärtigkeit letzten Grades« andeuten.⁶⁴

⁶⁴ Rainer Maria Rilke, Briefe in zwei Bänden. Hg. von Horst Nalewski. Frankfurt a.M. 1991, S. 334. Wir danken Teja Bach, Ethel Matala de Mazza und Inka Mülder-Bach ganz herzlich für ihre Hinweise und Denkanstöße.

Abbildungen



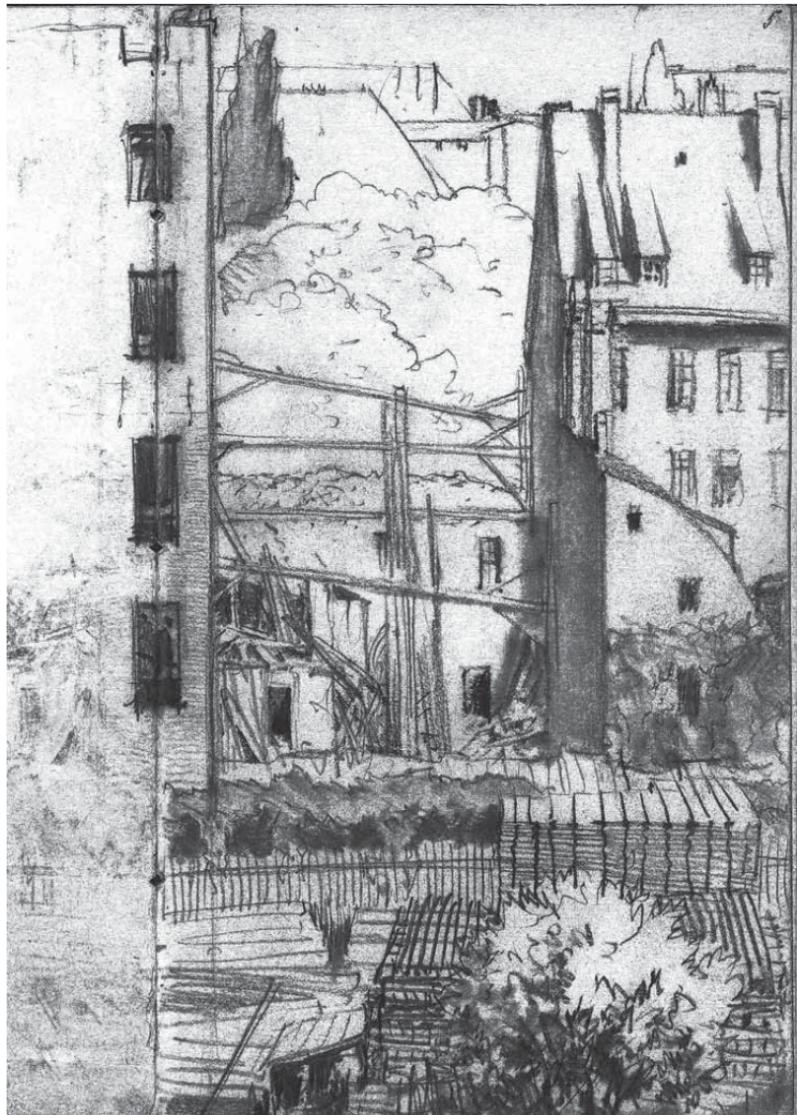
© Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin

Abb. 1: Adolph von Menzel: »Haus im Abbruch« (undat.) – 21,4 x 18,4 cm, Aquarell- und Deckfarben – Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin: KdZ 28752 (SZ Menzel Kat.1017)

© Stiftung Museum Kunstpalast – Horst Kolberg – ARTOTHEK

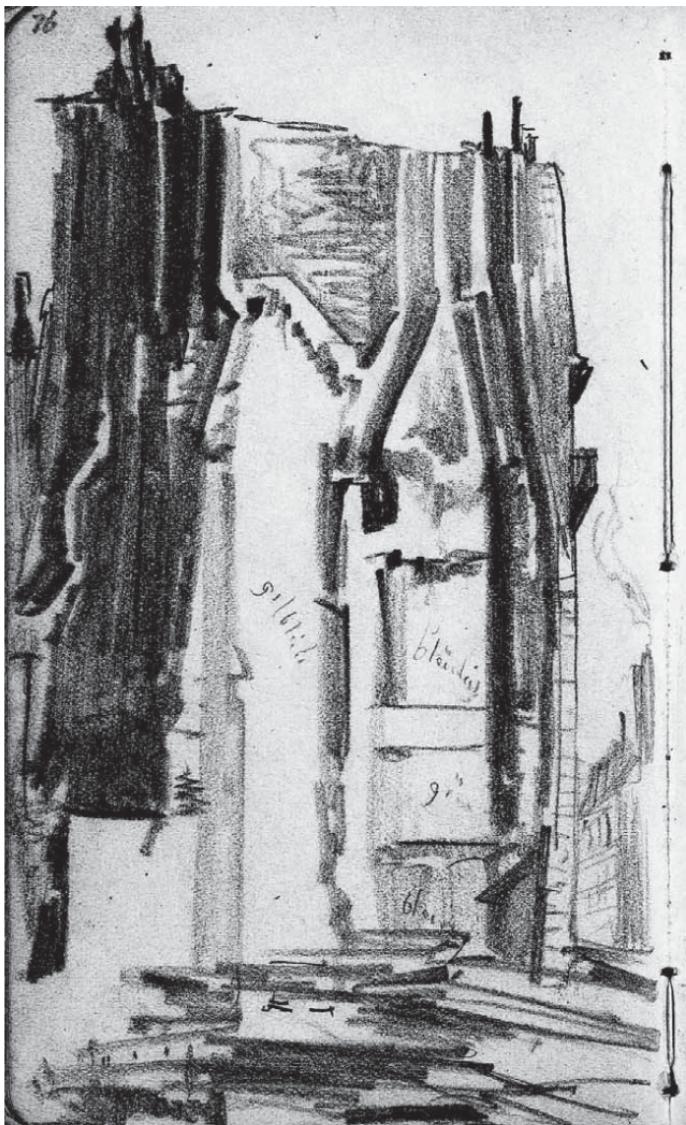
Abb. 2: Adolph von Menzel: »Pariser Wochentag« (1869) – 48,4 x 69,5 cm, Öl auf Leinwand – Düsseldorf, Stiftung Museum Kunstpalast





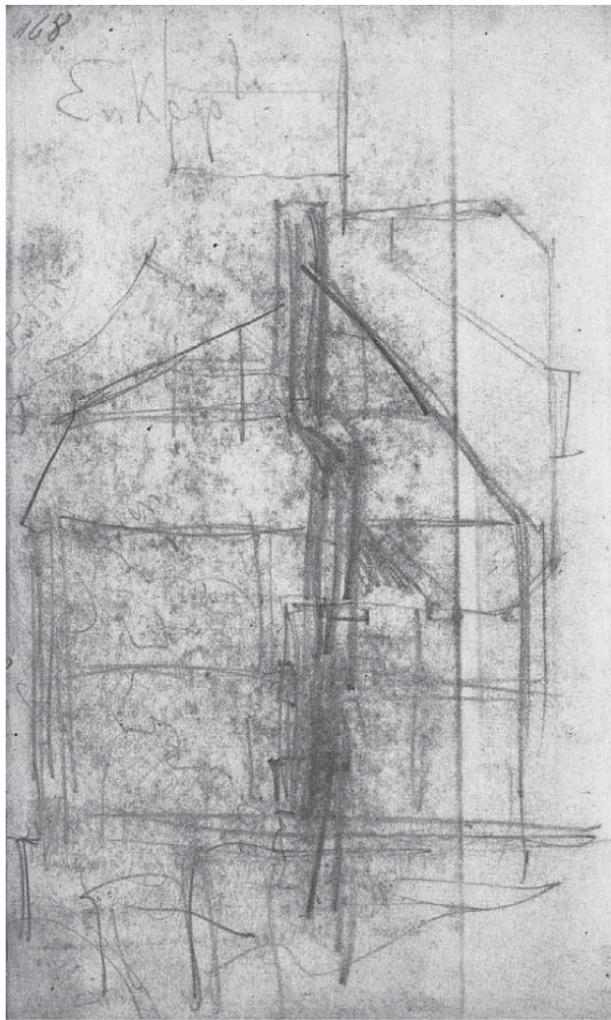
© Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin

Abb. 3: Adolph von Menzel: »Blick aus Menzels Schlafzimmer in der Ritterstraße, im Vordergrund Holzlagerplatz« (1864) – 20,3 x 11,5 cm, Bleistift auf Papier – Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin (SZ Menzel Skb. 10, S. 4/5)



© Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin

Abb. 4: Adolph von Menzel: »Haus im Abbruch« (1868) – 15,0 x 8,5 cm, Bleistift auf Papier – Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin (SZ Menzel Skb. 31, S. 76/77)



© Kupferstichkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin

Abb. 5: Adolph von Menzel: »Hauswand« (1863/64) – 13,7 x 8,3 cm, Bleistift auf Papier – Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin (SZ Menzel Skb. 25, S. 168)

Mitteilungen

Zum Tode von Ewald Rösch

Für die Hofmannsthal-Forschung und die Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft hat sich Ewald Rösch unvergessliche Verdienste erworben. Der Trierer Germanist gehörte auch deshalb zu den großen Hofmannsthal-Forschern, weil er nicht ausschließlich sein Interesse auf das Werk des Wiener Autors lenkte, sondern umfassende Bereiche der gesamten neueren deutschen Literatur in den Blick genommen hat – freilich mit Schwerpunkten etwa bei Goethe, Kafka und der Literatur der Wende zum 20. Jahrhundert. Auf diese Weise werden Ewald Röschs Erwägungen zu Hofmannsthals Schaffen stets ungemein kenntnisreich und gewinnbringend kontextualisiert und perspektiviert. Und so bietet Ewald Rösch ein schönes Beispiel dafür, wie fruchtbare Spezialistenforschung zu sein vermag, die nicht ausgrenzt und keine sinnstiftenden Bezüge übersieht.

Für Ewald Rösch hatte sich durch die intensive und umfassende Auseinandersetzung mit Hofmannsthals Komödien im Zuge seiner Dissertation eine bis zu seinem Tode anhaltende tiefe Zuneigung und wissenschaftlich fundierte Nähe zum Schaffen von Hofmannsthal entwickelt, und dies führte zu einem intensiven Einsatz für dessen Werk. In der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft nahm Ewald Rösch dafür ein geeignetes Forum und eine ähnlich engagierte Gemeinschaft wahr, die er als Referent und – besonders nachhaltig und wirksam – als Stellvertretender Vorsitzender nach Kräften unterstützte. Das Amt des Stellvertretenden Vorsitzenden hatte er 15 Jahre von 1974 bis zu seinem Ausscheiden aus dem Vorstand 1989 mit Lust und Leidenschaft inne. Und auch noch danach sah man ihn, zumeist engagiert an Diskussionen teilnehmend, bei den großen Internationalen Tagungen unserer Gesellschaft. Noch 2005 konnte man ihn in Dresden erleben, wie er immer war: intellektuell angespannt, streng und kritisch im Hinblick auf die Sache und voller Wohlwollen, ja Herzenswärme für das menschliche Gegenüber. Nach schwerer Krankheit ist Ewald Rösch am 24. September 2013 verstorben.

Leider begegnet man diesem Typ des Wissenschaftlers immer seltener, und man muss es tief bedauern, dass durch seinen Tod eine derartig ausgezeichnete Präsenz im zuweilen allzu unpersönlich und geschäftsmäßig gewordenen Wissenschaftsbetrieb als prägendes Gegengewicht verloren gegangen ist.

Ewald Rösch wurde am 28. Oktober 1933 in Damnau bei Marienbad in Böhmen geboren. Nach einem exzellenten Abitur 1953 wurde er als Stipendiat in die Studienstiftung des deutschen Volkes aufgenommen und immatrikulierte sich an der Universität Frankfurt a. M. zum Studium der Fächer Germanistik, Anglistik und Philosophie. Nachdem er seine Studien außerdem in Freiburg und an der Universität Hull in England fortgesetzt hatte, schloss er sie im Sommersemester 1960 mit der Promotion ab. Seine mit »summa cum laude« bewertete Dissertation »Komödien Hofmannsthals. Die Entfaltung ihrer Sinnstruktur aus dem Thema der Daseinsstufen« wurde mit dem Walter-Kolb-Gedächtnispreis der Stadt Frankfurt ausgezeichnet. Im August 1960 wurde Ewald Rösch Wissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Institut der Universität Marburg, zunächst in der Älteren deutschen Philologie bei Werner Schröder, ab Sommer 1961 in der Abteilung für Neuere deutsche Literatur bei Josef Kunz. Im März 1971 wurde er an die neu gegründete Universität Trier-Kaiserslautern versetzt und dort zum Akademischen Rat, bald darauf zum Akademischen Oberrat ernannt. Er hat die Aufbauphase des Faches an der Universität Trier beinahe von den Anfängen an miterlebt und mitgetragen, und er hat bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 1997 das Lehrprogramm mit einer großen Zahl von Seminaren, im Haupt- wie im Grundstudium, bereichert. Der akademische Lehrer Ewald Rösch – das bestätigen viele seiner Schüler – hat es in seinen Veranstaltungen vorbildlich verstanden, Begeisterung bei den Studierenden auch dadurch zu wecken, dass er an den komplexen Gebilden der Dichtung mehr aufzuschließen und zu zeigen wusste, als sich die Schulweisheit träumen lässt. Zugleich vermochte er in seiner Lehre genau das konsequent zu realisieren, was er von Anfang an in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit intendiert hatte, nämlich Exerzitien in strenger literaturwissenschaftlicher Methodik auszuüben. Dies hatte er bereits als Wegweisung in der Einleitung seiner Dissertation programmatisch und beinahe apodiktisch vorgegeben:

Das eigentliche Geschäft der Literaturwissenschaft ist Interpretation. Wie dies zu betreiben sei, das ist ihr methodisches Problem, an dem sich die Frage ihrer Wissenschaftlichkeit entscheidet. Wissenschaft ist methodisch von einem Gesichtspunkt bestimmt und erblickt doch von da aus ihr Objekt umfassend. Nun ist aber das Objekt der Literaturwissenschaft das dichterische Kunstwerk. Dieses Objekt ist in seinen unendlich reichen Bezügen gewissermaßen endlos. Es ist aber zugleich eine Ganzheit, denn eines der entscheidenden Merkmale, die das Kunstwerk über die Inkonsistenz und mögliche Irrelevanz des alltäglich Erlebten hinausheben und seinen eigentümlichen ontologischen Status begründen, besteht offenbar darin, daß in seiner Wirklichkeit alle konstituierenden Teilmomente in einer wie auch immer gearteten Sinnbezogenheit [...] geeint sind.

Diese Worte, 1963 publiziert, lagen weder damals im Trend noch tun sie es heute. Sich irgendeinem Trend anzuschließen, war nun gerade niemals die Sache eines Ewald Rösch. Er hat, wie jeder, der lang genug lebt, die Moden kommen und gehen gesehen und durfte zu seiner Genugtuung erleben, dass seine methodischen Grundsätze demgegenüber kaum etwas an Aktualität eingebüßt haben und allerdings auch niemals zur bahnbrechenden Avantgarde wurden. Zudem hat er unbeirrt am Prinzip festgehalten, dass das Objekt der Literaturwissenschaft das dichterische Kunstwerk sei. Und deshalb sagen nicht nur die Methoden, sondern auch die Art und Weise, wie sich ein Wissenschaftler mit der Größe und der Komplexität herausragender dichterischer Schöpfungen auseinandersetzt, immer etwas über das Profil und die Voraussetzungen dessen aus, der sich mit diesen hochkarätigen künstlerischen Herausforderungen auseinandersetzt.

Zu den Interessen schwerpunkten von Ewald Rösch zählen aus der Aufklärung und der klassisch-romantischen Zeit Lessing, Kleist und besonders der späte Goethe, aus dem Fin de Siècle und der Periode danach haben ihn nachhaltig, neben Hofmannsthal und Kafka, Schnitzler und Musil beschäftigt, und im Bereich der Allgemeinen Literaturwissenschaft hat er sich nachhaltig mit erzähltheoretischen Problemen und Gattungsfragen sowie mit Utopie und Utopiekritik auseinandergesetzt. Die Publikationen von Ewald Rösch sind aus seinem umfassenden Wissen und seinem gelehrt Zugang zu den großen Kunstwerken hervorgegangen und zeugen alle von einem wahrhaft minutiösen Studium des Forschungsgegenstandes wie der jeweiligen Forschungsgeschichte.

Ebenso wie ums Ganze geht es ihm um das Detail und dessen genauen Ort. Seine Arbeiten strahlen einen geduldigen Atem aus, und sie beginnen stets mit sorgfältigen Zurüstungen, die auch um eine kommunikative Bindung zum Leser bemüht sind – und zu all dem passt vorzüglich, dass er sich als Abschiedsgeschenk von seinen germanistischen Kolleginnen und Kollegen in Trier eine Präzisionslupe gewünscht hatte. Sein bohrend-bedächtiger Blick auf die von ihm behandelten Texte führte wie von selbst dazu, dass er, alles andere als ein Schnell- und Vielschreiber, seine Früchte hat langsam reifen lassen, und diese Früchte sind im wahrsten Sinne etwas Erlesenes und von besonderer Güte. Bereits seine Dissertation über Hofmannsthals Komödien hat in der Forschung Fu-rore gemacht. Er hat nach erfolgter Promotion zunächst längere Zeit an ihrer Buchausgabe gearbeitet, als diese dann aber 1963 erschien, war sie innerhalb eines Jahres vergriffen. Wiederum nach längerer Vorarbeit kam 1968 die zweite Auflage heraus, 1975 sogar eine dritte – ein Erfolg, dessen sich die wenigsten Dissertationen rühmen können. Und dies deshalb ganz zu Recht, denn in dem Buch, inzwischen ein Standardwerk, wird ein hoher Anspruch auf ideale Weise eingelöst. Von einer Sinnmitte her, dem Übergang der von Hofmannsthal als »Präexistenz« und »Existenz« gekennzeichneten Daseinsstufen, werden die einzelnen Komödien nicht nur in ihrem Werkcharakter, sondern auch als integrative Teile des Gesamtœuvres interpretiert. Das Buch handelt also eigentlich vom ganzen Hofmannsthal, aus der Perspektive eines Teilespektes, so wie es bei den Komödien jeweils das Ganze des Werkes ist, das in den Blick kommt, auch wenn die Texte von einem bestimmten Gesichtspunkt aus betrachtet werden. Nicht anders als nach diesem Prinzip ist Ewald Rösch auch bei allen seinen späteren Arbeiten verfahren. Ob er ein einzelnes Gedicht interpretiert wie Goethes »Selige Sehnsucht« aus dem »Divan« (1970), ob eine einzelne Erzählung wie Kafkas »Landarzt« (1973), ob ein einzelnes Drama wie Kleists Lustspiel »Der zerbrochne Krug« (1974), ob zwei Lustspiele (1991) oder aber eine knappe Gesamtdarstellung Hofmannsthals (1996) und eine Fülle von ungemein dichten Lexikonartikeln zumeist über Kafka, die eigentlich verhinderte Aufsätze oder gar Bücher sind – stets wird das Einzelne vor einem weiten Horizont gesehen, werden Kontexte, auch solche geschichtlicher Art, sichtbar gemacht, die eine stupende Belesenheit und ein immenses Wissen verraten.

ten. Und diese Auffächerung in eine Vielzahl von Details und Bezügen wird zusammengehalten und integriert von einem Darstellungsstil, der an gedanklicher Strukturiertheit und sprachlicher Klarheit seinesgleichen sucht und dem Leser wie dem Hörer geradezu suggestiv eingeht. Auf diesem Niveau konnte er noch 1999 Kafkas »Verwandlung« und 2006 »Ein Hungerkünstler« mit ungemein aufschlussreichen Kommentaren herausgeben. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, seine große Arbeit über Goethes Spätwerk abzuschließen – es blieb bei umfangreichen Vorarbeiten und weit gediehener Ausführung. Unverloren freilich bleiben seine nicht selten maßstäblichen Erörterungen, zumal diejenigen über Hofmannsthal.

Lothar Pikulik und Günter Schnitzler

Hofmannsthals »Turm«-Dramen
Politik, Wissen und Kunst in der Zwischenkriegszeit
Internationale Tagung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft
Universität Basel – 4. bis 6. September 2014

Die 18. Internationale Tagung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft setzte sich mit »Hofmannsthals ›Turm‹-Dramen. Politik, Wissen und Kunst in der Zwischenkriegszeit« auseinander. Veranstaltet wurde die Tagung in Kooperation mit den Universitäten Basel und Zürich und fand am Deutschen und Englischen Seminar der Basler Universität statt. Sie wurde finanziell unterstützt von der Universität Zürich sowie von der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft und der Max Geldner-Stiftung in Basel. Obgleich Hofmannsthal nach 1918 sein Drama »Der Turm« als wichtigste und zugleich schwierigste Aufgabe erachtete, stehen Regisseure, Publikum und Wissenschaftler den drei unterschiedlichen Fassungen, die zwischen 1925 und 1927 vorgelegt wurden, bis heute reserviert gegenüber. Ziel der Tagung war, die Vielfalt der im Text behandelten Themen und Problemstellungen im Kontext der Zwischenkriegszeit in den Blick zu nehmen. Dazu gehörte die Auseinandersetzung mit den Formen und der Legitimität politischer Herrschaft; mit dem Wissen der Zeit um Führungsdiskurse, Kulturprogrammatik, Ökonomie und Rechtsphilosophie; und die Frage nach der künstlerischen Ausdrucksform des Trauerspiels.

In ihrem Eröffnungsvortrag ging Sabine Schneider (Zürich) auf den Umgang der Forschung mit den eher unbeliebten »Turm«-Dramen ein und betonte Hofmannsthals Ringen um die formale Bewältigung drängender Fragen, sei es zu Gesellschaftspolitik, Psychologie, Historie oder Anthropologie. Schneider zeigte Verbindungen zu anderen Werken wie dem »Schwierigen« auf. Während sich die Forschung der letzten Jahre ideologiekritisch mit dem »Turm« auseinandergesetzt habe, benannte Schneider Untersuchungen im Sinne einer Poetik des Politischen noch als Desiderat, wobei die Rolle der Figuren und Fassungen beachtet und wissenspoetologische Fragestellungen zu berücksichtigen seien. Als Ziel der Tagung sah sie außer der zentralen Frage nach dem politischen Imaginären die Behandlung von Themenfeldern wie Psychologie, Biopolitik,

ferner Gattungsaspekte und mögliche Funktionen der Kunst in der Zwischenkriegszeit.

Mit der Frage nach politischen Formen der Herrschaft für den Geist befasste sich Stefan Breuer (Hamburg) in seinem Vortrag »Peripetien der Herrschaft. Hugo von Hofmannsthal, ›Der Turm‹ und Max Weber«. Im Lichte der Herrschaftssoziologie Max Webers lässt »Der Turm« ein breites Spektrum von Herrschaftsverhältnissen erkennen, die Breuer anhand von einzelnen Dramenfiguren identifizierte. Basilius und die Woiwoden repräsentieren Breuer zufolge das Doppelreich traditionaler Herrschaft, das durch die Spannung zwischen reinem und ständischem Patrimonialismus bestimmt sei. Basilius verfüge darüber hinaus – wie sein Sohn Sigismund – über Erbcharisma, außerdem – wie Julian – über Amtscharisma. Als gewählte Herrscher stünden Sigismund und der Kinderkönig nicht für das genuine Charisma, sondern für die »herrschaftsfremde Umdeutung des Charisma«. Olivier schließlich könne in der Bühnenfassung am ehesten der nichtlegitimen Herrschaft zugerechnet werden: in diesem Fall einer Variante, bei der das Verhältnis zwischen »Geheimherrschaft« und öffentlicher Herrschaftsausübung eine Achsendrehung erfahren hat. Darin liegt, wie Breuer zeigen konnte, die besondere Aktualität der Bühnenfassung.

Alexander Honold (Basel) ging in seinem Vortrag »Der Turm und der Krieg« von Calderóns Drama vom gefangenen Königsohn aus. Hofmannsthal habe das Drama bei der Bearbeitung zur ersten Fassung des »Turms« mit einer unspezifischen, aber bedrängenden Kriegssituation grundiert. Sowohl im Verhältnis der Figuren untereinander wie auch in der Sprache sei elementare Gewalt am Werk, seien alle sozialen Verhältnisse durch Kriegswirren auf den Kopf gestellt. Das vom Arzt mehrfach aufgerufene Vergil-Zitat von den bewegten Kräften der Unterwelt sei eine Leitidee der im Drama virulenten Deutung des Krieges als einer Entfesselung atavistischer Mächte. Am Ausgangspunkt des enormen Produktivitätsschubes, der ab 1917 zu einer Reihe von weitergeführten und fertiggestellten Projekten Hofmannsthals führte, stünde die Enttäuschung und grundlegende Revision in Hofmannsthals ideologischer Kriegsbeteiligung. Gegenüber Hermann Bahr skizzierte der Schriftsteller seine Situation als diejenige eines kreativen Rückstaus, in dem nun ebenfalls (und auf eine der Dramaturgie des »Turms« analoge Weise) die ›unteren Mächte‹ freigesetzt werden sollten.

In ihrem Vortrag »Hofmannsthal, Benjamin und die Wiederkehr des Barock in den 1920er-Jahren« befasste sich Nicola Gess (Basel) zunächst mit der Figur Julians als einer zu Unrecht in der Forschung bislang kaum behandelten und als Mittler zwischen Geist und Tat darüber hinaus noch stereotyp verstandenen Figur. Gess setzte den gängigen Auffassungen mit Bezug auf Walter Benjamins Trauerspielbuch ihre Interpretation als Typus des intriganten Höflings entgegen, dessen »schwindelnde Antithetik« sich in Julians unauflösbarer Ambivalenzen wiederfinde. Zudem erarbeitete Gess Benjamins und Max Reinhardts Einfluss auf die dritte Fassung des »Turm«, wobei sie sich detailliert auf die Begriffe des Rhythmus, des Takts und des Uhrwerks stützen konnte, welche sowohl aus dem Höfling-Kapitel des Trauerspielbuchs wie aus der Beschäftigung Hofmannsthals mit Reinhardt gewonnen wurden.

Roland Borgards (Würzburg) eröffnete seinen Vortrag »wo ist dem Tier sein End?« Zum Zusammenhang von politischer Theorie, Metapherntheorie und Tiertheorie in Hofmannsthals ›Turm‹ mit einer beeindruckenden Auflistung aller im Drama vorkommenden Tiernamen. Der Vortrag ging von der Beobachtung aus, dass es in Hofmannsthals »Turm«-Projekt nicht nur viele Metaphern gibt, sondern auch eine implizite Metapherntheorie, insbesondere eine Unterscheidung zwischen Substitutionsmetaphern (mit geringem poetischen Wert) und materiellen Metaphern (mit hohem poetischen Wert). Tier-Metaphern wiederum verwiesen im »Turm« nicht nur auf bestimmte politische Herrschaftsformen, sondern fundamentaler auf die Handlung des Unterscheidens zwischen Mensch und Tier als Grundgeste des Politischen. In der Frage nach dem Verhältnis zwischen Mensch und Tier liege für Hofmannsthal zugleich die Frage nach dem Wesen der Dichtung. Auf diese Weise seien das Politische und das Poetische in den materiellen Tier-Metaphern des »Turm«-Projekts miteinander verbunden.

Der Vortrag von Hans-Thies Lehmann (Frankfurt a. M.) »Der Turm als Tragödie auf dem Theater« wollte zeigen, inwiefern die »Kinderkönig-Fassung« des Stücks gerade durch ihre im Sinne der dramaturgischen Logik problematische Form gegenüber der Bühnenfassung Vorzüge aufweist. Sie lasse die Spannung zwischen der Tragödie der Gesellschaft und utopischem Hoffnungsbild unaufgelöst. Die Bühnenfassung opfere die Ausstellung der bis ins Opernhafte getriebenen irreale anmutenden

Theatralität zugunsten einer im Sinne der dramatischen Spannung und Wirksamkeit »normalisierten« Form. Während die erste Fassung auf der Grenze zwischen dramatischer und postdramatischer Ästhetik angesiedelt sei, kehre die Bühnenfassung zu einer traditionelleren dramatischen Gestalt zurück. Es wurde in diesem Zusammenhang auch Walter Benjamins geschichtsphilosophische Verortung der Tragödie in der Antike mit einem Fragezeichen versehen und »Der Turm« als Tragödie am Rande ihrer im engeren Sinne »dramatischen« Gestalt gesehen. Der Vortrag verstand sich als Plädoyer für eine Wiederentdeckung der früheren »Turm«-Fassung durch das Theater der Gegenwart.

Roland Innerhofer (Wien) trug zum Thema »Der Turm« im Kontext der zeitgenössischen österreichischen Dramatik vor. Hofmannsthals »Turm«, so Innerhofer, sei ebenso wie die österreichische Dramatik der 1920er- und 30er-Jahre nur auf der Folie der politischen Situation in der Ersten Republik, die sich in mehrfacher Hinsicht von der Weimarer Republik unterscheide, adäquat zu verstehen. Insbesondere Hofmannsthals Auseinandersetzung mit dem Problem der politischen Führung wurde im Vergleich mit zeitgenössischen Stücken von Karl Schönherr, Franz Werfel, Arnolt Bronnen, Hans Kaltneker, Max Mell oder Friedrich Schreyvogl schärfer konturiert. Vor dem katholischen Hintergrund, der vielen dieser Dramen eigne, seien die Auftritte neuer Führergestalten ebenso wie die Restitution von Autorität und staatlicher Ordnung an sichtbare Symbole, Gesten und Rituale: an Theatralität geknüpft. Hofmannsthals spätes Drama hebe sich von den Werken seiner konservativen Mitstreiter ab, indem es die Funktionsweise solcher Figuren und Vorgänge kritisch reflektiere und auf der Aporie neuer Führungsformen beharre.

Mit der Frage, wie über Hofmannsthals Trauerspiel »Der Turm« zu sprechen sei, befasste sich Christoph König (Osnabrück), der seinen Vortragstitel »Kulturdichtung. Zur Modernität der ‚Turm‘-Dramen in poetischer und wissenschaftshistorischer Sicht« in dieser Absicht konkretisierte. König zielte auf die Bedingungen guter Forschung im Allgemeinen und die besonderen Anforderungen, die Hofmannsthals Werke stellten und die in der Geschichte der Hofmannsthal-Forschung bis heute gern unerkannt blieben. Die Werke, so König, seien nur in einem Bewusstsein für die normative Idee der Philologie zugänglich, die sich in

der insistierenden Praxis zeige und die gegen die Gravitation von Disziplin, Theorie und Werturteilen sich reflexiv behauptete. Dazu gehöre die (heute zu wenig beachtete) Übung, die Forschung zu kennen, zu nennen und zu diskutieren. Maßstab sei die Autoreflexion der Werke, und bei Hofmannsthal erweise sich diese Autoreflexion in hoher und durchweg widersprüchlicher Komplexität. König sprach von einem »System Hofmannsthal«, das der Vortrag in der Auswirkung auf den »Turm« zeige. Nur in Bezug auf Hofmannsthals Skepsis, die sich in diesem »System« ausdrücke, könne eine Lektüre erfolgreich sein: Sie dürfe nicht von außen kommen, sei es von einer Theorie oder einer einzelnen Tradition oder einer bestimmten politischen Absicht, sondern erweise sich in der philologischen Kritik der von Hofmannsthal erkannten gedanklichen Probleme des »Turm«.

Ulrich Fröschele (Dresden) trug zum Thema »Wohin führst du mich?« Hofmannsthals ›Turm‹ und der Führungsdiskurs in der Zwischenkriegszeit vor. Neben den Kategorien der ›Herrschaft‹, ›Macht‹ und ›Autorität‹ ließ sich Fröschele zufolge auch die der ›Führung‹ heuristisch auf Hofmannsthals ›Turm‹ in Anschlag bringen. Mit den typologischen Figurationen in seinem Trauerspiel habe Hofmannsthal an einer spezifischen Reordeordnung über ›Führung‹ partizipiert, die sich, in ihrer expliziten Form, aus dem 19. Jahrhundert heraus gebildet habe und in der ersten Jahrhunderthälfte des 20. Jahrhunderts omnipräsent gewesen sei. Im Unterschied zu einem Roman des Zeitgenossen Leo Perutz, »St. Petri-Schnee«, zeigte sich, dass Hofmannsthals ›Turm‹ mit Elementen des Prophetischen aus dem Feld des »Dichters als Führer« (Max Kommerell) spielt, Elemente des Führungsdenkens aus der Jugendbewegung anklingen und das Trauerspiel damit emphatisch am Führungsdiskurs seiner Zeit teilhat.

Die Beiträge werden im kommenden Jahrbuch veröffentlicht. Eine Arbeitsgruppe zum Thema »Furcht vor unseren königlichen Händen?« Souveränität und Gestik in Hofmannsthals ›Turm-Dramen‹ leitete Marion Mang (Wien). Die Arbeitsgruppe ging von der Beobachtung aus, dass in Hofmannsthals ›Turm‹-Dramen Hände wiederholt den Ausgangspunkt politischer Handlungen bilden. An das Wort »Hand« knüpften sich Phantasien von Ermächtigung wie auch von Ohnmacht und Strafe, und explizit sei die Hand im Spiel, wenn politische Neuord-

nung und Peripetie jeweils zusammenfallen. Nachvollzogen wurde Hofmannsthals Bezug auf das mittelalterliche Ritual der »heilenden Hände« des Königs, das Hofmannsthal zitiert, woraus sich die moderne Hand zur Trägerin neuer, allerdings instabiler politischer Energien entwickelte. Zudem biete die Hand auch den im Drama verdrängten weiblichen Kräften eine Spielfläche.

Eine Arbeitsgruppe »Das ›Nichts mit tausend Köpfen‹. Hofmannsthal und die Massen der Moderne« leitete Alexander Mionskowski (Berlin). Die ›Masse‹ wurde als ein Krisenphänomen identifiziert, ein Indiz für den Zusammenbruch der staatlichen Ordnung, welches auch für die ambivalente Inszenierung in den verschiedenen »Turm«-Fassungen leitend wurde: Masse sei ein Status des Volkes, so die Annahme, der durch das Charisma dichterischer Gemeinschaftsstiftung überwunden werden sollte. Mit Rückbezügen auf die Konzeption von »Das Leben ein Traum« (ab 1901) zeigte sich ein zunächst atavistisches Konzept möglicher Gemeinschaftsbildung, das nach dem Weltkrieg von Hofmannsthal mit kulturellen Verfallsprozessen enggeführt wird, wie sie die Massenpsychologie Freuds und Le Bons beschreiben. An Hofmannsthals Poetologie der Masse fiel allerdings deren Fragmentarizität auf, welche insbesondere die zahlreichen dramatischen Versuche kennzeichnet und von den Schwierigkeiten des Dichters mit der Gestaltung des »Gesamtbereichs des Politischen« (Schaeder) zeugt.

Mit Hofmannsthals Vorstellung von einer »Konservativen Revolution« befasste sich die Arbeitsgruppe »Auf den Spuren der ›Suchenden‹: Hofmannsthals politisches Denken in den ›Turm‹-Dichtungen«, die Ute Nicolaus (Berlin) leitete. Unter Bezugnahme auf die Schrifttumsrede und mutmaßliche Quellentexte, vor allem Frederik van Eedens und Erich Gutkinds »Welteroberung durch Heldenliebe« und Gustav Landauers »Revolutionsschrift«, entzündete sich eine Diskussion über die Deutung des »Turms« mit seinen divergierenden Dramenschlüssen: Gegen die These, im »Turm« werde aporetisch das Scheitern von Souveränitätsvorstellungen in der Moderne dargestellt, was die implizierte Offenheit aller Fassungen zeige, wurde die Figur des Kinderkönigs als Verwirklichung einer Utopie, allerdings im Bewusstsein ihrer utopischen Verfasstheit, interpretiert. Sigismund erwies sich durch seine Erklärung, »zu ordnen und aus der alten Ordnung herauszutreten«, zum einen als konservativer

Revolutionär, zum anderen – nach den Paradigmen Max Webers – als traditionaler Herrscher, der seinen ihm zustehenden Spielraum nutze, um willkürlich neue Gesetze (Gleichheit, ethnische Emanzipation) zu erlassen. Als eschatologisches Drama gelesen, formuliere »Der Turm« einen geschichtsphilosophischen Endpunkt, wobei Hofmannsthal der Demontage des Glaubens und aller Ideen mit der irrealen Kinderkönigsherrschaft bewusst die Legitimität der Theatralik entgegengesetzt habe, die im Salzburger Programm verfolgt wurde. Die hierzu auf den ersten Blick widersprüchliche, negative Konnotation, die dem »Theaterstaat« Oliviers anhaftet, konnte mit dem Hinweis auf die unterschiedlichen Funktionen von Öffentlichkeit erklärt werden.

In einem eigenen Forum hatten auch dieses Mal wieder Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler die Gelegenheit, ihre Dissertationsprojekte zu Werken Hofmannsthals in Kurzreferaten vorzustellen. Michael Woll (Osnabrück) präsentierte sein Thema »Die Geschichte der Hofmannsthalforschung am Beispiel des ›Schwierigen‹«; Andrea Wald (Chicago) fasste ihr kurz vor dem Abschluss stehendes Projekt »Ornament. An Austrian Sentiment« zusammen; Rebecca Schönsee (Wien) hat ihre Dissertation »Kunst und Pneuma. Von Hofmannsthals Lyrik des Hauchs zur Atemperformance« (2013) bereits abgeschlossen und trug Überlegungen zum »Semiramis«-Fragment vor; Linda Puccioni (Wien) präsentierte ihr Vorhaben »Farbensprachen. Chromatik und Synästhesie bei Hugo von Hofmannsthal«; und Concetta Perdichizzi (München) stellte ihre Arbeit »Die Verwandlung des Sakralen ins Heroische. Konzepte des Ästhetischen bei Hofmannsthal, George und d'Annunzio« vor.

Über den Fortgang der auch in den vergangenen drei Jahren durch die Hofmannsthal-Gesellschaft ideell und (sporadisch) materiell geförderten Kritischen Hofmannsthal-Ausgabe berichtete der Projektleiter Heinz Rölleke (Neuss), wobei sich das frühere Urteil der DFG, dass diese Ausgabe mit einem Band pro Jahr die zügigste und effizienteste der von ihr geförderten Ausgaben sei, nach wie vor behaupten konnte. 2013 erschienen die »Aufzeichnungen« in zwei Bänden (XXXVIII und XXXIX) mit Text und Erläuterungen (hg. von Rudolf Hirsch [†] und Ellen Ritter [†] in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth; Redaktion: Katja Kaluga). Es handelt sich um ein umfangreiches Konvolut aus Tagebüchern sowie verstreuten Exzerpten, Reflexionen, Aphorisen

men, Träumen und poetischen Entwürfen, das Hofmannsthal seit dem 13. Lebensjahr als Gedankenvorrat und Merkhilfe diente. Jahrzehntelang wurden die Notizen transkribiert, datiert und den unterschiedlichen Werken Hofmannsthals zugeordnet. In zwei Bänden liegt eine dichte Chronik mit über 2000 eigenhändigen Zeugnissen zu Hofmannsthals innerem und äußerem Leben vor, die durch einen ausführlichen Kommentar, ein Register zu Hofmannsthals Werken (500 Einträge) und ein kommentiertes Personenregister (3 400 Einträge) erschlossen wurde. Damit sind von der auf 42 Bände (darunter zwei Doppelbände) angelegten Werkausgabe 39 abgeschlossen. Das umfangreiche Editionsmanuskript des Bandes »Reden und Aufsätze 1« (Bd. XXXII) ist soeben in die Herstellung gelangt und wird Anfang 2015 erscheinen. Die dann noch ausstehenden Bände »Reden und Aufsätze 4« (Bd. XXXV), »Herausgebertätigkeit« (Bd. XXXVI) sowie »Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne« (Bd. XXXVII) sind editorisch weitgehend bearbeitet und werden 2015 in Druck gehen, so dass die Gesamtausgabe nach insgesamt 40 Jahren (die ersten Bände waren 1975 herausgekommen) vollständig vorliegen wird.

Eine weitere Neuerscheinung gab den Anlass für die Gestaltung des künstlerischen Rahmenprogramms: Elsbeth Dangel-Pelloquin (Basel) ist Herausgeberin des kommentierten Briefwechsels »Hugo und Gerty von Hofmannsthal – Hermann Bahr«, der 2013 erschien. Die zwischen 1891 und 1934 gewechselten Briefe zwischen Bahr und dem Ehepaar Hofmannsthal sind ein wichtiges Zeugnis der Wiener Moderne und dokumentieren darüber hinaus die Mentalitäts- und Kulturgeschichte österreichischer Intellektueller und Künstler bis 1930. Der Gründungsmythos des »Jungen Wien« wird in den Briefen so lebendig wie der Austausch der Autoren über ihre Lektüren, ihre Ansichten und Beiträge zur zeitgenössischen Literatur- und Theaterkritik, die Beteiligung an Reformprojekten des Theaters und die Entstehung der eigenen Werke. Ein Netzwerk an Beziehungen, Verstrickungen und Verwerfungen entfaltet sich, in dem viele maßgebende Zeitgenossen versammelt sind. Durch Hinzunahme des Briefwechsels zwischen Bahr und Gerty von Hofmannsthal ergänzt Dangel-Pelloquin das Männerduo zum Trio mit weiblicher Stimme, in dem sowohl Hofmannsthals Verlobungszeit und Ehe als auch Bahrs Interesse an Gerty von Hofmannsthal vernehmbar

werden. Dangel-Pelloquin führte am Eröffnungsabend, der im »Palais Wildt'sches Haus« stattfand, in den Briefwechsel ein. Begleitet von zwei Berufsmusikern als Lesestimmen, Christoph Dangel (Basel) für Hofmannsthal und Tamás Vásárhelyi (Basel) für Bahr, bot Dangel-Pelloquin eine äußerst facettenreiche und illustre Auswahl der Briefe, bei denen sie die Stimme Gertys übernahm. Die intensive wie spannungsreiche Freundschaft der unterschiedlichen Charaktere, ihre Gemeinsamkeiten und ihr zeitweises Zerwürfnis wurden durch die Lesung eindrucksvoll gegenwärtig.

Am zweiten Abend wurde im Engelhofkeller des Deutschen Seminars ein Hörspiel der ersten Fassung des »Turms« aufgeführt, das der Nordwestdeutsche Rundfunk 1954 zu Hofmannsthals 80. Geburtstag produziert hat (Regie: Ludwig Cremer; Musik: Bernd Alois Zimmermann; mit Theodor Loos als Basilius, Bernhard Minetti als Julian und Mathias Wieman als Arzt). Konrad Heumann führte in die Entstehung, Hintergründe und Rezeption ein.

Eine ordentliche Mitgliederversammlung fand am letzten Tag statt, bei der der Vorsitzende Heinz Rölleke sein Amt zur Verfügung stellte. Alexander Honold von der Universität Basel wurde ohne Gegenstimmen zum neuen Vorsitzenden der Hofmannsthal-Gesellschaft gewählt. Die weiteren Mitglieder des Vorstands wurden im Amt bestätigt: Elsbeth Dangel-Pelloquin (Basel) und Jochen Strobel (Marburg) sind stellvertretende Vorsitzende, Anna-Katharina Gisbertz (Mannheim) Schriftführerin und Konrad Heumann (Frankfurt a. M.) Schatzmeister. Der Vorstand dankte Herrn Rölleke für seine Verdienste.

Die Tagung ging mit einer literarischen Stadtführung unter Leitung von Albert M. Debrunner (»Literarische Spaziergänge durch Basel«, 2011) zu Ende.

Anna-Katharina Gisbertz

Hofmannsthal-Bibliographie online

Seit dem 1.Juli 2008 ist die Bibliographie der Hofmannsthal-Gesellschaft öffentlich im Internet zugänglich. Derzeit sind hauptsächlich die Jahrgänge 1995–2012 bibliographisch erfaßt und inhaltlich erschlossen; die Jahrgänge ab 1977 sollen Schritt für Schritt folgen.

Zu erreichen ist die Datenbank über die *Website* der Gesellschaft (*Hofmannsthal.de*) oder direkt unter *Hofmannsthal.bibliographie.de*.

Die Meldung entlegener Literatur erbitten wir an die Bearbeiterin Dr. Gisela Bärbel Schmid (*Hofmannsthal-gesellschaft@web.de*).

Interessierte wenden sich bitte an das Büro der Gesellschaft:

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.
c/o Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25
60311 Frankfurt a.M.
Tel. 069/13880-247
E-Mail: Hofmannsthal-gesellschaft@web.de
<http://Hofmannsthal.de>

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

SW Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. von Anne Bohnenkamp (seit 2004), Heinz Otto Burger (bis 1977), Rudolf Hirsch (bis 1996), Clemens Köttelwesch (1980–1988), Detlev Lüders (bis 1980), Mathias Mayer (seit 1996), Christoph Perels (seit 1989), Edward Reichel (seit 1993), Heinz Rölleke (seit 1974), Martin Stern (bis 1974), Ernst Zinn (bis 1990). Frankfurt a.M.

- SW I Gedichte 1* Hg. von Eugene Weber. 1984.
SW II Gedichte 2 Aus dem Nachlaß. Hg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber. 1988.
SW III Dramen 1 Kleine Dramen. Hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel. 1982.
SW IV Dramen 2 Das gerettete Venedig. Hg. von Michael Müller. 1984.
SW V Dramen 3 Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin. Hg. von Manfred Hoppe. 1992.
SW VI Dramen 4 Das Bergwerk zu Falun. Semiramis. Die beiden Götter. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1995.
SW VII Dramen 5 Alkestis / Elektra. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer. 1997.
SW VIII Dramen 6 Ödipus und die Sphinx / König Ödipus. Hg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp. 1983.
SW IX Dramen 7 Jedermann. Hg. von Heinz Rölleke. 1990.
SW X Dramen 8 Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater. Hg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz. 1977.
SW XI Dramen 9 Florindos Werk. Cristinas Heimreise. Hg. von Mathias Mayer. 1992.
SW XII Dramen 10 Der Schwierige. Hg. von Martin Stern. 1993.
SW XIII Dramen 11 Der Unbestechliche. Hg. von Roland Haltmeier. 1986.
SW XIV Dramen 12 Timon der Redner. Hg. von Jürgen Fackert. 1975.
SW XV Dramen 13 Das Leben ein Traum / Dame Kobold. Hg. von Christoph Michel und Michael Müller. 1989.

<i>SW XVI.1 Dramen</i>	14.1	Der Turm. Erste Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 1990.
<i>SW XVI.2 Dramen</i>	14.2	Der Turm. Zweite und dritte Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 2000.
<i>SW XVII Dramen</i>	15	Übersetzungen, Bearbeitungen, Prolog, Vorspiele. Hg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert. 2006.
<i>SW XVIII Dramen</i>	16	Fragmente aus dem Nachlaß 1. Hg. von Ellen Ritter. 1987.
<i>SW XIX Dramen</i>	17	Fragmente aus dem Nachlaß 2. Hg. von Ellen Ritter. 1994.
<i>SW XX Dramen</i>	18	Silvia im »Stern«. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1987.
<i>SW XXI Dramen</i>	19	Lustspiele aus dem Nachlaß 1. Hg. von Mathias Mayer. 1993.
<i>SW XXII Dramen</i>	20	Lustspiele aus dem Nachlaß 2. Hg. von Mathias Mayer. 1994.
<i>SW XXIII</i>		Der Rosenkavalier. Hg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh. 1986.
<i>Operndichtungen</i>	1	Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen. Hg. von Manfred Hoppe. 1985.
<i>SW XXIV</i>		Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunftheirat. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1998.
<i>Operndichtungen</i>	2	Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne. Hg. von Ingeborg Beyer-Ahlert. 2001.
<i>SW XXV.1</i>		Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1976.
<i>Operndichtungen</i>	3.1	Hg. von G. Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Kriebel. 2006.
<i>SW XXV.2</i>		Hg. von Ellen Ritter. 1975.
<i>Operndichtungen</i>	3.2	Aus dem Nachlaß. Hg. von Ellen Ritter. 1978.
<i>SW XXVI</i>		Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria. Hg. von Manfred Pape. 1982.
<i>Operndichtungen</i>	4	Hg. von Ellen Ritter. 1991.
<i>SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien</i>		Hg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter. 2009.
<i>SW XXVIII Erzählungen</i>	1	
<i>SW XXIX Erzählungen</i>	2	
<i>SW XXX Roman</i>		
<i>SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe</i>		
<i>SW XXXIII Reden und Aufsätze</i>	2	

<i>SW XXXIV</i>	Hg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel. 2011.
<i>Reden und Aufsätze 3</i>	
<i>SW XXXVIII</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>Aufzeichnungen (Text)</i>	
<i>SW XXXIX</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>Aufzeichnungen (Erläuterungen)</i>	
<i>SW XL Bibliothek</i>	Hg. von Ellen Ritter in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaité und Konrad Heumann. 2011.

GW Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden.
 Hg. von Bernd Schoeller (Bd. 10: und Ingeborg Beyer-Ahlert) in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1979 f.

<i>GW GD I</i>	Gedichte. Dramen I: 1891–1898
<i>GW D II</i>	Dramen II: 1892–1905
<i>GW D III</i>	Dramen III: 1893–1927
<i>GW D IV</i>	Dramen IV: Lustspiele
<i>GW D V</i>	Dramen V: Operndichtungen
<i>GW D VI</i>	Dramen VI: Ballette. Pantomimen. Bearbeitungen. Übersetzungen
<i>GWE</i>	Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen
<i>GW RA I</i>	Reden und Aufsätze I: 1891–1913
<i>GW RA II</i>	Reden und Aufsätze II: 1914–1924
<i>GW RA III</i>	Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen: 1889–1929

Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1945 ff. (bei später abweichender Paginierung 1. Aufl. mit Erscheinungsjahr).

<i>PI (1950)</i>	Prosa I. 1. Aufl. 1950
<i>PI</i>	Prosa I. 1956
<i>PII (1951)</i>	Prosa II. 1. Aufl. 1951
<i>PII</i>	Prosa II. 1959
<i>PIII</i>	Prosa III. 1952
<i>PIV</i>	Prosa IV. 1955

<i>A</i>	Aufzeichnungen. 1959
<i>E</i>	Erzählungen. Stockholm 1945. 2. Aufl. 1949.
	3. Aufl. 1953
<i>GLD</i>	Gedichte und Lyrische Dramen. Stockholm 1946.
	2. Aufl. 1952
<i>DI</i>	Dramen I. 1953
<i>DII</i>	Dramen II. 1954
<i>DIII</i>	Dramen III. 1957
<i>DIV</i>	Dramen IV. 1958
<i>L I (1947)</i>	Lustspiele I. 1. Aufl. 1947
<i>L I</i>	Lustspiele. 1959
<i>L II (1948)</i>	Lustspiele II. 1. Aufl. 1948
<i>L II</i>	Lustspiele II. 1954
<i>L III</i>	Lustspiele III. 1956
<i>L IV</i>	Lustspiele IV. 1956
<i>BI</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1890–1901. Berlin 1935.
<i>B II</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900–1909. Wien 1937.
<i>BW Andrian</i>	Hugo von Hofmannsthal – Leopold von Andrian: Briefwechsel. Hg. von Walter H. Perl. Frankfurt a.M. 1968.
<i>BW Auernheimer</i>	The Correspondence of Hugo von Hofmannsthal and Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau. In: Modern Austrian Literature 7 (1974), Numbers 3 & 4, S. 209–307.
<i>BW Bahr</i>	Hugo und Gerty von Hofmannsthal – Hermann Bahr: Briefwechsel 1891–1934. Hg. und kommentiert von Elsbeth Dangel-Pelloquin. Göttingen 2013.
<i>BW Beer-Hofmann</i>	Hugo von Hofmannsthal – Richard Beer-Hofmann: Briefwechsel. Hg. von Eugene Weber. Frankfurt a.M. 1972.
<i>BW Bodenhausen</i>	Hugo von Hofmannsthal – Eberhard von Bodenhausen: Briefe der Freundschaft. Hg. von Dora von Bodenhausen. Düsseldorf 1953.
<i>BW Borchardt</i>	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Frankfurt a.M. 1954.

- BW Borchardt (1994)* Rudolf Borchardt – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Text. Bearbeitet von Gerhard Schuster und Hans Zimmermann. München/Wien 1994.
- BW Borchardt Kommentar* Rudolf Borchardt – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Kommentar und Materialien. Hg. von Gerhard Schuster. München/Wien 2014.
- BW W. Brecht* Hugo von Hofmannsthal – Walther Brecht: Briefwechsel. Hg. von Christoph König und David Oels. Göttingen 2005.
- BW Burckhardt* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a.M. 1956.
- BW Burckhardt (1957)* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a.M. 1957 (erw. Ausgabe).
- BW Burckhardt (1991)* Hg. von Carl J. Burckhardt und Claudia Mertz-Rychner. Erw. und überarb. Neuausgabe. Frankfurt a.M. 1991.
- BW Degenfeld* Hugo von Hofmannsthal – Ottonie Gräfin Degenfeld: Briefwechsel. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingeleitet von Theodora von der Mühl. Frankfurt a.M. 1974.
- BW Degenfeld (1986)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingel. von Theodora von der Mühl. Erw. und verb. Auflage. Frankfurt a.M. 1986.
- BW Dehmel* Hugo von Hofmannsthal – Richard Dehmel: Briefwechsel 1893–1919. Mit einem Nachwort. Hg. von Martin Stern. In: HB 21/22 (1979), S. 1–130.
- BW Eysoldt* Gertrud Eysoldt – Hugo von Hofmannsthal: Der Sturm Elektra. Briefe. Hg. von Leonhard M. Fiedler. Salzburg 1996.
- BW Clemens Franckenstein* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. In: HJb 5 (1997), S. 7–146.

- BW Clemens Franckenstein* (1998) Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. Freiburg i. Br. 1998.
- BW George* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. Hg. von Robert Boehringer. Berlin 1938.
- BW George (1953)* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. erg. Aufl. Hg. von Robert Boehringer. München/Düsseldorf 1953.
- BW Gomperz* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg i. Br. 2001.
- BW Haas* Hugo von Hofmannsthal – Willy Haas: Ein Briefwechsel. Hg. von Rolf Italiaander. Berlin 1968.
- BW Harden* Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden. Hg. von Hans-Georg Schede. In: *HJb* 6 (1998) S. 7–115.
- BW Hauptmann* Hugo von Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann. Chronik ihrer Beziehungen 1899–1929. Aus Briefen und Dokumenten zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Martin Stern. In: *HB* 37/38 (1988), S. 5–141.
- BW Hellmann* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Paul und Irene Hellmann. Hg. von Werner Volke. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 11 (1967), S. 170–224.
- BW Herzfeld* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Marie Herzfeld. Hg. von Horst Weber. Heidelberg 1967.
- BW Heymel I* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 1: 1900–1908. Hg. von Werner Volke. In: *HJb* 1 (1993), S. 19–98.
- BW Heymel II* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 2: 1909–1914. Hg. von Werner Volke. In: *HJb* 3 (1995), S. 19–167.
- BW Heymel (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Alfred Walter Heymel. Hg. von Werner Volke. Freiburg i. Br. 1998 (= *BW Heymel I und II*).

- BW Insel* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Insel-Verlag 1901 bis 1929. Hg. von Gerhard Schuster. Frankfurt a.M. 1985.
- BW Karg Bebenburg* Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt a.M. 1966.
- BW Kassner I* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil I: 1901–1910. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: *HJb* 11 (2003), S. 7–136.
- BW Kassner II* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil II: 1910–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: *HJb* 12 (2004), S. 7–190.
- BW Kassner (2005)* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Freiburg i.Br. 2005 (= BW Kassner I und II).
- BW Kessler* Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler: Briefwechsel 1898–1929. Hg. von Hilde Burger. Frankfurt a.M. 1968.
- BW Lichnowsky* Hugo von Hofmannsthal – Mechtilde Lichnowsky. Hg. von Hartmut Cellbrot und Ursula Renner. In: *HJb* 5 (1997), S. 147–198.
- BW Lieben* Hugo von Hofmannsthal – Robert und Annie von Lieben. Hg. von Mathias Mayer. In: *HJb* 4 (1996), S. 31–66.
- BW Meier-Graefe* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg, 1998. In: *HJb* 4 (1996), S. 67–168.
- BW Meier-Graefe (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg i.Br. 1998.

- BW Mell* Hugo von Hofmannsthal – Max Mell: Briefwechsel. Hg. von Margret Dietrich und Heinz Kindermann. Heidelberg 1982.
- BW Michel* Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel. Briefe. Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Casetti. In: *HJb* 13 (2005), S. 11–167.
- BW Nostitz* Hugo von Hofmannsthal – Helene von Nostitz: Briefwechsel. Hg. von Oswalt von Nostitz. Frankfurt a.M. 1965.
- BW Oppenheimer I* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil I: 1891–1905. Hg. von Nicoletta Giacon. In: *HJb* 7 (1999), S. 7–99.
- BW Oppenheimer II* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil II: 1906–1929. Hg. von Nicoletta Giacon. In: *HJb* 8 (2000), S. 7–155.
- BW Pannwitz* Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. 1907–1926. In Verb. mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jaeckle. Frankfurt a.M. 1994.
- BW Redlich* Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich: Briefwechsel. Hg. von Helga (Ebner-)Fußgänger. Frankfurt a.M. 1971.
- BW Rilke* Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 1899–1925. Hg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack. Frankfurt a.M. 1978.
- BW Schmujlow-Claassen* Ria Schmujlow-Claassen und Hugo von Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Claudia Abrecht. Marbach a.N. 1982.
- BW Schnitzler* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1964.
- BW Schnitzler (1983)* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1983.

<i>BW Strauss</i>	Richard Strauss: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Franz Strauss. Berlin/Wien/Leipzig 1926.
<i>BW Strauss (1952)</i>	Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Franz und Alice Strauss. Bearb. von Willi Schuh. Zürich 1952
<i>BW Strauss (1954)</i>	Erw. Auflage. Zürich 1954.
<i>BW Strauss (1964)</i>	Im Auftrag von Franz und Alice Strauss hg. von Willi Schuh. 3., erw. Aufl. Zürich 1964. Hg. von Willi Schuh.
<i>BW Strauss (1970)</i>	4., erg. Aufl. Zürich 1970.
<i>BW Strauss (1978)</i>	5., erg. Aufl. Zürich/Freiburg i. Br. 1978.
<i>BW Taube</i>	Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube. Briefe 1907–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm. In: HJb 14 (2006), S. 147–237.
<i>BW Thun-Salm</i>	Hugo von Hofmannsthal – Christiane Thun-Salm. Briefwechsel. Hg. von Renate Moering. Frankfurt a. M. 1999.
<i>BW Wiegand</i>	Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 7 (1963), S. 44–190.
<i>BW Wildgans</i>	Der Briefwechsel Hofmannsthal – Wildgans. Erg. und verb. Neudruck. Hg. von Joseph A. von Bradish. Zürich/München/Paris 1935.
<i>BW Wildgans (1971)</i>	Hugo von Hofmannsthal – Anton Wildgans: Briefwechsel. Neuausg. Hg. und kommentiert von Norbert Altenhofer. Heidelberg 1971.
<i>BW Zifferer</i>	Hugo von Hofmannsthal – Paul Zifferer: Briefwechsel. Hg. von Hilde Burger. Wien (1983).
<i>B Christiane</i>	Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleines Welttheater. Briefe an Thankmar von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a. M. 1995.
<i>TB Christiane</i>	Christiane von Hofmannsthal. Tagebücher 1918–1923 und Briefe des Vaters an die Tochter 1903–1929. Hg. von Maya Rauch und Gerhard Schuster, Frankfurt a. M. 1991.

<i>TB Christiane</i> (²1991)	2. überarb. Aufl. Frankfurt a.M. 1991.
<i>Brief-Chronik</i>	Hugo von Hofmannsthal. <i>Brief-Chronik. Regest-Ausgabe</i> . 3 Bde. Hg. von Martin E. Schmid unter Mitarbeit von Regula Hauser und Severin Perrig. Red. Jilline Bornand. Heidelberg 2003.
<i>Brief-Chronik I</i>	Bd. 1: 1874–1911.
<i>Brief-Chronik II</i>	Bd. 2: 1912–1929.
<i>Brief-Chronik III</i>	Bd. 3: Register.
<i>Hirsch</i>	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Frankfurt a.M. 1995.
<i>Hirsch (1998)</i>	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Nachträge und Register. Frankfurt a.M. 1998.
<i>HB</i>	Hofmannsthal-Blätter. Veröffentlichung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Heidelberg 1971 ff.
<i>HF</i>	Hofmannsthal-Forschungen. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Basel u. a. 1971 ff.
<i>HJb</i>	Hofmannsthal-Jahrbuch. Hg. von Maximilian Berggruen, Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler und Gotthart Wunberg. Freiburg i. Br. 1993 ff.
<i>Weber</i>	Weber, Horst: Hugo von Hofmannsthal-Bibliographie: Werke, Briefe, Gespräche, Übersetzungen, Vertonungen. Bearbeitet von Horst Weber. Berlin/New York 1972.

Alle gängigen Zeitschriften werden abgekürzt nach der Bibliographie der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL).

Anschriften der Mitarbeiter

Prof. Dr. Maximilian Bergengruen
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)
Institut für Germanistik: Literatur,
Sprache, Medien
Kaiserstraße 12, Geb. 30.91
D-76131 Karlsruhe

Dr. Klaus E. Böhnenkampf
Hölderlinstraße 8
D-70174 Stuttgart

Dr. Alys X George
New York University
Department of German
19 University Place
New York, NY 10003
USA

Dr. Anna-Katharina Gisbertz
Universität Mannheim
Schloss EW 247
D-68131 Mannheim

Oliver Grill, M.A.
Ludwig-Maximilians-Universität
München
Deutsche Philologie
Schellingstraße 3 RG
D-80799 München

Wolfgang Hottner, M.A.
Humboldt Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II
Institut für deutsche Literatur
Unter den Linden 6
D-10099 Berlin

Prof. Dr. Volker Mergenthaler
Philipps-Universität Marburg
Institut für Neuere deutsche Literatur
Wilhelm-Röpke-Straße 6A
D-35039 Marburg

Prof. Dr. Gerhard Neumann
Lietzenseeuf 3
D-14057 Berlin

Prof. Dr. Lothar Pikulik
Tarforster Straße 3
D-54317 Korlingen

Prof. Dr. Ursula Renner[-Henke]
Universität Duisburg-Essen
Fachbereich Geisteswissenschaften/
Germanistik
Universitätsstraße 12
D-45117 Essen

Prof. Dr. Günter Schnitzler
Universität Freiburg
Deutsches Seminar
Platz der Universität 3
D-79085 Freiburg i.Br.

Prof. Dr. Peter Sprengel
Freie Universität Berlin
Institut für deutsche und
niederländische Philologie
Habelschwerdter Allee 45
D-14195 Berlin

Dr. Olivia Varwig
Frankfurter Goethe-Haus / Freies
Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25
D-60311 Frankfurt a.M.

Prof. Dr. Gotthart Wünberg
Hartmeyerstraße 42
D-72076 Tübingen

Register

- Abbondanza, Elisabetta 205, 235
Adams, Margarethe (geb. Kassner) 181, 189
Aehrenthal, Alois Lexa von 196
Aichelburg, Wladimir 113, 179
Aiken, Conrad 32
Aischylos 117
Alewyn, Richard 273
Andreoli, Annamaria 167
Andrian, Leopold von 73, 77, 85
Antinoos 152
Arburg, Hans-Georg von 290, 293
Arens, Katherine 20
Aristoteles 301
Arlaud, Sylvie 20
Assmann, Aleida 303f.
August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen 191
Augustinus 302
- Bach, Friedrich Teja 305
Bachtin, Michail M. 295
Badeni, Kasimir Felix von 268
Badura-Triska, Eva 180
Baedeker, Karl 147f., 152f., 155, 157f., 180
Bahr, Hermann 10, 73, 80, 163, 166, 169, 172, 180, 265, 268, 276, 318, 324
Balázs, Béla 10
Balzac, Honoré de 8, 28, 35
Barberini, Maffeo (s. Urban VIII.)
Barck, Karlheinz 290
Barnert, Othmar 113
Barrett Browning, Elisabeth 184
Barthélémy-Saint-Hilaire, Jules 268
Baudelaire, Charles 184
Beardsley, Aubrey 40, 133
- Beck, Max Wladimir von 182
Becke, Friedrich 92
Beethoven, Ludwig van 79, 202
Beetz, Wilhelm 126, 136, 168, 171
Behmer, Marcus 133
Bellini, Vincenzo 168
Below, Fritz von 255
Benjamin, Walter 319f.
Berenson, Bernard 96, 98, 102, 112, 117f., 121f., 134f., 140, 174, 187, 195
Berenson, Mary 105, 174, 187
Bernus, Alexander von 170
Bertram, Theodor 127
Beta, Ottomar 290
Bethmann Hollweg, Theobald von 207, 225
Betz, Maurice 98
Bie, Oscar 171
Bierbaum, Otto Julius 33, 73, 261
Bismarck, Fürstin Herbert (geb. Marguerite Hoyos) 100, 108f., 112
Bismarck, Otto von 142, 173, 206, 215
Blake, William 130
Blaukopf, Herta 160, 198
Blei, Franz 215, 234
Bleibtreu, Hedwig 45
Blind, Karl 268
Blokesch, Georg H. 98, 100
Blumenthal, Oscar 268
Bodenhausen, Dora von 248f., 251
Bodenhausen, Eberhard von 78, 207, 210, 219, 248–250, 252
Bodenhausen, Karin von 223f., 227, 249–252, 254
Bodmer, Daniel 107
Böck, Holger 113, 135

- Böcklin, Arnold 242
Böhler, Otto 167
Boehm, Gottfried 297
Boes, Tobias 9
Bohnenkamp, Klaus E. 91–204
Bomhard, Bettina von 94
Borch, Maria von 116
Borchardt, Cornelius 228
Borchardt, Karoline 205, 211, 245, 254, 257
Borchardt, Marie Luise 205, 222
Borchardt, Rose 206, 216, 245
Borchardt, Rudolf 205–257
Borgards, Roland 319
Botticelli, Sandro 117
Bouchot, Henri 167
Bourbon, Henri Charles de 101
Bouvet, Charles 182
Boveri, Margret 105
Brahm, Otto 77, 183
Brahms, Johannes 203
Brâncuși, Constantin 10
Brandes, Georg 195
Braun, Heinrich 205–257
Braun, Lily 211, 220f., 229f., 234, 237, 242, 245
Braun, Otto 205–257
Braun-Vogelstein, Julie 217f., 224, 228, 253
Braunwarth, Peter Michael 78, 323
Brecht, Bertolt 13
Brecht, Walther 85
Brentano, Clemens 188
Breuer, Hans 127
Breuer, Stefan 318
Briesemeister, Otto 127
Brinton, Christian 60
Britzolakis, Christina 13f.
Broch, Hermann 52
Brockdorff-Rantzau, Ulrich von 136, 143, 173
Bronnen, Arnolt 320
Brooker, Peter 13
Brose, Renate 113, 137
Browning, Robert 184
Bruckmann, Elsa (geb. Prinzessin Cantacuzène) 98, 112, 141–143, 145, 147, 150, 154, 163, 173–175, 181, 184f., 187, 195
Bruckmann, Hugo 112, 150, 173, 175, 195
Brückner, Max 126
Brunelli, Silvia 98
Brunelleschi, Filippo 289
Büchner, Georg 87
Bülow, Bernhard Fürst von 142, 229
Burckhardt, Carl Jacob 99, 112
Burdett, Osbert 64
Burke, Kenneth 27, 33, 37, 67
Burne-Jones, Edward 98, 125
Burte, Hermann 207
Busch, Werner 287f.
Busoni, Ferruccio 105
Busse, Carl 262, 265
Calderón de la Barca, Pedro 318
Camarlinghi, Adriana 98, 113
Cambieri Tosi, Marie-José 98f.
Campbell, Mildred 160
Campe, Rüdiger 300
Cavalcaselle, Giovanni Battista 122
Cézanne, Paul 285
Chagall, Marc 13
Chamberlain, Anna 138, 143, 159f.
Chamberlain, Houston Stewart 91f., 96, 112, 119, 123f., 130, 133, 136–138, 143, 150, 154f., 157, 159–161, 167, 171–175, 177, 181, 199f.
Churchill, Suzanne W. 10, 14
Cicero 304
Clairmont, Christoph W. 152
Clark, Barrett H. 52
Clemens XII., Papst 148
Collins, Theresa M. 38

- Constable, Gilles 96
Cooper, Diana (s. Diana Manners)
Corbin, John 56
Cornelius, Peter von 289
Costello, Bonnie 10
Coster, Charles Henry 96
Couperus, Louis 276
Craven, Thomas 18, 47
Cremer, Ludwig 325
Criste, Oscar 101
Croce, Benedetto 32
Crowe, Joseph Archer 122
Csáky, Moritz 163, 180
Cucchi, Franco 153
Cummings, Edward E. 32, 67
Czernin, Monika 116
Czernin, Rudolf 173
Czernin, Vera (geb. Prinzessin Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst) 173
- Damerini, Adelmo 98
Damerini, Gino 131, 134f.
Danegger, Adolf 170
Dangel, Christoph 325
Dangel-Pelloquin, Elsbeth 324f.
Daniele da Volterra 148
Dante Alighieri 117, 162
d'Annunzio, Gabriele 105, 116, 120f., 131f., 134f., 149, 152, 156, 158f., 162–164, 166f., 323
Daucher, Hans 202
Dauer, Holger 184
d'Aurevilly, Barbey 182
de Bosis, Adolfo 166
de Briey, Albertine (s. Comtesse Jean de Montebello)
Debrunner, Albert M. 325
Degas, Edgar 16, 36
Degenfeld-Schonburg, Ottonie von 248
Dehmel, Richard 33
- Deißmann, Adolf 216
Delbrück, Hans 216, 237
de Ligne, Louis Eugène 9e Prince 179
de Ligne, Marie Suzanne Marguerite Louise Princesse (s. Thurn und Taxis, Marie Suzanne Prinzessin von)
Della Monica, Ilaria 113
della Robbia, Luca 117
della Torre, Gastone 149
della Torre, Lodovico 149
della Torre, Marcantonio 121
della Torre, Pagano 149
della Torre, Raimondo 149
Dempsey, James 9–11, 13f., 16, 23
Demuth, Leopold 171
Dewey, Michael 295
Diaghilew, Sergei 28
Dick, Joseph 53
Diderot, Denis 195
Diederichs, Eugen 92, 116, 150, 163, 177
Dieke, Hildegard 113
Dietzel, Thomas 277
di Rudini, Alessandra 166
di Rudini, Antonio 166
di Verona, Marcello Parlotti 166
Dogramaci, Burcu 287
Dohm, Hedwig 121
Dohnany, Ernst von 203
Donnay, Maurice 149, 169
Dos Passos, John 13
Dorsi, Pierpaolo 110
Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 162, 172
Doubek, Vratislav 265
Douglas, Lord Alfred 138
Downes, Olin 66
Dreher, Conrad 268
Ducharme, Diane 23
Duino, Bettina von 103
Dumas, Alexandre 120, 169

- Duncan, Isadora 149f., 163
Duse, Eleonora 116, 120f., 132, 134,
149, 152, 158f., 163, 166, 168f.
- Eckardt, Hans von 228
Eger, Paul 83
Eliot, Thomas Stearns 10, 13, 20,
42f., 50f., 65, 67
Ellwanger, Lorenz 123
Emerson, Ralph Waldo 10, 184
Engel, Manfred 285
Erdmann-Edler, Karl 103
Ernst, F. W. 130
Ernst, Otto 261
Ernst, Petra 213
Estermann, Alfred 277
Euripides 168, 242
Eysoldt, Gertrud 44, 171
- Fendrich, Anton 216
Feuchtwanger, Lion 52
Fichte, Johann Gottlieb 214, 232
Filene, Edgar 37
Fiondonza, Johannes 106
Fischer, Samuel 171, 215
Fischer-Treuenfeld, Maximiliane von
211
Flasch, Kurt 213
Flashar, Hellmut 168, 301
Flaubert, Gustave 182
Flechtheim, Alfred 16
Ford Madox Ford (d.i. Ford Hermann
Hueffer) 42
Forster-Hahn, Françoise 289
Foucart, Claude 116
Franckenstein, Clemens von 69–89,
187
Franckenstein, Georg von 77f., 82–84,
187
Franckenstein, Georg Arbogast von
70
Franckenstein, Leopoldine von 75, 81
- Franckenstein, Moritz von 70
Franko, Iwan 274
Franseky, Edith von 211, 220f.
Franz von Assisi 106, 154
Freeman, John 53
Freud, Sigmund 14, 19, 322
Fried, Michael 291
Friederich II., Kaiser 156f.
Friedrich, Erzherzog von Österreich
und königlicher Prinz von Ungarn
101
Friedrichs, Fritz 127
Friemel, Marie (geb. Kassner) 181
Fries, Helmut 213
Fritsch, Walter 242
Fritz, Gottlieb 91, 96f., 114, 116–118,
120, 122, 124, 128, 137, 142, 146,
148, 150, 155, 158, 162, 164, 177,
199, 201
Frodl, Gerbert 180
Fröschle, Ulrich 321
Froning, Heide 113
Fry, Roger 59
Fürstenberg, Maria Josefa von 92
Fulda, Ludwig 280
Fuller, Margaret 10
- Gaethgens, Thomas 288
Gagarine, Marie (Mima) Fürstin 112,
140
Gagliardi, Maria 121
Gagnebin, Bernard 118
Gahling, Ute 92, 122, 160
Gaillard, Jacques 202
Galiani, Fernando (Abbé) 132f., 184
Garasch, Alfred 39
Gardner, Isabella Stewart 96, 117,
134f., 174, 187
Gastaldi, Elisabetta 170
Gautsch von Frankenthurn, Paul 182
Gazzetti, Maria 134, 167
George, Alys X. 7–68

- George, Stefan 77, 80, 221f., 225, 229, 238, 242f., 245, 256, 323
Gerdol, Santo 153
Gess, Nicola 319
Gest, Morris 56
Geyger, Lili 172
Gide, André 91, 115f., 118, 120, 142, 157, 170
Gierke, Otto von 215
Gillman, Abigail 20
Giorgione 117, 121f.
Giotto 154
Gisbertz, Anna-Katharina 317–325
Gleichen, Heinrich von 220
Gluck, Christoph Willibald 70, 136
Gobry, Ivan 154
Goethe, Johann Wolfgang von 7, 28, 35, 106, 168, 222, 238, 311, 313–315
Gogol, Nikolai 158
Golding, Alan 14
Goluchowski, Agenor 196
Goodridge, Celeste 10
Graedener, Hermann 105
Graf, Fritz 297
Gramatica, Irma 166
Gregory, Alyse 9f., 19, 22f., 44, 55, 57f.
Greiner, Otto 147, 162
Grill, Oliver 285–310
Grimm, Jacob 167, 292
Grimm, Wilhelm 167, 292
Groen, Roy 113
Groß, Jean 72
Grottewitz, Curt 261
Grotfeld, Heinz 277f.
Grünwald, Ida 141
Gütschow, Carl von 172
Gundolf, Friedrich 222
Gutkind, Erich 322
Gutmann, Eugen 236
Hadamowsky, Franz 136, 168, 171
Hadley, Rollin Van N. 96
Hadrian, Kaiser 152
Härdtl, Hugo 135
Haesemann, Ernst 166
Hampel, Sigmund Walter 259f.
Hansen, Theophil 135
Harden, Maximilian 171, 181
Harris, Clement Hugh Gilbert 256
Hattingberg, Magda von (Benvenuta) 105
Hattingberg, Walther Georg von 105
Hauptmann, Gerhart 13, 98, 168, 171, 183, 208, 215, 246
Haverkamp, Anselm 302, 304
Haydn, Josef 202
Hebbel, Friedrich 184
Hecker, Max 222
Heidegger, Martin 300
Heilingbrunner, Susanne 259
Heine, Albert 166
Heine, Heinrich 104
Heller, Hugo 202
Hellige, Hans Dieter 210
Henning, Max 277, 279
Heraklit 237
Herrmann, Friedrich-Wilhelm von 300
Herterich, Hans 124
Herwarth, Julie von 248
Herwarth von Bittenfeld, Hans Wolfgang 248
Herwig, Wolfgang 111
Herzfeld, Marie 116
Hesse, Hermann 13, 18, 47
Heumann, Konrad 23, 77, 323, 325
Hevesi, Ludwig 156, 162, 166
Hevesi, Max 50
Heymel, Alfred Walter 205, 207f., 218, 230
Heyse, Paul 280–282
Hiebler, Heinz 266

- Hirsch, Rudolf 323
Hirschfeld, Georg 261
Hirschfeld, Ludwig 26
Hodgson, Randolph Llewellyn 103, 117, 149
Hoditz, Albert Joseph von 131
Hölderlin, Friedrich 47
Hofmannsthal, Christiane von 22, 25 f., 38–40
Hofmannsthal, Gerty von 22, 52, 58 f., 79 f., 83, 93, 172, 175, 177, 188, 191, 211, 324 f.
Hofmannsthal, Hugo von 7–89, 92 f., 96, 98 f., 101, 103 f., 109, 112, 115, 117, 119, 122, 126, 140 f., 147, 150, 152, 164 f., 167, 170–174, 180 f., 187 f., 191, 202, 208, 210–213, 221, 229, 242 f., 245, 248, 259–283, 311, 313–315, 317–325
Hofmannsthal, Hugo Augustin von 77, 80
Hohenfels, Stella 142
Hohenlohe-Schillingsfürst, Gustav Prinz von 101
Hohenlohe-Waldenburg, Prinz Friedrich (gen. Fritz) von 116, 131 f., 134, 152, 159, 194
Hohenlohe, Sina von (gen. Donna Zina) 134 f.
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Prinz Egon zu 101, 131, 191
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Karola Prinzessin zu 112, 189
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Konrad zu 182
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Marie zu 92
Holz, Arno 183
Homer 163
Honold, Alexander 318, 325
Horton, David 9
Hottner, Wolfgang 285–310
Howard, Sidney 38, 49, 54
Hoyos, Alexander 112
Hoyos, Edmée 112
Huber, Hans-Dieter 303
Hübener, Andrea 119, 293
Hügel, Hans-Otto 277
Hülsen-Haeseler, Georg von 82 f.
Hugo, Victor 259
Hutier, Oskar von 255
Huysmans, Joris-Karl 183
Ibsen, Henrik 149, 168 f., 183
Ifkovits, Kurt 23, 265
Immermann, Karl Leberecht 222
Innerhofer, Roland 320
Innozenz X., Papst 147
Irion, Claudia 87
Jacobsen, Jens Peter 116
James, Christopher 112
Jarno, Josef 137
Jensen, Jens Christian 288
Jeritza, Maria 66
Jerusalem, Wilhelm 268–270
Johann II., Fürst von Liechtenstein 165
Johnstone, Alan 176
Johnstone, Antoinette (gen. Nettie) 176
Jonas, Klaus W. 94
Jones, Robert Edmond 39
Joost, Nicholas 9
Joukowsky, Paul von 126
Judeich, Johann Friedrich 262
Jünger, Ernst 218
Jünger, Friedrich Georg 218
Julius II., Papst 191
Junker, Heinrich P. 182
Justi, Ludwig 254
Kafka, Franz 13, 52, 311, 313–315
Kahlenberg, Hans von 261
Kahn, Otto 37 f.

- Kainz, Josef 142
Kaltneker, Hans 320
Kaluga, Katja 7, 23, 323
Kaminski, Nicola 270
Kammen, Michael 10, 44
Kaňka, Franz Maximilian 106
Kanner, Heinrich 265
Kapp, Julius 127
Kassner, Alfred 199
Kassner, Bertha 114, 188
Kassner, Friedrich 199
Kassner, Marianne 91
Kassner, Oscar (sen.) 114, 181, 185-190
Kassner, Oscar (jun.) 185, 188, 195
Kassner, Rudolf 91-204
Kauffmann, Kai 213
Kaulbach, Wilhelm von 290
Keele, Kenneth D. 121
Keisch, Claude 286, 288f.
Kemble, Patrick 32
Kemp, Wolfgang 287
Kensik, Alphons Clemens 107
Kessler, Harry Graf 28, 80
Keyserling, Eduard von 103f., 109, 119, 183f., 196, 198, 200
Keyserling, Elise von 198
Keyserling, Henriette von 198
Keyserling, Hermann 92, 96, 112, 114, 119, 122, 134, 136, 138, 150, 160, 172, 174, 184, 198
Kierkegaard, Søren 184
Kippenberg, Anton 91, 104, 112
Kippenberg, Katharina 94, 112
Klein, Carl August 77
Kleist, Heinrich von 168, 313f.
Kliche, Dieter 290
Klimt, Gustav 33, 156
Klinger, Max 276
Kluck, Alexander von 245
Knackfuß, Hermann 152
Knust, Martin 125
Köhnen, Ralph 285
König, Christoph 320f.
Kohle, Hubertus 287
Kokoschka, Oskar 15, 50
Kommerell, Max 321
Korff, Arnold 56
Korten, Lars 207
Kostrbová, Lucie 265
Kovach, Thomas A. 20
Kraft, Werner 225
Kratzsch, Konrad 259, 262, 266
Kraus, Ernst 127
Kraus, Karl 166
Krug, Walther 245
Kubik, Reinhold 126
Kühlmann, Margarete von 211
Kühner, Hans 166
Kuhl, Nancy 23
Kundmanns, Carl 135
Kunz, Josef 312
Kurz, Hermann 280, 282
Lachmann, Hedwig 133, 198
Lachmann, Renate 302
La Follette, Suzanne 49, 53
La Grange, Henry-Louis de 160
Laichmann, Michaela 113
Lammel, Gisold 290
Landauer, Gustav 322
Landfester, Ulrike 78
Lane, Edward W. 277f.
László, Fülöp Elek (Philipp Alexius) 151
Latzel, Bertha (s. Bertha Kassner)
Lauterbach, Paul 130
Lawrence, David Herbert 13
Leavell, Linda 9
Leblanc, Georgette 141f.
Le Bon, Gustave 322
Lee, Vernon (d.i. Violet Paget) 98
Lefèvre, Eckard 170
Lehar, Franz 149

- Lehmann, Hans-Thies 319
Lehmann, Lilli 168
Lengger, Margarete 23
Leo XIII., Papst 151, 161f.
Leo, Friedrich 229
Leonardo da Vinci 117, 121, 177, 195,
 298–301
Lepsius, Stefan 224
Lepsius, Reinhold 222, 229
Lessing, Gotthold Ephraim 313
Levie, Sophie 113
Lewald, August 278
Lewis, Hanna B. 20
Liechtenstein, Franz Josef II., Fürst von
 und zu 165
Liechtenstein, Franz von Paula, Fürst
 von und zu 165, 196
Liechtenstein, Johann II., Fürst von
 und zu 165
Lindau, Paul 268
Liszt, Franz 202
Livingston, Arthur 49
Lockemann, Bettina 303
Löffelmeier, Anton 113
Löffler, Bertold (Berthold) 261, 263
Loos, Theodor 325
Lópes-Rey, José 147
Lotto, Lorenzo 121f.
Loy, Mina 13
Ludwig, Heinrich 298
Lueger, Carl 268
- Maaz, Bernhard 286
Maeterlinck, Maurice 122, 141f., 166,
 168f.
Mahler, Alma 160
Mahler, Gustav 73, 126f., 159f., 198
Maier, Wolfgang Martin Luise 217,
 220, 222, 224f., 230, 253
Maillo, Aristide 34
Mang, Marion 321
Mann, Heinrich 13
Mann, Thomas 9, 13, 41f., 51, 54,
 58f., 64, 303
Manners, Diana 60
Maratta, Carlo 148
Marchetti, Maria 180
Mareček, Zdeněk 93
Mariano, Nicky 96, 102, 105
Masaccio (d.i. Tommaso di Ser Cassai)
 290
Massenet, Jules 202
Matala de Mazza, Ethel 305
Matisse, Henri 13
Mauser, Wolfram 98
Mayer, Mathias 8
McCormick, Harold 37f.
McCredie, Andrew 74, 85, 87–89
McKible, Adam 10, 14
Meier-Graefe, Julius 33, 292
Meiser, Hans Christian 103
Mell, Max 100, 112, 320
Mende, Jana 294
Menkes, Hermann 276
Menzel, Adolph von 285–310
Menzel, Emilie 288
Mergenthaler, Volker 259–283
Mereschkowski, Dimitri Sergejewitsch
 172
Metternich, Pauline Fürstin 173
Meyer, Hugo 152
Meyer, Reinhart 277
Meyrowitz, Selmar 79
Michelangelo 117, 148, 216
Miller, Cristanne 10
Minetti, Bernhard 325
Minor, Jakob 274
Mionskowski, Alexander 322
Miry, Paul 202
Moellendorff, Wichard von 220
Moissi, Alexander 37
Molitor, Anna 113
Moll, Carl 180

- Moltke, Helmuth von d.J. 210,
213–217, 230, 232, 234, 236f., 241,
244f., 247
- Montebello, Comtesse Jean de 99
- Montenuovo, Alfred Fürst 181
- Moore, David M. 23
- Moore, George 53
- Moore, Marianne 9f., 19, 21–23, 50,
61–68
- Morand, Paul 59
- Morgan, Bayard Quincy 55
- Morgenstern, Ulf 113
- Morris, William 98, 125
- Mortimer, Raymond 40, 43, 45
- Mottl, Felix 126, 141, 198, 202
- Mozart, Wolfgang Amadeus 79
- Muck, Karl 124
- Mülder-Bach, Inka 305
- Müllebner, Rudolf 113, 168
- Muir, Edwin 52, 54
- Muir, Willa 52
- Munch, Edward 16, 33, 36
- Muncker, Franz 85
- Musil, Robert 313
- Mussolini, Benito 96
- Muther, Richard 292
- Mutzenbecher, Kurt von 76, 82
- Mutzenbecher, Therese 163
- Nalewski, Horst 116, 305
- Napoleon I. 103
- Nassau-Weilburg, Prinzessin Henriette
von 101
- Natter, G. Tobias 180
- Naumann, Friedrich 208, 236
- Nestroy, Johann 127
- Neubelt, Tobias 228
- Neuber, Wolfgang 302
- Neumann, Angelo 82
- Neumann, Gerhard 170, 206, 300
- Neumann, Karl Eugen 63
- Nicolaus, Ute 322
- Nietzsche, Friedrich 259, 282
- Nikisch, Arthur 82
- Nitsche, Hinrich 262
- Noailles, Anna Comtesse Mathieu de
99
- Noailles, Mathieu Comte de 99
- Nodia, Nino 113
- Nodnagel, Atha 222
- Nostitz-Wallitz, Alfred von 235
- Oberthür, Peter 113
- Ofner, Julius 268
- Olden, Marie 112, 150, 199, 201
- Olivier, Philippe 127
- O'Neill, Eugene 38, 52
- Oppeln-Bronikowski, Friedrich von
142
- Osigus, Anke 277f.
- Osterkamp, Ernst 85, 205, 213
- Ott, Ulrich 170, 205, 209
- Otway, Thomas 32
- Overbeck, Johann Friedrich 289
- Ozieblo, Barbara 10
- Pabst, Michael 261
- Pachl, Peter P. 159
- Pächter, Hermann 288
- Pallenberg, Max 44
- Palmerico, Benigno 159
- Pannwitz, Rudolf 213
- Papini, Giovanni 195
- Pater, Walter 117, 121f.
- Paul IV., Papst 148
- Perdichizzi, Concetta 323
- Perfall, Anton von 261
- Perutz, Leo 321
- Petersen, Jens 205, 229
- Petsch, Robert 278
- Petzendorfer, Ludwig 265
- Pfotenhauer, Helmut 297
- Picasso, Pablo 10, 16, 40, 48
- Pichel, Irving 39

- Pikulik, Lothar 311–315
Pilar von Pilchau, Alf 93
Pilon, Edmond 268
Pinchot, Rosamond 60
Pinero, Arthur W. 120
Pirandello, Luigi 49, 56
Pitreich, Heinrich Ritter von 196
Pius IX., Papst 101
Pius X., Papst (Giuseppe Sarto) 161
Placci, Carlo 96, 98f.
Platon 157, 163, 174f., 177f., 199, 238,
 301
Poellnitz, Rudolf von 170
Poeschel, Carl Ernst 273
Pogner, Alois 193
Pongs, Hermann 116
Poppenberg, Felix 259, 262
Porter-Lowe, Helen T. 64
Post, Harriet A. 60
Pound, Ezra 10, 32, 42, 6
Pozzi, Stefano 148
Prawy, Marcel 198
Pretzsch, Paul 92
Prezzolini, Giuseppe 195
Probst, Jörg 287f.
Proust, Marcel 183, 299
Puccioni, Linda 323
Putlitz, Baron Joachim Gans Edler zu
 76

Querena, Lattanzio 170
Quintilian (Marcus Fabius) 300, 302f.

Racine, Jean Baptiste 29, 102
Radecke, Gabriele 184
Raffael 148, 152, 191
Rahn, Helmut 300
Rainey, Lawrence 10f.
Rall, Marlene 98
Rameau, Jean 182
Rampolla, Marino del Tindaro 151,
 161f.

Ramtke, Nora 270
Rantzau, Kuno zu 173
Rasi, Luigi 120
Rathenau, Walther 209f., 220, 237
Ratzeburg, Julius Theodor Christian
 262
Raymond, Marcel 118
Redlich, Joseph 268, 270, 274
Reinhardt, Max 37–39, 45, 47, 52–54,
 56, 60, 71f., 86, 180, 243, 319
Reinhold, Peter 235, 241
Renan, Ernest 130
Renner, Ursula 15
Renouard, Philippe 140
Ribarz, Rudolf 179
Rich, Daniel Catton 13
Richter, Hans 127
Richter, Karl 222
Riehl, Wilhelm Heinrich 303
Riemann-Reyher, Marie 286, 289
Rilke, Rainer Maria 13, 92–94, 96–
 106, 110, 116, 119, 123, 131, 134f.,
 158f., 182, 186, 189, 285–310
Rilke, Sophie 131
Rißmann, Jutta 8
Ritter, Ellen 8, 23, 264, 266, 323
Ritzer, Walter 104
Rockefeller, Edith 38
Rockefeller, John D. 38
Rodin, Auguste 132, 135, 184, 297
Rölleke, Heinz 323, 325
Rösch, Ewald 311–315
Rokyta, Hugo 106
Rooy, Anton van 126
Rosenkranz, Karl 290
Rossetti, Dante Gabriel 98
Rossmann, Max 126
Rousseau, Jean-Jacques 118, 133,
 182f.
Rubens, Peter Paul 123
Rückert, Friedrich 104
Russell, Archibald G. B. 113

- Russell, Bertrand 32
- Saar, Ferdinand von 188
- Sachsen-Weimar-Eisenach, Pauline von 147
- Salmini, Claudia 113
- Salten, Felix 261
- Samson-Himmelstjerna, Hermann von 162
- Samuels, Ernest 187
- Samules, Jayne 105
- Sand, George 182
- Sarkowski, Heinz 133
- Sartori, Domenico Maritani 170
- Sartori Piovene, Adele Contessa 170
- Schalk, Franz 82, 198, 203
- Schalk, Lili 112, 172, 177, 190f., 193f., 200, 203f.
- Scharffenberg, Renate 105
- Scheibel, Michael 303
- Scheidemann, Christiane 136
- Scheidemann, Günter 113, 136
- Scheler, Max 230, 237
- Schenker, Franziska 23
- Scherbaum, Walburga 113, 119
- Schering, Emil 97, 137
- Schiberna, Giulia 105, 116, 140
- Schiebl, Christine 96
- Schiller, Friedrich 101
- Schlaf, Johannes 261
- Schleinitz, Otto von 151
- Schlenther, Paul 117, 181
- Schlesinger, Gerty 77
- Schlesinger, Hans 147, 174
- Schlick Bassano und Weißkirchen,
Erwein zu 186, 193
- Schlick, Maria Theresia (gen. Gegina) 186, 189, 192, 194
- Schmalenbach, Herman 222, 229
- Schmedes, Erik 126, 168
- Schmid, Gisela Bärbel 326
- Schmidhammer, Arpad 126
- Schmidt, Raymund 122
- Schmidt, Walther 207
- Schmölders, Claudia 94
- Schnack, Ingeborg 105, 116, 292
- Schneider, Eduard 163
- Schneider, Sabine 285, 301, 317
- Schneker, Heinrich 276
- Schnitzler, Arthur 10, 13–15, 17, 24, 26–28, 37, 39, 41, 73, 78, 126, 150, 183, 194, 202, 261, 313
- Schnitzler, Günter 311–315
- Schoen, Friedrich Wilhelm 174
- Schönherr, Karl 320
- Schönsee, Rebecca 323
- Schörg, Franz 202
- Scholes, Robert 10
- Scholz, Oliver Robert 290
- Schram, Alois Hans 95
- Schreyvogl, Friedrich 320
- Schroeder, Felix von 150
- Schroeder, Leopold von 136, 150
- Schröder, Rudolf Alexander 205, 207f., 211f., 225, 235, 242
- Schröder, Werner 312
- Schuch, Ernst von 198
- Schuler, Constanze 60
- Schulin, Ernst 210
- Schumann, Albert 183
- Schumann, Robert 79
- Schuster, Gerhard 205–207, 209, 226
- Schuster, Peter-Klaus 288
- Sebastiano del Piombo 148
- Seilliére, Ernest Baron 182
- Seinsheim, Maximilian von 76
- Seldes, Gilbert 9f., 22, 44f., 55
- Selzer, Jack 37, 67
- Semper, Gottfried 290, 293
- Senohrabek, Jiří 113
- Sering, Max 241, 245
- Shakespeare, William 29, 120, 126, 128, 162, 169, 183
- Sieber-Rilke, Hella 131

- Sieveke, Franz G. 301
 Signorelli, Olga 166
 Sil-Vara (d.i. Geza Silberer) 24f.
 Silberer, Rosa (Miriam Rose) 25
 Simon, Walter 100, 106, 113, 159, 186
 Simonides 304
 Sinclair-Stevenson, Christopher 23
 Singer, Isidor 265, 268
 Smetana, Bedřich (Friedrich) 92
 Sösemann, Bernd 209
 Solf, Wilhelm Heinrich 241
 Sophokles 242
 Speidel, Albert von 69, 73, 75–77, 83
 Spoerri, Theophil 107, 109
 Sprengel, Peter 205–257, 215, 218
 Stahl, August 106, 119, 293
 Stanislawski, Konstantin Sergejewitsch 56
 Stein, Heinrich Friedrich Karl vom und zum 215
 Steinberg, Michael P. 60
 Steiner, Herbert 93, 98, 100, 112
 Steinrück, Albert 80
 Stephens, Anthony R. 299
 Sterer, Richard 132, 162, 192
 Sterling, George 39
 Stevens, Wallace 13
 Strachey, Barbara 105
 Strauß, Johann 202
 Strauss, Richard 17, 28, 32, 54, 74, 83–86, 89, 98, 138, 172, 198, 200, 208, 243
 Streim, Gregor 213
 Strindberg, August 137
 Strobel, Jochen 325
 Strowel, Marie-Pierre 98
 Suchy, Viktor 110
 Sudermann, Hermann 120, 169
 Suk, Josef 93
 Surowska, Barbara 94
 Sutton, Walter 14, 42
 Swinburne, Algernon Charles 98, 116
 Swoboda, Hermann 123 f.
 Symons, Arthur 32
 Tacitus 243
 Tadié, Jean-Yves 299
 Tanera, Karl 119
 Tarot, Rolf 273
 Taube, Otto von 93, 96, 98, 100–102, 113, 146 f., 198
 Tautenhayn, Josef 135
 Teschen, Karl von, Erzherzog 101
 Tetzlaff (s. Gottlieb Fritz) 136
 Tetzlaff, Karl 136
 Tgahrt, Reinhard 208
 Thacker, Andrew 13
 Thayer, Florence Scofield 14 f., 17, 24, 26 f., 33–35, 39 f., 43, 50 f.
 Thayer, Scofield 8–11, 13–27, 30–53, 55 f., 58 f., 61–63
 Thiersch, Frieda 230
 Thoma, Hans 126
 Thun, Babette 124
 Thun-Hohenstein, Paul 94
 Thun-Salm, Christiane 101, 126, 135, 141, 173, 202
 Thurn-Hofer und Valsassina, Johann Baptist von 101
 Thurn-Hofer und Valsassina, Therese von 101
 Thurn und Taxis, Alexander (gen. Alex) Prinz (Fürst) von 92 f., 96, 100, 106–109, 118 f., 132, 138–140, 143 f., 145 f., 150, 154, 160 f., 163, 165, 167, 169, 172, 176, 185–187, 189, 199, 203
 Thurn und Taxis, Alexander (gen. Pascha) Prinz von 106, 111, 118 f., 123, 136, 150, 153 f., 162 f., 167, 177, 179 f., 183, 190 f., 202
 Thurn und Taxis, Alexander Prinz von 107, 192, 197, 200 f.
 Thurn und Taxis, Caroline, Prinzessin

- (Fürstin) von 161f.
Thurn und Taxis, Eleonore (gen. Lori)
Prinzessin von 186f.
Thurn und Taxis, Erich Prinz von 107,
159, 186, 189f., 192, 194, 196, 202
Thurn und Taxis, Eugen Prinz von
144f.
Thurn und Taxis, Gabriele Prinzessin
von (geb. Kinsky von Wchinitz und
Tettau) 159, 186, 189, 192, 202
Thurn und Taxis, Gustav Fürst von
161
Thurn und Taxis, Hugo Maximilian
Fürst von 92
Thurn und Taxis, Karl Alexander Fürst
von 110, 112
Thurn und Taxis, Marie Fürstin von
91–204
Thurn und Taxis, Marie Suzanne
Prinzessin von (geb. de Ligne)
179f., 183, 190, 202
Thurn und Taxis, Maria Theresia (gen.
Mariedl) Prinzessin von 186f.
Thurn und Taxis, Maximilian Joseph
Prinz von 92
Thurn und Taxis, Raimund Fürst von
109, 112
Thurn und Taxis-Hohenlohe, Marie
Fürstin von (s. Thurn und Taxis,
Marie Fürstin von)
Tischer, Valentina 113, 184
Tiemann, Walter 273
Tolstoi, Leo N. 130, 172
Trabitsch, Thomas 126
Trauner, Sandra 7
Trebitsch, Siegfried 261
Troeltsch, Ernst 214–216, 245
Tschudi, Hugo von 291f.
Twain, Mark 93

Ueding, Gert 302
Unger, Kristina 113, 124

Untermyer, Minnie 37
Untermyer, Samuel 37
Urban VIII., Papst 148
Urbas, Adam 51
Usener, Hermann 147

Vajente, Bruno 113
Valéry, Paul 65
van Eeden, Frederik 322
van Gogh, Vincent 180
Vanheste, Jeroen 50
Varwig, Olivia 69–89
Vásárhelyi, Tamás 325
Vasari, Giorgio 148, 290
Velásquez, Diego 147
Volke, Werner 208
Vollmoeller, Karl Gustav 37f., 56, 60
Votava, Zdenek 107

Wagner, Cosima 92, 98, 125, 127, 160
Wagner, Hans 198
Wagner, Richard 103, 116, 121, 123,
125, 128, 136, 171
Wagner, Siegfried 125, 127, 159
Wagner-Zoelly, Corinne 53
Wald, Andrea 323
Walden, Herwarth 16
Waldstein, Karl Ernst von 106
Wallner, Astrid 113
Walser, Karl 31
Walter, Bruno 70, 73–75, 79, 85–87
Wassermann, Jakob 49, 51
Wasserstrom, William 11, 18
Watson, James Sibley (jun.) 11, 13,
18, 41f.
Weber, Alfred 221, 228, 230, 273
Weber, Gabriele 113
Weber, Max 318, 323
Wedekind, Frank 70, 72f.
Weigall, Marian 51
Weil, Gustav 278–280, 282
Weininger, Otto 123f.

- Weiß, Günther 160
Welzig, Werner 78
Werfel, Franz 320
Werner, Zacharias 168
Wiegele, Franz 15, 50f.
Wieman, Mathias 325
Wierer, Horst 113
Wierling, Dorothee 217, 230, 243, 256
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von
 117, 168, 215
Wilde, Oscar 133, 138, 198
Wilderotter, Hans 209
Wilhelm II., Kaiser 206, 209
Wille, Michael 129
Williams, William Carlos 67
Wilson, Richard Thornton 60
Winckelmann, Johann Joachim 157
Winkelmann, Hermann 168f., 171
Winkelvoss, Karine 293
Winsloe, Christa 218
Winter, Hans 83
Wintermeyer, Rolf 20
Wodzicki, Georg 176
Woll, Michael 323
Woolf, Virginia 59
Wulfman, Clifford 10
Wurzbach, Constant von 131
Wydenbruck, August 160
Wydenbruck, Maria (gen. Misa) 160
Wydenbruck-Purtscher, Nora 99, 101
Yeats, William Butler 13
Zehm, Edith 206
Zelle, Carsten 270
Zemlinsky, Alexander von 159
Zentner, Wilhelm 89
Zieger, Karl 20
Zifferer, Paul 59
Zimmermann, Bernd Alois 325
Zinn, Ernst 91, 93, 108, 110, 116, 124,
 134, 139, 144, 153, 164f., 170f., 201
Zöllner, Frank 177
Zola, Émile 183
Zweig, Stefan 13